

Gudrun Fischer

„Unser Land spie uns aus“

Jüdische Frauen auf der Flucht
vor dem Naziterror nach Brasilien

Titelfoto:

Weide mit Ställen auf Herta Levys Land, Rolândia, Brasilien

Porträtfotos zu den Interviews: Gudrun Fischer

Die Stiftung Umverteilen gab im Jahr 1994 für die erste Interviewreise für dieses Buch einen Zuschuß von 1.000 DM.

VKS GmbH
Postfach 102051
63020 Offenbach
Erstausgabe
1. Auflage 1998
ISBN 978-3-932636-33-2

Gudrun Fischer

„Unser Land spie uns aus“

Jüdische Frauen auf der Flucht vor dem Naziterror nach Brasilien

Mit einem Interview mit Anita Prestes und
einem kritischen Nachwort des Verlages

Unter Mitarbeit von
Susanne Behrend, Elisabet Fischer und Christiane Rüdtenklau

Verlag Olga Benario und Herbert Baum

Danksagung

Dank an alle, die mir Mut gemacht haben, dieses Buch zu schreiben. Immer wieder zeigte mir das Interesse von vielen Frauen, daß sich diese Arbeit lohnt. Susanne Behrend und meine Mutter, Elisabeth Fischer, brachten mich auf die Idee für das Buch. Beide haben mit mir einen Teil der Interviews geführt und danach aufmerksam die Entstehung des Buches verfolgt. Mein größter Dank geht an Christiane Rüdtenklau, meine Gefährtin, die das Manuskript redigierte und mich in den wichtigsten Fragen beriet. Lieben Dank auch an Alwine Witte fürs Korrekturlesen.

Besonders danke ich den Frauen, die uns/mir die Interviews gaben. Ich schätze diese Frauen, deren Worte mich viele Male berührten.

Vorwort

Elf Frauen erinnern sich im Februar/März 1994 und Juli 1996 in narrativen Interviews an ihre Flucht nach Brasilien. Sie erzählen, wie ihre ersten Jahre in Brasilien waren. Als jüdische (bzw. kommunistische) Frauen waren sie in ihrer Kindheit oder Jugend allein oder mit Familienangehörigen gezwungen worden, vor dem deutschen Faschismus zu fliehen. Einige nennen ihre Flucht Auswanderung, vielleicht, weil sie noch Zeit hatten, das Weggehen ein wenig vorzubereiten. Fast alle kommentieren in den Interviews ihr heutiges Verhältnis zu Deutschland und beobachten die Situation in der BRD – den zunehmenden Rassismus und Antisemitismus.

Acht der interviewten Frauen leben oder lebten in Rolândia, einer kleinen Stadt im Süden Brasiliens. Ich bin selbst in Rolândia aufgewachsen und zur Schule gegangen (1962 – 1972). Erst als ich bei späteren Besuchen von ehemaligen NachbarInnen mitbekam, daß sie während des deutschen Faschismus verfolgt worden waren, erfuhr ich, daß Rolândia für die Flucht von JüdInnen aus Deutschland nach Brasilien eine besondere Rolle spielte. Ich fand, daß die Geschichten der ehemals Verfolgten veröffentlicht werden mußten. Zuerst fragte ich Susanne Behrend, eine der ehemals Verfolgten, und meine Mutter, Elisabeth Fischer, doch beide wollten keine Interviews führen. So beschloß ich, daß wir es gemeinsam probieren könnten. Wir entschieden uns dafür, nur Frauen zu interviewen, weil sie unserer Meinung nach in der Geschichtsschreibung zuwenig zu Wort kommen.

Die erste Interviewreise 1994 war also ein Projekt zu dritt. Die zweite machte ich 1996 allein, denn ich wollte das Buch erweitern. Daher kommt es, daß zu den Frauen aus Rolândia zwei Frauen aus Rio de Janeiro kommen und eine aus Petrópolis, einem Städtchen nahe bei Rio. Anita Prestes, eine der interviewten Frauen aus Rio, wollte ich unbedingt aufnehmen, denn sie ist eine kommunistische Frau. Sie hat eine ganz andere Geschichte als die zehn anderen. Sie wurde nicht in erster Linie verfolgt, weil sie Jüdin, sondern weil sie Kommunistin ist. Ihre Mutter ist die Revolutionärin Olga Benario. Olga Benario wurde 1936 hochschwanger von *Getúlio Vargas** (Präsident Brasiliens von

* Alle kursiv gedruckten Ausdrücke und Namen, siehe Glossar.

1930 bis 1945, diktatorisch und nazifreundlich) an Hitlerdeutschland ausgeliefert. Zuvor hatte sie mit einer internationalen Gruppe von Kommunistinnen und Kommunisten in Brasilien den Umsturz der Diktatur geplant und war gefangengenommen worden. Ihre Tochter, Anita, kam im Gefängnis Barnimstraße in Berlin zur Welt. Sie lebte dort vierzehn Monate mit ihrer Mutter und wurde dank einer internationalen Kampagne an ihre brasilianische Großmutter und eine Tante übergeben. Olga Benario kam 1942 als jüdische und kommunistische Antifaschistin vom Konzentrationslager Ravensbrück nach Bernburg, wo sie ermordet wurde. Anita lebte mit ihrer brasilianischen Familie erst in Mexiko, heute in Brasilien und für viele Jahre im Exil in der Sowjetunion.

Rolândia ist, wie schon erwähnt, für die jüdische Flucht nach Brasilien eine besondere Stadt: Durch ein außergewöhnliches Dreiecksgeschäft konnten sich besonders viele JüdInnen dorthin retten. Dieses Dreiecksgeschäft bestand aus der Einzahlung von Geld auf ein deutsches Bankkonto. Damit wurde Eisenbahnmateriale gekauft, das nach Brasilien verschifft wurde. Wenn es dort ankam, bekamen die EinzahlerInnen Landtitel für Urwaldland im brasilianischen Bundesstaat Paraná, in der Umgebung des neu entstehenden Städtchens Rolândia.

Die Entstehung des Namens Rolândia ist ungewiß. Entweder wurde er der 1932 gegründeten Siedlung im subtropischen Urwald in Anlehnung an den Freiheitsheld Roland von Bremen verliehen. Es ist der Bremer Verwalter der sogenannten „Kolonie Roland“, Oswald Nixdorf, der der Siedlung den Namen gegeben will. Noch zwei weitere „Stadtgründer“, Johannes Schauff und Erich Koch-Weser, kamen aus Bremen bzw. aus Bremerhaven. Möglicherweise bedeutete der Name aber ursprünglich auch „rohes Land“. Als 1942 in Brasilien die deutsche Sprache verboten wurde (Brasilien war gegen Deutschland in den Krieg eingetreten), hieß Rolândia für ein paar Jahre „Caviuna“. Das ist die indianische Bezeichnung für einen blau blühenden, im Süden Brasiliens verbreiteten Urwaldbaum.

Noch eine kurze Bemerkung zu Rio: Rio, in den 30er Jahren Hauptstadt Brasiliens, war zwischen 1920 und 1945 wichtigster Ort für jüdische Emigration nach Brasilien, denn es besaß ein großes Auffangnetz für jüdische EmigrantInnen und eine große jüdische Gemeinde. In einem Buch über Juden in Rio sind Aussagen von Jüdinnen und Juden

aus 22 Ländern dokumentiert. Heute ist in São Paulo die größte brasilianische Jüdische Gemeinde.

Brasilien ist in Südamerika neben Argentinien, Chile, Bolivien und Uruguay ein traditionelles Einwanderungsland. Auch heute noch bekommt ein Kind, das auf brasilianischem Boden geboren wird, die brasilianische Staatsbürgerschaft, unabhängig davon, welche Staatsangehörigkeit die Eltern bzw. die Mutter haben. Da ein sehr großer Teil der brasilianischen Bevölkerung emigrierte Vorfahren hat, ist es heute möglich, eine zweite Staatsbürgerschaft – die der Vorfahren – zu beantragen.

Damit die Interviews nicht zu viele Fragen nach der Geschichte Rolândias, der Geschichte Brasiliens und des Antisemitismus in Brasilien hinterlassen, biete ich im zweiten Kapitel Hintergrundinformationen zu Rolândia, zur Geschichte Brasiliens, zum deutsch-brasilianischen Verhältnis in den 30er und 40er Jahren, zur jüdischen Emigration nach Brasilien und zum Antisemitismus in Brasilien an.*

Gudrun Fischer, Bremen im August 1998

* Dafür habe ich hauptsächlich vier Quellen benutzt: Ethel Volfzon Kosminsky: Rolândia, a terra prometida. Judeus refugiados do Nazismo no Norte do Paraná, Judaica Brasil 4, FFLCH/USP, Centro de Estudos Judaicos, São Paulo 1985. Boris Fausto: História do Brasil, edusp, São Paulo 1995. Friedrich Prüsser: Roland und Rolândia, Bremen 1957. Jeffrey Lesser: O Brasil e a Questão Judaica. Imigração, diplomacia e preconceito. IMAGO, Rio de Janeiro 1995.

1. Kapitel

Interviews mit jüdischen Frauen in Rolândia und Rio de Janeiro – Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Gesprächstechniken

In einem narrativen Interview breitet die Befragte ihre Geschichte aus, ohne daß die aufmerksame ZuhörerIn sie unterbricht. Die Interviewte kann eintauchen in Erinnerungen, auch schmerzliche, und sie wird nicht beurteilt. Ganz automatisch geht sie erzählend auf Wendepunkte in ihrem Leben zu. Wir InterviewerInnen mußten vorher üben, nicht zu unterbrechen, Geduld und keine Angst vor Trauer und Schmerz zu haben. Wir haben gelernt, daß gerade die traurigen Interviews uns in Erinnerung blieben, weil sie die offensten waren.

In unserer Vorbereitung haben wir leider zuwenig darüber erfahren, was wir machen, wenn die Frauen irritiert über die Offenheit des Interviews sind und sich lenkende, orientierende Fragen wünschen. Aber mit der Zeit lernten wir, damit umzugehen.

Ich will damit sagen, daß nicht bei jeder der elf Frauen unsere Technik des „narrativen Interviews“ zur Wirkung kam. Jedes Interview ist trotzdem für sich aussagekräftig. Bei manchen Interviews hatten wir den Eindruck, die Erzählende hat ihre Erinnerungen teilweise verdrängt oder weicht auf andere Themen aus. Einige waren erstaunt, daß wir das Thema Antisemitismus und Flucht aus Nazideutschland für wichtig halten. Während der Interviews mußten wir also die Balance finden zwischen Unterstützung durch viele oder durch wenige Fragen. Es war ein Pendeln zwischen Bestätigung und Nachhaken.

Einige der interviewten Frauen waren entsetzt, als sie die Bandabschrift bekamen und merkten, wie ungeordnet, wie offen (ohne über die Veröffentlichung nachzudenken) und wie umgangssprachlich sie erzählt hatten. Aber Erinnerungen sind so, erklärten wir: Sie kommen in der Sprache und dem Dialekt, den eine einst sprach, sie kommen ungeordnet und manchmal auch nur spärlich. Das Umgangssprachli-

che habe ich in der Überarbeitung ein wenig geglättet. Trotzdem zog eine der Interviewten (es waren also ursprünglich zwölf Interviews) ihren Text nach der Lektüre unserer Bandabschrift zurück. Eine andere willigte nur in das Interview ein, wenn es anonym bleibt. Eine Frau wollte unter keinen Umständen ein Foto von sich machen lassen, was wir sehr bedauerten. Viele wollten ganze Passagen oder Aussagen, die andere belasten oder beleidigen könnten, gestrichen sehen. Wir ließen uns auf die Kritik und Forderungen ein und hoffen, daß die Interviews gerade denen gefallen, die sie uns gaben.

Einige Worte zu den Interviewinhalten

Den Urwald roden, tropische Krankheiten kurieren, ungewohnte Land- und Haushaltsarbeit als Magd durchstehen: Viel Neues kam auf die aus Deutschland nach Brasilien ab 1933 geflohenen jüdischen Frauen zu, die in diesem Buch aus ihrem Leben erzählen.

Sie kamen alle aus gesicherten, wenn nicht sogar sehr wohlhabenden Verhältnissen. Wie gesichert das tägliche Überleben in Brasilien war, hing beim Neuanfang für die meisten der interviewten Frauen in Rolândia davon ab, ob der Landkauf über die *Englische Landgesellschaft (Paraná Plantation)* gelungen war, ob noch Teppiche oder Devisen, Haushaltsgegenstände, Werkzeuge oder Maschinen mitgenommen werden konnten. Ab 1938 durfte jede Emigrantin nur noch 10 deutsche Reichsmark in ihr Fluchtportemonnaie legen. Für jede für die Auswanderung gekaufte Ware mußte außerdem die sogenannte Reichsfluchtsteuer entrichtet werden, die 1939 die Höhe des Kaufwertes betrug.

Sollte eine Flüchtende Vertrauen in einen von der Gestapo bewachten Packer haben, wenn er sagte, „ich mache die Augen zu, geben Sie noch etwas her“? Zweimal Besteck einpacken pro Person war gestattet, mehr nicht, denn es handelte sich um Silber. Hatten die Packer lustlos gepackt, kam das Geschirr zerbrochen im Hafen von Santos oder Rio an. Auf die einlaufenden Gepäckkisten der EmigrantInnen legte die brasilianische Regierung hohe Zollgebühren, die manchmal den Wert des Gepäcks bei weitem übertrafen.

Wichtiger als finanzielle Verhältnisse war den interviewten Frauen, ob bei der Ankunft in Brasilien die ganze Familie beisammen war oder ob Eltern und Geschwister im Nazideutschland zurückbleiben mußten.

Sie trugen während der Flucht und auch in der Sicherheit Brasiliens immer die Angst mit sich herum, daß ihre Lieben umgebracht werden würden.

Gerade der Schmerz über den Verlust oder die Trennung der Familie machte den jungen Frauen einen Anfang in Brasilien schwer. Wichtig war auch die Frage, ob das Mädchen oder die Frau bei der Flucht schon eine Berufsausbildung abgeschlossen hatte. Besonders von Glück sprechen konnten die Frauen, die vorher noch landwirtschaftliche und hauswirtschaftliche Kenntnisse erworben hatten.

Das große rote „J“ und als zweiten Vornamen für Frauen „Sara“ (für Männer war es der Name „Israel“), hatte fast jede der Interviewten bei der Ankunft in Brasilien im Paß (siehe Dokumente im Anhang). Zwei der interviewten Frauen kamen mit dem „Kapitalistenvisum“, fünf kamen mit Hilfe von Einladungen und Dauervisa, die sie bekamen, weil sie sehr früh auswanderten oder weil sie Kontakte und enormes Glück hatten. Die Eltern einer interviewten Frau hatten den Mut, mit einem unsicheren Touristenvisum einzureisen. Zwei kamen sehr viel später nach Brasilien, da sie in den USA ihre zukünftigen Ehemänner kennenlernten, die bereits in Rolândia lebten (auch Juden). Zwei interviewte Frauen wußte nicht mehr, wie ihre Eltern das Visum für Brasilien bekommen hatten.

Zwei Frauen (und ihre Familien) mußten ihren Neuanfang in Rolândia ohne Landbesitz, für den sie eigentlich bezahlt hatten, beginnen, da das achtzehnte Schiff in diesem Dreiecksgeschäft mit der *Paraná Plantations* (manche erzählen, es sei das neunzehnte Schiff gewesen) mit dem Eisenbahnmaterial aus Deutschland den Hamburger Hafen zwar verließ, aber wegen Kriegsbeginn zurückgerufen wurde. Da das Schiff nie im Hafen von Santos eintraf, bekamen sie auch kein Land.

Die jüngste der interviewten Frauen ist heute 63, die älteste starb 1995 mit 88 Jahren.

Einige Frauen vermieden es, von ihren ermordeten, in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten zu erzählen. Wenn also in einigen Interviews Eltern, Großeltern oder Geschwister kaum vorkommen, so kann davon ausgegangen werden, daß sie das Naziregime nicht überlebten.

Der Kriegseintritt Brasiliens auf Seiten der Alliierten 1942 hatte, wie die Frauen betonen, keine Auswirkungen auf ihr Leben. Sie wurden

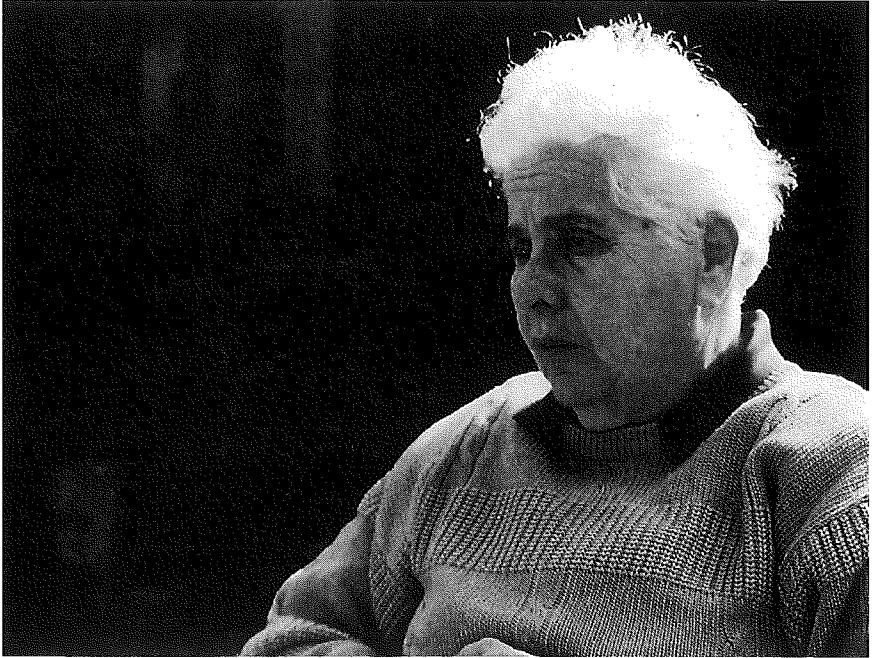
nicht als „feindliche AusländerInnen“, sondern weiterhin freundlich behandelt.

Einige der interviewten Frauen legten Wert darauf, nach dem Krieg die brasilianische Staatsangehörigkeit so bald als möglich zu bekommen. Nicht alle „brachten es über das Herz“, nach dem Krieg die Bundesrepublik Deutschland zu besuchen. Keine kehrte später für immer nach Deutschland zurück.

Die Frauen sprechen unterschiedlich gut deutsch. Zwei gaben ihr Interview auf portugiesisch. Die eine, weil sie eine starke innere Abwehr gegen die deutsche Sprache hat, die andere hat nur ihr erstes Lebensjahr in Deutschland verbracht und wurde in der spanischen, portugiesischen und russischen Sprache alphabetisiert. Dem Portugiesisch dieser beiden ist anzumerken, daß es nicht ihre Muttersprache ist. Das ist in der deutschen Übersetzung nicht mehr zu bemerken. Ruth Kaphan war in Deutschland und den USA aufgewachsen. Ihr Deutsch im Interview ist stark untermischt von englischen und brasilianischen Ausdrücken, die ich wegen der Verständlichkeit zum größten Teil bei der Bearbeitung übersetzt habe. Das Deutsch einiger anderer Interviewpartnerinnen klingt in unseren Ohren altmodisch oder ist von dem Dialekt, in dem die jeweilige Frau aufwuchs, geprägt, wovon (leider) nach der Überarbeitung nicht mehr viel übrigblieb.

Für manche (jüngere) LeserInnen mag es fremd und abstoßend klingen, wenn jüdische Frauen die Begriffe „Arierin“, „Halb-Jüdin“ usw. verwenden. Ich habe diese Begriffe in Anführungszeichen gesetzt und mit „sogenannt“ versehen, um eine Distanz herzustellen zu dem faschistischen Sprachgebrauch, der den interviewten jüdischen Frauen aufgezwungen war.

Ich möchte an dieser Stelle den interviewten Frauen nochmals für die Gespräche herzlich danken.



Susanne Behrend, 1994

Susanne Behrend, geb. im November 1920 in Breslau/Wroclaw (Polen)

Durch einen Zufall bin ich in Deutschland geboren, wo ich die ersten achtzehn Jahre meines Lebens verbrachte, und es hängt mir noch heute nach, daß ich mich wie der Wanderer zwischen beiden Welten fühle. Ich gehöre nicht hundertprozentig nach Brasilien, aber ich gehöre auch nicht mehr nach Deutschland. Und an meine Kinderzeit erinnere ich mich kaum noch, das ist ja wohl auch nicht von so großer Wichtigkeit. Ich erinnere mich lediglich, daß es in unserem Kinderzimmer einen sehr hohen Schrank gab, auf dem wir uns eine Wohnung eingerichtet hatten – da kletterten wir immer rauf. Es gibt auch noch ein Foto von mir auf dem Schrank.

Wie waren die Verhältnisse in deiner Familie?

Mein Vater war Rechtsanwalt. Meine Eltern haben 1918 geheiratet, und es ging meinem Vater beruflich furchtbar schlecht. Meine Eltern lebten zuerst in Berlin, und der Vater bekam mit der Anwaltspraxis kein Bein auf die Erde. Dann ergab sich was Neues mit meinem Großonkel, der kinderlos war. Ulkigerweise – heute wäre das wahrscheinlich sehr anders – ist seine Ehe nicht vollzogen worden. Er hätte das Recht gehabt, von der Frau geschieden zu werden und wieder zu heiraten. Nachdem er aber ein Ehrenmann war, ein wirklicher Gentleman, und die Frau sehr reich und er das Geld von ihr teilweise in sein Geschäft gesteckt hatte, hat er sich nicht von ihr scheiden lassen, sondern hat mit ihr gelebt bis zu ihrem seligen Tode, und die ist alt geworden. Da er eben keine Erben hatte, hat er meinen Vater und meinen Onkel gefragt, ob sie in sein Sägewerk eintreten wollen. Das war in den Nachkriegsjahren nach dem Ersten Weltkrieg. Da hat mein Vater zugewilligt, seinen Beruf an den Nagel gehängt und beide sind dann – mein Onkel war Kaufmann – mit in das Sägewerk gegangen. Auch meine Mutter hat ihren Beruf an den Nagel gehängt, sie war Biologin. Sie hatte ihren Doktor in Biologie gemacht, über Korallen. Sie hieß Dr. Eva Bielschowsky und war eine der ersten Frauen, die in Deutschland den Doktor gemacht hatten.

Bewußt zu denken und zu leben habe ich angefangen, als der „Führer“ auftrat. Denn meine Eltern waren – ich will nicht sagen anti-religiös – aber areligiös. Als der „Führer“ dann kam, und ich mit zwölf

Jahren vom Biologielehrer als ein typisches Beispiel der üblen, semitischen Rasse – krumme Nase, krumme Beine, die ich gar nicht habe, lockiges Haar, dunkel, klein – vor die Klasse gerufen wurde, fanden meine Eltern, es wäre nun an der Zeit, aus der deutschen Schule rauszugehen. Sie haben mich und meinen Bruder in die einzige damals existierende jüdische Schule in Breslau gegeben. Eine sehr orthodoxe Schule, für uns zuerst sehr schwierig, weil wir vom Judentum wirklich nichts wußten. Ich erinnere mich, das war schrecklich: der Hebräisch- und Religionslehrer wollte, daß ich die *Schmone esre* erkläre. *Schmone esre*? Keine Ahnung. Hinter mir haben sie geflüstert: „Achtzehn, achtzehn!“ Da habe ich also ganz frisch gesagt: „Das achtzehnte Gebet.“ Es ist aber nicht das achtzehnte Gebet, sondern ein Gebet, das aus achtzehn Bitten besteht. Damit ich das lernte, mußte ich es hundertmal aufschreiben. Wir hatten einen reizenden Direktor, der sich oft mit mir unterhielt und mich auch zu meinem ersten *Pessach*-Fest einlud. Das *Pessach*-Fest ist das Fest, wo der Auszug der Juden aus Ägypten gefeiert und erinnert wird. Es gibt die typischen Sachen zu essen, nämlich das bittere Kraut, das an die bittere Sklaverei in Ägypten erinnert, ein hartgekochtes Ei, von dem ich heute nicht mehr weiß, was es bedeutet, und ein Becher Wein, der an die Tür gestellt wird, weil man zu jedem *Pessach*-Fest hofft, daß der Prophet Elias wieder erscheint und die Welt erlöst. Ich war kolossal beeindruckt und habe mich dann sehr viel damit beschäftigt, und der Direktor hat zu mir gesagt: „Du kannst nur sagen, dazu sage ich voll ja oder dazu sage ich nein, wenn du es gelebt hast. Wenn du es in einer Familie gelebt hast, die nach diesen Gesetzen lebt. Und zwar wenigstens zwei Jahre.“ Natürlich haben meine Eltern nicht erlaubt, daß ich in eine orthodoxe Familie ziehe. Ich hätte das für mein Leben gern gemacht. Ich bin dann später Zionistin geworden. In dieser Schule war man sehr bewußt jüdisch und war sich auch sehr bewußt, daß wir nicht in Deutschland bleiben konnten.

Warum warst du von der jüdischen Religion so kolossal beeindruckt?

Es ist da folgendes passiert: Bei den Juden gibt es zwei ganz hohe Feiertage. Der höchste Feiertag ist *Jom Kippur*, der Versöhnungstag, der andere ist der Neujahrstag. Am Versöhnungstag besteht der Glaube, daß es von jedem selbst abhängt, ob ihm die Sünden vergeben werden. Da kann man in Kontakt mit Gott oder eben dem höheren Wesen treten. Ich bin damals viel in die Synagoge gegangen und war eben auch einmal am Versöhnungstag in der Synagoge, wo man fasten muß,

wenn man ein bestimmtes Alter erreicht hat. Ich hatte das Gefühl, ja wohl, heute hängt es von mir ab, heute komme ich in Verbindung mit Gott. Ich hatte auch das Gefühl, „heute habe ich mit Gott reden können“. Das ist beeindruckend. Trotz alledem haben meine Eltern es nicht zugelassen, daß ich für zwei Jahre weg von ihnen in ein ganz tiefreligiöses Haus gezogen wäre. Und es war richtig. Denn erst heute kann ich voll ermessen, was Familie ist. Wenn es auch einen jüdischen Witz gibt, wo der kleine Junge den Vater fragt: „Papa, was ist *Mischpoche*?“ – *Mischpoche* ist das *jiddische* Wort für Familie – „ist das etwas zum essen?“ Und der Vater sagt: „Nein, zum kotzen.“ Das ist typisch jüdisch. Familie ist etwas sehr Schönes und sehr Wichtiges. Und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn meine Eltern damals, als ich zwölf, dreizehn Jahre alt war, eingewilligt hätten: „Ja, gehe du zu dem Dr. Feuchtwanger in die Familie und lebe mit denen und entscheide dich danach: Das ist das Richtige für mich oder das ist nicht das Richtige für mich.“ Denn die Familie war, außer daß sie eben sehr gläubige orthodoxe Juden waren, auch noch *Zionisten* und wollte mich nach Israel mitnehmen.

Die Jugend ist vielleicht realistischer. Denn sieh mal: Wenn du mit zwölf und dreizehn und vierzehn Jahren auf der Straße angespuckt wirst, wenn dir die Steine nachfliegen, wenn du in der Straßenbahn fährst und da steht ein Schild „Juden keine Sitzplätze“, wenn an einer Straßenecke der *Stürmer* aufgestellt ist und du liest: „Die Juden sind unser Verderben“ – dann ist doch alles klar! Obwohl es ganz zu Anfang des Hitlerregimes war, dreiunddreißig, waren wir uns schon in unseren Jugendgruppen darüber klar, daß wir nicht in Deutschland bleiben konnten. Ich habe meinen Eltern erklärt, ich mache kein Abitur, ich will was lernen, was ich später praktisch verwenden kann. Ich werde erst mal als Dienstmädchen arbeiten, um Geld zu verdienen, wenn wir auswandern. Ich wollte nach Israel. Das haben die Eltern nicht zugelassen, und heute verstehe ich das. Man reißt eine Familie nicht auseinander, ohne daß wirklich ein Zwang dahinter steht und es ums Leben geht. Es ging damals noch nicht ums Leben. Na ja, und dann haben die Eltern mich gezwungen, weiter zur Schule zu gehen. Ich war bereits in der Obersekunda, als ich gesagt habe: „Bitte schön, in die Schule gehe ich. Aber ich tue nichts mehr.“ Ich habe dagesessen, habe mir angehört, was die Lehrer mitzuteilen hatten und habe nicht ein Wort geschrieben. Da gaben sie nach und ließen mich in eine Haushal-

tungsschule gehen. Es gab eine jüdische Haushaltungsschule, die Paula-Ollendorf-Schule. Bei unserer Haushaltungslehrerin mußten wir als erstes Taschentücher bügeln, die Ecke auf Ecke gelegt werden mußten. Ich fragte wozu, und sie sagte: „Bei mir gibt es nur exakt. Schlampig werdet ihr von alleine, das braucht ihr nicht zu lernen.“ In dieser Haushaltungsschule bin ich ein Jahr, bis zum Jahre achtunddreißig, gewesen. Und dann habe ich gesagt „so, nun will ich Geld verdienen“ und bin als Kindermädchen in eine jüdische Familie mit einem süßen kleinen Jungen gegangen, die dann vergast worden ist. Dort habe ich ein Geld verdient, und von diesem Geld habe ich dem besten Freund meiner Eltern irgendein köstliches Geschenk gemacht. Er war ganz gerührt, der Arme. Achtunddreißig brannten dann im November die Synagogen, und es wurde reihenweise verhaftet. Am 9. November ging das los, und bis zum 12. November war der Vater noch nicht verhaftet. Aber der Vater war in einer derartigen Depression, daß er nicht mehr aufstand. Er lag nur noch im Bett und sprach von dem Hungertuch, das auf uns zukam, und wir Kinder haben ihn verspottet, weil uns diese Gedanken eben ganz fremd waren. Heute wäre es mir nicht mehr fremd. Am 12. November kam die Gestapo, freundlicherweise erst morgens um neun, denn sonst kamen sie zwischen Mitternacht und Morgengrauen. Während der Vater sich fertig machte, haben sie in unserem Wohnzimmer gewühlt und die Papiere von meinem Vetter gefunden. Den haben sie auch gleich mitgenommen, dabei war der noch nicht mal achtzehn. Der Vater kam ins Gefängnis, wir wußten nicht wohin. Zwei Tage wurden sie recht anständig behandelt, und zwei Tage später kam er dann ins KZ Sachsenhausen, das nicht für eine derartige Invasion vorbereitet war. Sie schliefen dort in Abständen. Wer keinen Platz hatte, sich hinzulegen, stand, und wer Platz fand, konnte sich hinlegen, aber eben nur stundenweise. Gleich am ersten Morgen gab es einen Liter Graupensuppe, und die anderen Gefangenen sagten dem Vater: „Sieh zu, daß du das runterwürgst, wie, ist ganz egal. Denn wenn du etwas drin läßt, gibt es am nächsten Tag nur noch einen halben Liter. Wenn du den halben Liter nicht schaffst, gibt es nur noch einen viertel Liter, und es gibt am ganzen Tag nichts mehr.“ Aber der Vater hat es nicht geschafft; trotzdem hat er es ja überlebt. Während der Vater dort war, haben drei versucht zu fliehen. Aber das KZ war ja die ganze Nacht von Scheinwerfern beleuchtet, und sie haben die Armen gefaßt und ans Kreuz genagelt. Das ganze KZ mußte stehen bis sie tot waren. Einen Tag und eine Nacht. Das hat uns

der Vater aber erst erzählt, nachdem der Krieg verloren war. Denn als er aus dem KZ entlassen wurde, hat man ihm gesagt: „Unser Arm reicht weit. Wir finden dich überall, dich und deine Familie, und dann seid ihr erledigt.“ Darum hat er, solange es nicht sicher war, daß Hitler den Krieg verlieren würde, nie etwas gesagt.

Was ist mit anderen Verwandten und Familienangehörigen, zum Beispiel mit dem Vetter, der im KZ war, passiert?

Dieser Vetter, der auch ins KZ mußte, ist dann nach USA ausgewandert, das ist ein Bielschowsky. Die eine Familienlinie ist Bielschowsky, die andere Haber, außerdem eben Stern. Der Onkel von meinem Vetter hatte die Schieloperation erfunden oder sehr verbessert. Er war nach Amerika gerufen worden, denn Koryphäen hatte man gerne in Amerika. Leute, die Namen hatten, die etwas konnten, die wurden ohne weiteres reingelassen. Der hat dann seinen Neffen aus dem KZ geholt.

So einfach?

So hatten es die Deutschen gern, denn das Vermögen wurde beschlagnahmt. Jeder Mensch durfte zehn Mark mitnehmen, und dann war die Sache gelaufen. War doch sehr praktisch.

Und andere Verwandte?

Mein Vater hatte einen Bruder und zwei Schwestern. Sein Bruder wollte ursprünglich auch nach Brasilien auswandern, aber es war dann so brenzlich, daß man eben hinging, wo eine Grenze offen war. Sie hatten ihre beiden Kinder schon nach England in englische Familien geschickt und sind nach Kenia gegangen, später in die USA. Einer meiner Vettern hat sogar im englischen Heer gedient und ist dann nach Kanada, er lebt da heute noch. Eine Schwester meines Vaters ist nach Rio. Die andere Schwester meines Vaters hatte zwei Kinder, die in die USA ausgewandert sind. Ihr Mann hat sich schon sehr früh das Leben genommen, sie wurde verrückt. Die Kinder haben die Mutter nicht nachgeholt, sie ist von den Nazis umgebracht worden.

Wolltet ihr nicht auch in die USA fliehen?

Während mein Vater im KZ war, hat die Mutter versucht, die Auswanderung wirklich sehr voranzutreiben. Die Eltern wollten eigentlich in die USA. Die USA haben die Einwanderung von Juden, genauso wie die ganze übrige Welt, sehr beschränkt. Nur soundso viel durften rein, und in den USA mußte man auch noch zwei Personen haben, die dafür

garantierten, einen zu ernähren, falls man das selber nicht fertigbrachte. Damit man dem herrlichen Staat nicht zur Last fiel. Also fingen die Eltern an, die Auswanderung durch die *Paraná Plantations* nach Brasilien voranzutreiben.

Wie lief das sogenannte Austauschgeschäft mit der Paraná Plantations?

Man zahlte in Deutschland eine gewisse Summe ein. Damit hatte man das Recht, soundso viel *alqueres* (eine *alquere* entspricht etwa 2,5 ha) Land zu bekommen, je nachdem wie groß die Summe war. Für dieses Geld lieferte Deutschland Eisenbahnmaterial, Schienen, Waggons und Lokomotiven an die *Paraná Plantations* nach Brasilien. Meine Eltern waren beim neunzehnten Austauschgeschäft dabei. Das ganze Material war bereits auf dem Schiff, das Schiff war aus dem Hafen ausgelaufen – das war im September 1939. Und dann brach der Krieg aus. Das Schiff war noch nicht aus der deutschen Hoheitszone raus, da wurde es zurückgerufen. Somit war das Austauschgeschäft gelaufen, wir hatten unsere Landrechte verloren.

Haben alle Leute ihre Ländereien um Rolândia auf diese Art bekommen, oder gab es noch eine zweite Möglichkeit? Wie war das mit Leuten brasilianischer Staatsangehörigkeit oder anderer Nationalitäten, die aus dem Süden Brasiliens gekommen sind?

Die Leute aus dem Süden haben viele Jahre Ländereien umsonst verwaltet. Vier Jahre lang konnten sie alles behalten, was sie an Ernte hatten. Sie mußten sich aber verpflichten, auch Kaffee zu pflanzen, und bekamen dann die erste Kaffee-Ernte. Kaffee trägt erst nach vier Jahren. So haben sie das Land fertig aufgebaut übergeben und konnten sich mit dem verdienten Geld eigenes Land kaufen. Auf die Weise sind die kleinen *colonos* (Landarbeiter) zu Land gekommen.

Was das Austauschgeschäft betrifft, ist es im Prinzip eine gute Möglichkeit gewesen. Diese Ländereien wurden in Berlin in zwei Büros verkauft. Dem einen Büro stand Dr. Schauff vor, der allen dringend geraten hat, dieses Geschäft zu machen.

War es ein Zufall, daß ihr davon erfahren habt?

Nein, das kam durch Dr. Isay, den wir vorher kannten und der hier schon ansässig war und eine *fazenda* hatte. Er konnte noch sein Geld aus Deutschland rausholen, da er schon Anfang der Hitlerzeit ausgewandert war. Ich glaube, es war 1935 oder 1936, als die Bestimmungen

noch nicht so hart waren. Vielleicht hatte er auch Geld im Ausland. Er war ein Patentanwalt, der ungeheuer verdient hat. Die Familie war schwerreich, hatte eine himmlische Villa in Berlin mit allem Zubehör. So ist es auch mit Erich Koch-Weser gewesen. Die Koch-Wesers sind ganz früh raus, die haben auch gewußt, was ihnen blüht. Sie haben Hitler gekannt, sie haben im Reichstag dessen Aufstieg erlebt und wußten, daß Deutschland auf einen Krieg hin rüstet. Den Fachleuten war es bekannt, daß Hitler rüstet. Vom ersten Tag an. Nicht mit den Reichsbahnen sind die Arbeitslosen von den Straßen gekommen, sondern mit der Rüstung. Der Großindustrielle Stinnes aus dem schwerindustriellen Bereich hat übrigens das Geschäft mit den Eisenbahnen und den Schienen gemacht und dafür eine *fazenda* in Paraná bekommen.

Unser Geschäft kam, wie gesagt, nicht mehr zustande. Aber das kam ja nun nicht mehr darauf an. Die Mutter hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um erst mal den Vater aus dem KZ zu holen und für uns fünf Dauervisa zu bekommen. Ich war damals so dämlich, daß ich gar nicht begriff, was sie da geleistet hat, sie allein. Wir bekamen dann fünf Dauervisa für Brasilien, denn wenn man nur mit einem Touristenvisum, das auf drei Monate begrenzt war, hierher zog, lief man Gefahr, nach drei Monaten wieder ausgewiesen zu werden. Das wollte und konnte sie nicht riskieren. Das mit dem Dauervisum war sehr ulkig. Hier in Rolândia war eine Furnierfabrik, dessen Besitzer verheiratet war. Diese seine Frau war die Geliebte des damaligen Außenministers. Herr Isay hat sich an diesen Herrn gewandt, damit er fünf Dauervisa besorgte. Der wandte sich an sein Eheweib, und die hat dem Außenminister gesagt: „Du, da sind fünf Juden, die lassen wir rein.“ So bekamen wir, Vater, Mutter, Großmutter, mein Bruder und ich tatsächlich das Dauervisum.

Mein Vater wurde prompt aus dem KZ entlassen, nicht wiederzuerkennen, so mager war er geworden, und außerdem kahlgeschoren. Jeder, der ihn im Zug sah, wußte, wo er herkam. Die Wäsche war so total zerknittert, wie ich es niemals später gesehen habe. Er kam nach Hause, und dann haben die Eltern angefangen zu beraten, was wir mitnehmen, was wir nicht mitnehmen. Wir schrieben auch an Isays. Sie antworteten: „Also Bücher laßt mal da, alle Welt hat Bücher in Rolândia.“ Zweitausend haben meine Eltern dann doch mitgenommen. Die mußten im Ankunftshafen Santos verkauft werden, denn Frau Bella

Isay sagte, „das ist eine zu große Belastung, die ganzen Bücher mitzuschleppen“, und da haben sie dann nur noch zweihundert nach Rolândia gebracht. Um den Goethe tut es mir nicht leid, und um den Schiller auch nicht, besonders da ich die Gedichte und den „Faust“ habe.

Wir fuhren mit einem deutschen Schiff, mit einem ausländischen war es zu der Zeit bereits nicht mehr erlaubt. Wir mußten erster Klasse bezahlen, durften zweiter Klasse reisen, durften im Speisesaal auch an den zweitklassigen Plätzen sitzen und durften nicht an Deck. Und wenn wir aus der Tür, aus der Kabinentür kamen – aber wir sind nicht oft rausgegangen, denn wir waren gleich seekrank –, stand immer einer davor, einer von der Gestapo. Es wurde uns auch bedeutet, „solange ihr auf dem Schiff seid, seid ihr auf deutschem Boden“. Mitnehmen durfte jeder von uns zehn Mark, den Schmuck mußten wir abgeben. Meine Mutter war das einzige Kind, hatte sehr viel, sehr wertvollen, wunderschönen Schmuck – alles ist dageblieben. Bis auf zwei Ringe: das eine war ein alter *Rabbiner*-Ring, den ein Urgroßonkel von mir für eine Rede in Radom bekommen hat. Das andere war ein Brillantring.

Da waren wir also in Rio gelandet, wo wir sechs Stunden liegenblieben, bis wir nach Santos fahren und ausstiegen, endlich aus dem Deutschen Reich entfernt. Mutter, mein Bruder Rudolf, Großmutter und ich fuhren mit dem Bähnchen von Santos rauf nach São Paulo und übernachteten in dem Hotel Estréla. Vater blieb unten mit Tante Bella; sie holten das Gepäck raus, und wir fuhren dann am nächsten Tag gleich weiter über Ourinhos mit dem Bimmelbähnchen. Wir fanden den Zug schauerlich, denn wir waren deutsche Züge gewöhnt, dabei war es ein sehr komfortabler Zug, der „Ouroverde“. Der ging allerdings nur bis Ourinhos, in Ourinhos mußten wir in das holzbetriebene Bimmelbähnchen umsteigen, dessen Waggons mein Vater geliefert hatte. Mit dem Holz aus seinem Sägewerk, bevor er das zwangsverkaufen mußte. Es zog uns eine Lokomotive, die noch aus Indien kam, in Indien aber nicht mehr gut genug war. Für Brasilien hat sie noch gedient. Da fuhren wir also los, eine Reise von immerhin zwanzig Stunden, und wir hatten keinen Proviant mit. Mutter und Großmutter fuhren erster Klasse, wir fuhren zweiter, denn das kostete nichts, und die Leute rings um uns boten uns zu essen an. Wir waren damals noch solche Greenhorns, daß es uns nicht klar war, daß das nur eine Geste war. Daß die gar nicht gemeint haben, wir sollten uns wirklich was nehmen. Wir haben uns

verproviantiert und fleißig zugegriffen und haben damals wirklich die Warmherzigkeit und die Freigebigkeit der Brasilianer kennengelernt.

Dann kamen wir in Rolândia an, das war im Mai, da ist es schon zeitig dunkel. Mutter und Großmutter blieben im Hotel, und wir fuhren mit einer Pferdekarosse, zwei Pferde und ungefedert natürlich – ich fand es wunderbar – auf die *fazenda* und übernachteten bei Isays. Am nächsten Tag wurde ich zu Familie Heinemann, meinen Arbeitgebern, verfrachtet und als Dienstmädchen angestellt. Frau Heinemann hatte gerade ihr zweites Kind bekommen, einen Sohn, und war noch auf der Fazenda Santa Isabella, kam dann aber sehr bald nach Hause. Rolf Heinemann hatte in seiner Freude, daß er einen Sohn gezeugt hatte, jedem seiner *colonos* – damals hatte man noch das Colono-System – fünfzig *milreis* gegeben, worauf alle *colonos* drei Tage nicht zur Arbeit kamen. Er war sehr überrascht und ging in die Kolonie, um sich zu erkundigen, warum sie nicht gekommen seien. Da sagten sie: „*Patrão* (Chef), wir haben doch für drei Tage zu essen, was sollen wir da arbeiten?“ Ich muß sagen, ich bewundere diese Philosophie bis heute. Daß die Leute sich sagen, „jetzt haben wir für drei Tage ausgesorgt, nun wird gefeiert“. Wir können das nicht, das ist uns nicht gegeben. Wir denken eben immer schon ein Stück weiter, und daß es auch für die Zukunft reichen muß.

Da war ich also bei Heinemanns. Mit meinen Eltern klappte es bei Isays nicht. Nach sechs Wochen wurden sie rausgeschmissen, und Mutter, Großmutter und Rudolf zogen auch zu Heinemanns, denn Herr und Frau Heinemann fanden, es wäre eine Schande, Flüchtlinge auf die Straße zu setzen. Vater ging gleich an den Stadtplatz, wir nannten damals Rolândia „Stadtplatz“, und bekam eine Stellung in der Furnierfabrik, die nur tagsüber funktionierte. Nachts arbeitete sie als eine Mandiocmühle (*mandioca*, stärkehaltige Wurzeln, ähnlich der Jamswurzel). Und da saß der Vater und sah, wie das Mehl in die Säcke rieselte. Die mußte er dann zunähen und wegstellen. Eine harte Arbeit für einen Mann von annähernd sechzig, aber was sollte er machen, er mußte etwas verdienen. Die Straßen waren unbeleuchtet, und wenn es regnete, versank der Vater im Schlamm, und wenn es nicht regnete, versank er im Staub. Er mietete ein Häuschen, das es heute noch gibt. Zu der Zeit kam Familie Nußbaum, damals waren Trudchen und Karl alleine, ohne Kinder, Trude hoch in anderen Umständen. Sie wollten dieses Häuschen kaufen. Da ging mein Vater hin und bat sie: „Wir sind

drei alte Leute und der Junge. Könnten Sie nicht von dem Kauf zurücktreten? Ich habe nicht genug Geld, ich kann nur Miete zahlen, aber ich kann nicht das Haus kaufen.“ Da haben sich die Nußbaums, die wir gar nicht kannten, wirklich wie Freunde benommen. Sie sind von dem Kauf zurückgetreten und haben sich selber eine Reihe Häuser gebaut. In eins davon sind sie dann auch eingezogen. Sehr bald hat der Vater Mutter, Großmutter und Sohn an den Stadtplatz geholt, und ich blieb weiter bei Heinemanns. So um die Weihnachtszeit hatte ich meinen ersten Urlaub, bekam ein Pferd geborgt, um in die Stadt zu reiten, denn es waren immerhin siebzehn Kilometer. Mein Vater ist am Wochenende immer zu Fuß raus getippelt und am Montag wieder in die Stadt zurück. Bei dem Urlaub habe ich dann ewig bei meinen Eltern gehockt, weil ich mich nach so langer Zeit nicht trennen konnte. Ich wartete bis der Mond aufging, und dann ritt ich nach Hause zu Heinemanns. Unterwegs wurde ich von zwei Kerlen überfallen, die versucht haben, mich vom Gaul zu ziehen. Das ist ihnen nicht gelungen. Ich bin losgeprescht und hörte ein Auto, konnte aber nichts sehen, denn das Auto fuhr unbeleuchtet. Ich bin nicht genügend weit nach rechts ausgewichen, und das Auto riß mich vom Pferd und riß dem Pferd die Flanke auf. Da lag ich, und das Auto fuhr weiter. Ich habe es überstanden und bin dann von zwei *caboclos* (so heißen arme LandbewohnerInnen in Brasilien im Gegensatz zu StadtbewohnerInnen) aufgelesen worden, die sich erst mal bekreuzigt haben, nachdem sie das Streichhölzchen angezündet hatten und mich da in meinem Blute liegen sahen. Dann haben sie gemerkt, daß ich doch nicht tot war und sind zu Rankes gelaufen. Dort war der einzige Taxichauffeur damals, der hat mich aufgesammelt und sagte, „mache mir mein Taxi nicht blutig“, leicht gesagt. Er hat mich zu Rankes gebracht. Dort haben sie mir einen Schnaps eingeflößt – seitdem habe ich Widerwillen gegen Schnaps – und haben jemanden zu Heinemanns geschickt. Heinemann kam dann und schickte jemanden in die Stadt, um den einzigen damals vorhandenen Arzt samt Frau zu holen, damit der mich wieder zusammenflickt. Er kam dann auch und klebte mir Watte auf sämtliche Wunden, und Heinemann, der ein paar Semester Medizin studiert hatte, meinte: „Nein, nein, also von dem lasse ich dich nicht verarzten. Ich werde ihm sagen, daß wir erst bei deinen Eltern vorbeifahren müssen. Die müssen die Einwilligung geben, daß du von ihm behandelt wirst, sonst ist das nichts.“ Und das hat der Arzt auch eingesehen und war gar nicht beleidigt, im Gegenteil, denn ich war ja noch unmündig, und er hätte

einen Prozeß an den Hals bekommen, wenn er ohne ihre Einwilligung gehandelt hätte. Mitternacht sind wir bei meinen Eltern vorgefahren. Sie wurden aus sanftem Schläfe geweckt. Dann haben sie mich nach Londrina gefahren, wo wir um zwei Uhr nachts ankamen, so lange fuhr man damals noch, heute sind es zwanzig Minuten. Sie holten Dr. Anisio, denn es gab damals auch noch nicht viele Ärzte in Londrina. Heute gibt es annähernd hundert, damals gab es zwei: Dr. Anisio und sein Bruder. Dr. Anisio versuchte, mich zusammenzuflicken. Meine Mutter hat immer nur zitternd daneben gestanden und hat gesagt: „Und Tetanus, und Tetanus.“ Da hat er abgewunken und hat ihr dann später durch die Schwestern, die er da hatte – es waren Schönstädter Marienschwestern, die alle deutsch konnten –, erklären lassen, daß es damit bis vierundzwanzig Stunden nach so einem Unfall Zeit hätte. Die Tetanusspritze hat er mir dann auch später verpaßt. Ein paar Wochen verbrachte ich zusammen mit den diversesten anderen Frauen dort. Eine goldige alte Italienerin lag mit mir zusammen. Sie hat mir immer Orangen gegeben, *laranja rosa*, nie wieder in meinem Leben haben mir Orangen so gut geschmeckt, wie die von dieser alten Italienerin. Dann bin ich zurück zu Heinemanns. Wieso ich später von dort wegging, weiß ich nicht mehr. Ich ging auf die Fazenda Janeta, war dort drei Monate tätig und hatte dadurch einen guten Ruf, denn wer auf der Fazenda Janeta gearbeitet hatte, den konnte man nehmen. Anschließend kam ich zu Familie Schlieper, wo gerade das vierte Kind geboren war, und blieb ein Jahr. Nach einem Jahr habe ich um zehn *milreis* Lohnerhöhung gebeten, und die Antwort von Herrn Schlieper war: „Das ist untragbar, da mußt du dir was anderes suchen.“ Als ich mich umhörte, erfuhr ich von einer Familie in Londrina. Sie suchten jemanden für ihren Steven, und ich sollte mich mit um das Baby kümmern. Ich blieb nur drei Monate – das war im Jahre dreiundvierzig –, denn ich hatte eine widerwärtige Mandelentzündung, und meinen Eltern wurde geraten, mich wegen der Gefahr von Gelenkrheumatismus und Herzgeschichten operieren zu lassen. Mir sind die Mandeln noch sehr anders rausgenommen worden, als das heute üblich ist. Mir wurden die Hände zusammengebunden, am Stuhl festgebunden, ich mußte die Beine kreuzen, der Arzt setzte sich auf meinen Schoß und – wupp-dich – hat er die Dinger rausgeholt. Es hat gemein weh getan. Als ich genesen war, es hat nicht lange gedauert, ich war ja noch jung, habe ich beschlossen, nach Rio zu ziehen. In Rio hatten wir eine Cousine, die sollte mir ein bißchen behilflich sein. Bei der habe ich die ersten Tage

gewohnt, und in einer brasilianischen Familie mit drei Kindern habe ich eine Stellung gefunden. Die Frau war fünfundzwanzig, der Mann zweiundfünfzig, außer mir waren noch sieben Diensthofen eingestellt, irrsinnig reiche Leute. Er war bei einem Ölkonzern. Damals gab es noch nicht die Petrobras (staatlicher Ölkonzern), damals war das noch in ausländischen Händen. Es war eine traditionelle brasilianische Familie. Ich habe auch seinen Bruder, Brigadeiro Eduardo Gomes, der dann später Präsidentschaftskandidat wurde, kennengelernt, sehr ulkig. Niemand durfte wissen, daß ich aus Deutschland kam, denn es war schon Krieg. Ich war die „Miss“ und sollte den Kindern Englisch beibringen und versuchen, sie zu erziehen. Das war sehr schwierig, und als ich sie einmal verwichst habe, wurde mir gekündigt. Ich bin von denen weggegangen und bin zu polnischen Juden gekommen. Später bin ich zu drei weiteren jüdischen Familien gegangen, die zum Teil so taten, als seien sie keine. Einer dieser Hausherrn versuchte, sich an mich ranzumachen. Ich war damals so blöd, daß ich gar nicht begriff, was der von mir wollte. Ich fand es reizend, daß er mich immer mit Bonbons und Blumen beschenkte. Später ging ich nach São Paulo, bis Helmut und ich geheiratet haben.

Am Anfang unsere Ehe war es so, daß ich hier im Städtchen wohnte und Helmut draußen auf der Säge war. Wir hatten kein Geld, um ein Haus zu bauen. Als wir dann später ein Häuschen bauen konnten, gab es einen Durchblick. Keine Durchreiche, aber einen Durchblick vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer, ein so großes Astloch war das. Wir hatten nämlich das billigste Holz für unser Haus genommen. Mein Bett war zehn Zentimeter höher als Helmut's. Darum wurde das auf Böcke gestellt, und unsere Nachttische waren alte Kerosinkisten, und die Beleuchtung waren Stallaternen. Wir waren jung und gesund und fanden alles herrlich.

Tat es dir leid, daß du von Deutschland hast fliehen müssen?

Ich habe mir vor der Flucht nur vorgestellt: Endlich raus hier. Ganz egal, wo es ist und wie es ist, es kann nichts schlimmer sein als hier. Der Vater im KZ, der Vetter im KZ, ringsherum die jüdischen Geschäfte zerstört und geplündert, die Synagogen angesteckt, man wurde verfolgt auf der Straße. Wir haben es nicht „soweit gebracht“, daß wir den gelben Stern tragen mußten und sozusagen von vornherein gebrandmarkt waren. Und doch hatte ich eben von Anfang an das Gefühl, „hier bist du unerwünscht“, und da habe ich mir eben gesagt, wo ich uner-

wünscht bin, will ich auch nicht bleiben. Breslau war sehr antisemitisch. Es gab dort eine große Jüdische Gemeinde. Ich glaube es waren zwanzigtausend, was natürlich im Vergleich zur jüdischen Bevölkerungszahl in Deutschland von ca. 500.000 ein kleiner Bruchteil war. Aber andererseits war es doch eine große Gemeinde.

Wie war dein Gefühl bei der Ankunft in Brasilien?

Als wir vom Schiff runter sind, habe ich zu mir selber gesagt: Ich will alles auslöschen, was achtzehn Jahre lang mein Leben ausgemacht hat. Und es ist mir geglückt, leider, ich bedaure das heute, denn das einzige, an das ich mich heute erinnere, ist das rosa Zimmer. Mein Zimmer war grün tapeziert, und als ich das hergeben mußte, damit eine Familie Krotoziner als Untermieter einziehen konnte, wurde ich in das damalige Mädchenzimmer verbannt. Das war rosa gestrichen, das fand ich himmlisch. So blöd.

Kam es für deine Eltern nicht in Frage, nach Israel zu gehen?

Nie. Ich meine, sie wären, wenn alle Stricke gerissen wären und nur noch Israel als letzte Möglichkeit, um am Leben zu bleiben, übriggeblieben wäre, natürlich nach Israel gegangen. Aber es war furchtbar schwer reinzukommen. Du kamst ja nicht ohne weiteres rein, bloß weil du als Jude geboren warst, kein Gedanke. Die Engländer haben die Einwanderung nur begrenzt zugelassen. Und sicher hast du doch „Exodus“ gelesen? Das Buch handelt von einem Schiff, das zurückgeschickt wurde. Was mit den Menschen passierte, war ganz uninteressant. Die sollten verhungern, sollten ersaufen.

Ich bin heute sehr enttäuscht von allem, was in Israel geschieht, weil ich der Meinung bin, wir sind nicht in die Welt gesetzt worden, um genauso zu sein wie alle anderen Völker. Mit den Waffen in der Hand, andere abzuknallen und einen feurigen Nationalismus zu leben. Ich finde eben, unsere Aufgabe ist eine andere. Ich habe immer gemeint, die Juden sind wie das Salz in der Suppe, wenn es fehlt, ist es fad. Und die Juden waren immer irgendwie ein Zündstoff in allen Völkern und haben viele Dinge in Gang gebracht.

Susanne Behrend lebt heute mit ihrem kranken Mann und ihrem behinderten Sohn in Rolândia. Sie arbeitet mit behinderten Kindern in der APAE (Abkürzung für Associação de Pais e Amigos de Excepcionais,

deutsch: Verein der Eltern und Freunde von Behinderten; Tagesstätte für behinderte Kinder und Jugendliche), die, neben ihrer eigenen Familie, ihr wichtigster Lebensinhalt in Rolândia wurde. Sie stellte für sich fest, daß Menschen, die mit Behinderten arbeiten, eine ganz andere Sorte Mensch sind, offen und hilfsbereit. Mit ihnen sei sofort Kontakt da, sie hätten ein anderes Weltbild. Susanne Behrend unterrichtet privat Englisch und Deutsch und bessert damit den Lebensunterhalt ihrer Familie auf.



Hertha Levy, 1994

Hertha Levy, geb. im November 1911 in Regensburg

Hertha Levy lebt ein paar Kilometer außerhalb der Stadt Rolândia in dem von Blumen, Obstbäumen und Kaffeepflanzungen umgebenen Holzhaus auf dem Stück Land, das sie von ihrer Ankunft an mit ihrem Mann bewirtschaftete. Zum Glück hatte es nicht geregnet, so daß wir den kurzen steilen Weg hinunter zum Haus nicht auf der roten Erde herunter schlitterten. In dem Haus wohnt auch ihr Sohn mit Frau und drei Kindern. Hertha Levy brachte in Brasilien noch zwei Töchter auf die Welt, die heute in den USA leben. Sie erzog ihre Kinder im jüdischen Glauben. Heute besucht sie immer noch jeden Tag Freundinnen im Ort und macht Einkäufe. Ihr war es wichtig, nach dem Interview anzumerken, daß sie nicht über alles sprechen konnte, zum Beispiel über den Verbleib ihrer Eltern, die sie nicht nach Brasilien nachholen konnte. Dazu ein Zitat aus einem Brief, den sie mir später schrieb:

„Was meine Eltern angeht, kann ich nur sagen, daß mich der Kummer darüber, sie nicht habe retten zu können, immer bedrückt. Sie werden gehungert haben und bis zuletzt auf meine Anforderung gewartet. Die letzten Briefe kamen über das Rote Kreuz. Als ich später nachforschte, via JOINT in München, was sie über Lichtenstein, Siegfried und Mina, wüßten, kam folgende Nachricht:

„The above named have been deported on April 2, 1942 from Regensburg to Piaski, Poland, from where they did not return. It is to assume that they are dead.“

Ich habe als Jüdin in der Schule nie unter Antisemitismus gelitten. Meine beste Freundin war ein evangelisches Mädchen, und ich war auch fast immer die einzige Jüdin in der Klasse. Die erste schlimme Erfahrung mit dem Nationalsozialismus war 1933, als viele jüdische Männer und Jungen ins Gefängnis in *Schutzhaft* genommen wurden. Ich war mit meinem Vater unterwegs, er hatte mich ausnahmsweise vom Büro abgeholt, als ein SA-Mann kam und fragte: „Sind Sie Jude?“, mein Vater: „ja“. „Dann kommen Sie bitte mit“, sagte er, man war ja noch höflich. Als ich dann ohne Papa zu Hause war, nicht lange, ich wollte es der Mutti vor dem Essen gar nicht sagen, kamen zwei andere SA-Männer: „Wir suchen Ihren Vater, Siegfried Lichtenstein“. Da sagte

ich: „Er befindet sich schon in Ihrem Schutz“. Und da sind sie abgehauen. Es war also das erste Mal.

Mein Vater war Frontsoldat und glaubte fest daran, daß ihm deswegen nichts passieren wird. Er wurde dann auch bald entlassen. Während andere Männer, die Geschäfte hatten, ein bißchen länger behalten wurden, damit sie ans *Arisieren* dachten, d. h. sie sollten überlegen, ihre Geschäfte aufzugeben. Und Junggesellen wurden noch besonders lang behalten, um erst mal nachzuforschen, ob sie nicht „Rassenschande“ betrieben haben. Darunter war auch ein Freund von mir, der meine Briefe aufgehoben hat, und ich seine. Bei dem forschte man in seinem Büro nach und fand meine Briefe. Da konnte er garantiert sagen, „sie ist Jüdin, sie ist keine Nicht-Jüdin gewesen“. Also, das war das einzige, was ich persönlich miterlebte.

Aber all die Gesetze, die dann kamen, mußte man einfach hinnehmen. Ich stamme aus Regensburg, ich bin dort geboren. Meine Eltern, Großeltern, ich glaube auch Urgroßeltern, waren alle in Deutschland. Meine Großeltern sind in Deutschland begraben, in Wilmars in Unterfranken, mein Großvater in Berlin, Weißensee und so. Wir sprachen nur deutsch, wir konnten kein Jiddisch, aber wir waren sehr religiös zu Hause. Wir hatten auch keine Verbindung mit dem Ausland.

Dann hatte ich Gelegenheit, von Regensburg wegzugehen – ich arbeitete zu der Zeit im Büro von „Schocken“, das ist heute ein Kaufhaus. Schocken war ein jüdischer Besitzer, und die suchten eine Sekretärin für ihr Umschulungsgut für Jungs, für junge Menschen nach Israel. Sie hatten bisher eine nicht-jüdische Sekretärin, die aber ausscheiden wollte, und jetzt, unter den Umständen, suchten sie eine jüdische. Und da kamen sie auf mich. Und ich dachte, das ist 'ne Chance, ich will sie wahrnehmen. So bin ich nach Fangschleuse bei Berlin auf dieses Gut gekommen. Dort lernte ich meinen zukünftigen Mann kennen. Da war ich ein Jahr als Sekretärin, das war schon 1934 und 1935. Zu dieser Zeit sprach man schon viel von Auswanderung. Da wir nie *Zionisten* waren, denn mein Vater war zu religiös dazu – die *Zionisten* waren mehr national und nicht sehr an Religion gebunden –, dachten wir zunächst nicht an Israel. Mein Mann, mein zukünftiger Mann, war schon Landwirt, er wollte schon immer Landwirt sein. Die Schwiegereltern hatten ein Gut in Pommern, und das wäre eben seine Zukunft gewesen. Wenn ...

Meine Schwiegereltern kamen durch die Verbindung mit Dr. Schauff und durch seine Verbindungen auf dieses berühmte Geschäft, was Sie wahrscheinlich wissen, mit aus Deutschland gelieferten Eisenbahnschienen. Man konnte von der englischen *Paraná Plantations* Landbriefe für Brasilien bekommen, wenn man in Deutschland das Geld einzahlte. Das war eine sichere, eine gute Sache, zu der man Vertrauen haben konnte. Denn es gab natürlich auch genug Landverkäufer, die Betrüger waren. Dadurch kamen wir hierher.

Meine Familie, die Verwandtschaft, die in Regensburg, Stuttgart, München und Berlin lebte, konnte zum großen Teil auswandern. Und wir sind nun verstreut in mehreren Kontinenten. In Nordamerika, in Israel, Südafrika, Australien, Brasilien. Und unsere Nachkommen, leider, kennen nun untereinander niemanden mehr. Die Großvettern und Cousinen sind sich nun fremd. Alle sprechen eine andere Sprache, es gibt wohl keine Verständigung mehr.

Und Deutsch, Deutsch wäre doch eine Verständigung?

Meine Enkel wollen – leider – nicht mehr Deutsch lernen. Wer englisch spricht, spricht nicht mehr deutsch, weil es so nah verwandt ist. Die Israelis hatten ihren Stolz, Iwrit (Hebräisch) zu sprechen. Sie sprechen zwar noch ein wenig deutsch, durch das *Jiddisch* vielleicht, was dort noch manchmal gesprochen wird.

Unsere Generation selber schloß sich wohl immer einem deutschen Kreis an, einem deutsch sprechenden. Auch in Amerika, in Australien und in Afrika, überall gab es eine große Einwanderungswelle von deutschen Emigranten, so daß unsere Generation deutsch sprach. Aber die nächste nicht mehr. Wir hier in Rolândia saßen alle im gleichen Boot, wir fingen hier alle zur gleichen Zeit an, ob einer mal reicher war oder weniger reich spielte keine Rolle mehr. Wir wußten alle nicht, was kommen wird. Wir lebten zunächst von der Hand im Mund, waren nur in deutschen Kreisen, so daß wir heute, nach über fünfzig Jahren, noch nicht richtig Brasilianisch können. Das ist Tatsache.

Wie war Ihre Ankunft hier in Brasilien?

Auf dem Schiff waren wir noch eine ganz lustige Gesellschaft, vielleicht wissend, was, oder nicht wissend, was auf uns wartet. Auf dem Schiff waren auch Brasilianer, die sagten zu mir: „Sie mit ihren Händchen in den Urwald, Sie wissen nicht, was auf Sie wartet.“ Ich hatte Sekretärinnenhände, gepflegte Hände.

Wir kamen aufs Schiff und wurden sehr genau untersucht. Ich hatte ja nichts an oder bei mir oder Geld, was nicht erlaubt war. Auf dem Schiff machte man einige Bekanntschaften mit Deutsch-Brasilianern, Brasilianern, die gut deutsch sprachen, und wir waren an und für sich eine vergnügte Gesellschaft. Doch was uns als Jüdin oder Juden störte, waren die diversen Hakenkreuze, die manche an ihrem Rockaufschlag hatten. Eigentümlicherweise verschwanden, als wir die gewisse See-meilengrenze überschritten hatten, diese Hakenkreuze. Was sollten wir nun von ihnen denken, von diesen Leuten? Hatten sie die Hakenkreuze nur aus „appeasement“ (engl. Beschwichtigung) in Deutschland dran, oder hatten sie sie absichtlich abgenommen? Es war zum Beispiel eine Deutsch-Brasilianerin, die begeistert war von dem, was sie in Deutschland sah, die erzählte: „Wenn meine zwei Töchter heiratsfähig sind, fahre ich mit ihnen zurück nach Deutschland, dann müssen sie einen SA-Mann heiraten.“ So hielten wir uns auf dem Schiff doch unter gleichen jüdischen Emigranten oder unter Brasilianern auf, die keinen Unterschied machten, für die wir einfach Deutsche waren.

Die Fahrt war gut, wir waren lustig, aber die Ankunft in Santos war wenig schön. Es war noch nicht der bevölkerte Strand mit den Häusern, es gab nur ein paar Fischerleute. Die ganze Stadt roch nach grünem Kaffee, der damals noch in den Ozean geschüttet oder verbrannt wurde. Es war verboten, Kaffee zu pflanzen. Der weggeschüttete Kaffee war Überschuß. (Kaffee wurde in Brasilien in den 30er Jahren vernichtet, damit er auf dem Weltmarkt einen guten Preis behält, Anm. der Autorin).

Ich kam als Braut. Mein Bräutigam war ein halbes Jahr vorher gefahren, um sich überhaupt erst mal umzusehen. Der war schon hier. Er wollte mich aus Deutschland anfordern, aber das klappte nicht. Mit solchen Anforderungen klappte es nie! Bevor ich hierher nach Brasilien kam, hatte er für uns schon eine kleine Maismühle gekauft. Er fiel in die Turbine dieser Maismühle und verletzte sich am Arm und am Schenkel. Und in dieser Zeit wurde noch jede Wunde eitrig, es gab kein Antibiotika, es gab nichts Richtiges. Ich war mit einer wunderbaren Apotheke ausgestattet. Meine Schwiegereltern hatten dafür gesorgt, „falls du keinen Arzt in der Nähe hast“, sagten sie. Die Apotheke enthielt alles, was damals verfügbar war. Mengen von Vaseline und Zinksalbe und diese schwarze Salbe gegen Eiterung, Ichthyolsalbe, eine ganze Flasche voll übermangansaures Kali, ganze Mengen Brandbin-

den, von denen ich Gott sei Dank keine einzige brauchte. Die Apotheke war mit einem richtigen Arztbesteck ausgestattet, mit den gebogenen Nadeln, mit Arterienabbinder, mit allem, was man nur brauchen kann. Mit Mitteln gegen Fieber, Durchfall, Malaria – aber das brauchten wir nicht. Also, ich war gut ausgestattet.

Als mich mein Bräutigam nun in Santos erwartete, war er natürlich gar nicht gut gelaunt, da er Schmerzen hatte von den Wunden. Es war Weihnachten 1936, so daß wir vorzogen, in Santos zu warten, bis auch das Gepäck rauskam. Wir hatten eigentlich vorgehabt, ein bißchen standesgemäß in der Jüdischen Gemeinde in São Paulo, die da schon existierte, zu heiraten. So heirateten wir in Santos, eine etwas traurige Hochzeit. Ein Schweizer Ehepaar, das auf meinem Schiff gewesen war, war Zeuge. Man konnte es für ein bißchen mehr Geld eiliger machen, damit das Aufgebot nicht erst ewig ausgehängt werden mußte. Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben „sim“ (port. ja) gesagt zu einer Sache, die ich nicht verstand – das, was er vorlas, der Standesbeamte. Und dann gingen wir in die nächste Bar und tranken irgend etwas, das war meine Hochzeit - oh, wenig schön. Aber dann bekamen wir unser Gepäck raus, und obwohl ich alles gezeichnet hatte und alles absichtlich verkratzt, damit es gebraucht aussieht, hatte ich das Pech, daß alles gewogen wurde. Das ganze Geschirr. Man sagte, die einen hatten Glück und brauchten nichts zu zahlen, wie vor uns Familie Isay. Und die nächsten mußten, wenn die ganze Belegschaft am Zoll wechselte, wieder tüchtig zahlen. Bei mir wurde also alles auf die Waage gestellt, und ich weiß nicht mehr, ich glaube, ich zahlte zwei *contos*, das war damals sehr viel Geld. Mein Bräutigam sagte: „Du mußt weinen, du mußt weinen“, aber ich konnte das nicht auf Befehl. Das war meine Ankunft! Dann wurden die Sachen mit der Eisenbahn verfrachtet, für die Siedler kostenlos. Und Rolândia war die Endstation. Ich habe vergessen, wie das war, ob wir über São Paulo mußten. Ob wir in São Paulo einen Tag blieben, das habe ich vollkommen vergessen. Ich weiß, daß das Gepäck verladen wurde, und ich weiß, wie wir hier ankamen. Denn hier bestellten wir die „carroceiros“ (Kutscher). Ich bin eine der wenigen, die von Anfang bis heute an dem Ort blieb, wo wir anfangen. Mein Mann hatte vorher bei Freunden oben am Weg gearbeitet, und hat dann von einem Deutschen aus zweiter Hand diese Lichtung im Urwald gekauft. Meine Schwiegereltern hatten noch an anderer Stelle Land durch diesen Dr. Schauff erworben.

Ich stand bei der Ankunft ganz oben am Weg und sah nichts als Wald und Wald und eine kleine Lichtung mit einem kleinen Häuschen und zwei Kühen mit ein bißchen Gras. Ich war glücklich und dachte, „das soll jetzt deins sein“. Wirklich! Denn in Deutschland hätten wir weder ein eigenes Haus, geschweige denn einen Baum gehabt. Das waren die Gedanken, die ich als 24jährige hatte. Ich schwärmte zu Hause sehr für die Wälder und hatte keine Angst vor dem Urwald. Nicht wissend, daß man da gar nicht rein kann. Das war die Enttäuschung, man konnte ja gar nicht rein vor lauter dornigem Unterholz und Ameisen. Das war der Anfang.

Als bestimmt war, daß wir auswandern, hatte ich auf dem Gut als Gutssekretärin noch das Melken und die Hühnerzucht gelernt. Aber ganz exakt mit Listen und Hühnermarken. Die hiesigen Kühe waren aber nicht so zahm wie die deutschen, sie waren ganz eigene Lebewesen. Frau Wasser sagte immer, sie seien Wesen, die einem nach dem Leben trachten. Aber so schlimm waren sie nicht. Wir hatten „Holländer“, die waren zahmer. Als wir hier ankamen, packte ich erst mal aus. Meine Milcheimer, die Dezimalwaage, alles brachte ich von Deutschland aus mit, alles was ich brauchte, damals durfte ich noch. Allerdings durfte ich auch nur mit zehn Mark ausreisen. Aber ich kam mit allem, was man zur Landwirtschaft benötigte. Mit Zentrifugen, mit Säcken, mit Sacknadel, mit Garn, das ich heute noch habe. Mit allem Werkzeug, mit Hammer und Zangen, mit allem Zubehör, die Dezimalwaage funktioniert auch heute noch aufs Gramm. Und die Zentrifuge und eine Waschmaschine und einen Eisschrank mit Kerosin. Als ich aber am ersten Tag in der Früh schon melken mußte und mich unter die Kuh setzte, nahm ich einen runden Wassereimer, statt den ovalen Melkeimer, der noch in der Kiste war. Da hat die Kuh mit ihrem Fuß meinen ganzen Eimer umgeschmissen, und der ganze Gewinn eines Tages war verloren. Das war mein Anfang als Landwirtin in Brasilien.

Unser erster Erwerb war also Milchverkauf. Die brachten wir mit einem Wagen und einem guten alten Pferd die schmale „picada“ (Weg) rauf zur Stadt, zum Stadtplatz, Stadt war das noch gar nicht. Bei Regenwetter rutschte auch das Pferd rückwärts, denn es ging immer bergauf, bergauf. Eine leichte Steigung, die wir heute mit dem Auto gar nicht mehr bemerken, nur wenn wir zu Fuß gehen. Morgens sagte mein Mann: „Ich muß als erstes das Pferd fangen.“ So gingen wir mit der Stallaterne über die Weide, die noch voller „tocos“ (Baumstümpfe)

war, und es war stockfinster, und wir erschreckten natürlich das Pferd. Statt daß wir es fangen konnten, lief es immer wieder davon. Dann gingen wir in den Stall und holten erst mal die Kühe. Das ging schneller, denn wegen des Futters waren sie so langsam an das Melken gewöhnt. Um halb sechs mußte die Milch oben bei den Leuten sein, die in der Sägerei arbeiteten, denn einen Eisschrank hatten nur ganz wenige zu dieser Zeit. Es gab keine Elektrizität, also mußte es mit Kerosin sein. Unser Eisschrank war auch so einer, der ständig rauchte, sehr unangenehm. Das kam vom Docht, der hinten angesteckt war, der rauchte immer und mußte immer wieder beschnitten werden.

Wir melkten auch nachmittags, aber was wir mit der Nachmittagsmilch taten, weiß ich nicht mehr. Als es uns einigermaßen besser ging, stellten wir auf Butter und Sahne um. Das war schon besser, da brauchte man nicht jeden Tag bei jedem Wetter rauf mit dem Pferd. Denn diese lehmige Erde war sehr schwer passierbar bei Regenwetter. Die Achsen der Räder sanken bis zur Hälfte ein, es war schwer zu laufen.

Hatten Sie später andere Sachen, mit denen Sie Geld verdienten?

Es waren Eier. Wir verkauften alles, was wir nur hatten. Wir gönnten uns einen Viertelliter Milch, denn wenn es ein halber war, wurde er verkauft. Eier – alles wurde verkauft. Orangen, die sehr bald kamen, die schnell wuchsen, die schönen „baiana“, wurden verkauft. Am Stadtplatz waren immer Leute, die es abnahmen. Es dauerte lange, bis mein Mann einsah, daß wir es selber einfach nicht schaffen können.

Während alle Brasilianer mit „que calor“ (was für eine Hitze) jammerten, fanden wir das ganz natürlich, die Hitze hier. Die machte uns erstaunlicherweise nicht so sehr zu schaffen. An das Klima gewöhnten wir uns. Die Hauptplage waren eigentlich die Insekten. Eine Schlange kam hie und da, wilde Tiere sonst nicht.

Und Tiere aus dem Urwald?

Was für Tiere aus dem Urwald kamen, das weiß ich nicht mehr. Wir hatten nur eine „picada“ im Urwald. Da sah man noch die herrlichen blauen Schmetterlinge, die großen. Und als man anfing, Mais zu pflanzen, kamen in großen Scharen „piriquitos“, die kleinen grünen Papagaien. Was uns am meisten plagte waren: Ameisen, Sandflöhe, „borrachudos“ (kleine Stechmücken) und Silberfischchen, die alles fraßen. Das war, bevor endlich „Flit“ (Insektenspraymarke) kam. Diese

Silberfischchen, die fraßen von den Büchern bis zum Büstenhalter alles. Die waren in den Schubladen. Und die „baratas“ (Kakerlaken). Und wenn Kleidung und auch Bücher nur ein bißchen angeschmiert waren, die Silberfischchen fraßen alles. „Neocid“ war das erste Mittel, das war herrlich. Als ich das überall in alle Regale versprüht hatte, da war endlich Schluß mit „baratas“ und mit Silberfischchen. Schlimm waren die Sandflöhe, die wir immer rauspuhlen mußten. Die Wunden vereiterten dann. Es gab auch eine Zeit, je nach Jahreszeit, wo alle Wunden eitrig wurden, und andere Zeiten, wo nicht. Es regnete durch, unsere Bücher litten. – Wir Emigranten hatten alle unsere Bibliotheken. Wir hatten alle Wert darauf gelegt, Bücher mit zu haben. Wir wollten nicht verkommen. Und wir haben die deutsche Kultur hochgehalten, die in der Zeit in Deutschland zugrunde ging. Die dann dort verbrannt wurde, in der Tat. Hier wurden Vorträge gehalten, Bücher verliehen, das ist bis heute so geblieben. Es gab ja sehr viele hochgebildete Leute, die geistig hochstehend und körperlich nicht so zur Landarbeit geeignet waren. Da gab es im Ort ja sehr bald die evangelische Kirche und den deutschen Club. Oder wo waren die ersten Vorträge? Bei Traumanns selber gab es Vorträge im Haus. Zu Herrn Marckwald kam auch mal ein Psychologe für einen Vortrag ins Haus. Und Frau Traumann sang.

Rein jüdische Familien waren sehr wenige hier. Aber wir kamen noch zu *Pessach* und zum *Seder*-Abend zusammen. Und es gab noch jemanden, der das *Kaddisch*, unser Totengebet, sagen konnte. Die meisten mußten in Deutschland ihre Existenz aufgeben, weil sie sogenannte „nichtarische“ Menschen waren, oder sogenannte „Halbjuden“ oder getaufte sogenannte „Volljuden“ waren. Also, es war eine eigenartige Ansammlung von besonderen Menschen, von Bevölkerung. Sie hatten geglaubt, nur noch deutsch zu sein, ob evangelisch oder anderer Religionen, dachten sie, sei egal. Durch den Nazismus wurden sie wieder zurückgeworfen, als unerwünschte sogenannte „Nichtarier“. Manche erfuhren erst dann, daß sie jüdische Großeltern hatten.

Ich ließ meinen Jungen in São Paulo *Bar-Mizwa* werden, aber nachher sagte er, er könne hier ja doch nicht als Jude leben. Er hat eine Brasilianerin geheiratet. Die Nachkommen hier sind eben zum Teil religionslos, zum Teil katholisch. Unser „volljüdisches“ Leben hörte so langsam auf, da hier keine Jüdische Gemeinde war.

Brigitte Wendel, geb. im Januar 1924 in Schneidemühl, heute Pila (Polen)

Wir interviewten Frau Wendel in ihrem angenehmen Holzhaus in Rolândia. Es ist von einem großen Garten umgeben und beherbergt viele Haustiere. Frau Wendel wollte leider kein Foto von sich machen lassen, gab uns aber netterweise einige alte Fotos aus der Anfangszeit in Rolândia. Ich besuchte mit zwei ihrer Töchter die Grundschule in Rolândia und konnte mich erinnern, sie damals auf ihrem sítio besucht zu haben, als sie noch „da draußen“ wohnten. Eine dieser beiden Schulfreundinnen ist Lehrerin, die andere Ärztin geworden. Übrigens sind mehrer Töchter von Frau Wendel Ärztinnen geworden. Während Frau Wendels von Ironie durchsetztem Bericht, fühlten wir mit ihr die Bitterkeit über ihre von den Nazis verhinderte Zukunft und ihre harte Anfangszeit in Brasilien.

Was ist Ihnen noch in Erinnerung, wann ist Ihnen zum ersten Mal klargeworden, daß Sie aus Deutschland weggehen müssen?

Wann ist uns das klargeworden? Ich weiß es nicht. Mir ist als erstes eigentlich klargeworden, daß wir irgendwie schwammen, daß wir nicht ganz frei erzogen wurden, daß immer irgend etwas geheimnisvoll war. Meine Eltern durften ja nie frei – also keiner durfte damals frei was sagen. Und ich habe das – ungerechterweise wahrscheinlich – immer als störend empfunden. Warum können die mir nicht sagen, was sie denken? Also plötzlich wurde das Radio ausgedreht, wenn wir da waren. Ein schönes Gespräch unter der ganzen Familie mit den Verwandten – meine Mutter hatte eine Riesenfamilie – wurde abgebrochen, wenn wir Kinder reinkamen. Es irritierte irgendwie. Ich habe ihnen das übelgenommen. Bis wir begriffen, worum es geht. Daß wir eben viel zu gefährdet waren, um die Sachen mitzuhören, und dann ausgefragt werden konnten. Das war eigentlich mein Anfang damit.

Wie alt war ich da – das ist schwer zu sagen. Ich bin 1924 geboren, ich war beinahe zehn, wie es wirklich anfing. Daß man merkte, daß da was nicht stimmt. Na und dann, ganz lächerlich und sehr blamabel für mich, war ich wahnsinnig empört, daß ich nicht in die Hitlerjugend, also in den BDM, durfte, denn ich wollte nur Gymnastik und Sport machen und wollte mehr Freiheit. Mir ist nicht klargeworden, warum

ich nicht in den BDM durfte. Eine meiner ganz großen Empörungen war, daß ich nicht Ballett machen durfte. Unser Schneidemühler Theater suchte Balletteusen. Und ausgerechnet auf mich war die Wahl gefallen. Eine kostenlose Ausbildung mit der ganz kleinen Verpflichtung, später eben auch mal ein bißchen mitzuwirken. Und ich konnte nicht begreifen, warum meine Eltern mir das nicht erlaubten. Und der Grund war: „Eine Arztochter macht so was nicht.“

Vor ein paar Jahren erst ist mir klargeworden, was dahintersteckte. Sie konnten es mir als sogenannte „Halbjüdin“ nicht erlauben. Sie wußten ja, was mal kommt. Aber ich konnte das nicht begreifen. Damals fand ich, sie hätten mir die ganze Zukunft zerstört, denn ich wollte unbedingt tanzen. Darum haben meine Kinder so schön Ballett machen dürfen. Weil ich dachte, was ich nicht durfte, müssen die wenigstens dürfen. – Es ist alles nicht buchfähig, was ich erlebt habe.

Wo sind Sie in Deutschland aufgewachsen?

Ich bin in einer Kleinstadt aufgewachsen. Im jetzigen Polen liegt mein Heimatstädtchen, jetzt heißt es Pila, früher hieß es Schneidemühl. Es war damals sieben Kilometer von der polnischen Grenze entfernt.

Wann haben Sie oder Ihre Eltern sich entschieden, Deutschland zu verlassen?

Auf alle Fälle viel zu spät. Wir sind erst 1939 hergekommen, am 26. Mai sind wir hier gelandet. Und im August ging der Krieg los. Wir haben dadurch alles verschleudern müssen, an Reichsfluchtsteuer haben wir 8.000 Reichsmark bezahlen müssen. Und davor war mein Vater schon im KZ gelandet, und seine Praxis war schon jahrelang verboten. Mein Vater hat immer zu meiner Mutter gesagt: „Wie kannst du dich so aufregen, so ein Blödsinn kann sich doch nicht halten, das geht doch nicht. Wir müssen das eben jetzt mal durchstehen.“

Aber meine Mutter hat in dem Sinne recht gehabt, es hat sich gut gehalten, nicht? Dann hat meine Mutter eben die Fühler ausgestreckt, quasi gegen den Willen meines Vaters. Der war als Kinderarzt drüben sehr beliebt, und um Gottes Willen, er durfte und wollte ja nicht weggehen. Bis er eben doch nicht mehr die Praxis machen durfte. Meine Mutter hatte mit Irma Koch-Weser, die 1933 nach Brasilien ausgewanderte, zwei Jahre auf einer Maidenschule Landwirtschaft studiert. Maidenschule war damals der Name für Landwirtschaftsschulen für

höhere Töchter. Als meine Mutter sich in meinen Vater verliebte, hat sie als Krankenpflegerin in der Praxis meines Vaters gearbeitet. Frau Koch-Weser hat uns dann ein – wie nennt man das – ein *affidavit* geben können. Das war die feste Versprechung, daß wir hier bei ihr unterkommen können, daß wir dem Staat nicht zur Last fallen. Das war gut gemeint. Mein Vater konnte schon nicht mehr mit, denn inzwischen wurde in Deutschland den Juden das „J“ in den Paß gestempelt, und der edle *Getúlio Vargas* ließ keinen mit dem „J“ im Paß her. Also, wir haben darum immer weiter gezögert in der Hoffnung, irgendwo rauszukommen – Pustekuchen. Am 1. April lief unsere Ausreiseerlaubnis aus Deutschland ab, die mußte man auch haben, schöne Schikane, nicht? Wir haben gerade zwei Tage davor noch ein Schiff gekriegt, ohne unser Gepäck mitnehmen zu können, das haben wir nicht mehr geschafft. Später haben wir es nachgeschickt bekommen. Vati hatte eine Aufenthaltsgenehmigung für England. Dann brach der Krieg aus. Er ging nach England und wollte von dort hierher kommen. Statt dessen wurde er als *feindlicher Ausländer* nach Australien verschifft. Sie sind auf dem Schiff ausgebombt worden, den einzigen Besitz, den er rettete, war eine Frauenbadehose. Mit der landete er in Australien. Sie haben dann in Gefangenschaft Uniformen bekommen. In Australien war er nicht so furchtbar lange. Sie kamen aus dem Lager in Australien raus, wenn sie sich verpflichteten, nach Kriegsende für die Amerikaner zu arbeiten. Nicht in Deutschland, aber irgendwo anders. Sie wollten ja Europa wieder aufbauen. Da hat er sich natürlich sofort verpflichtet. Erst kam er nach Griechenland, später ist er von den Amerikanern doch nach Deutschland genommen worden. Er hat in der Gegend von Passau als Arzt gearbeitet. Bis er eine Ausreiseerlaubnis nach Brasilien kriegte, dauerte es zehn Jahre. Er hatte alle Verbindungen, er arbeitete ja in der amerikanischen Armee, aber er hat es nicht geschafft. Er ist sogar katholisch geworden, weil es hieß, es gäbe irgendwelche Papst-Visa, nichts hat genützt.

Was haben Sie dann von 1939 bis 1949 hier gemacht?

Wir kamen hier abends mit der Eisenbahn an, andere Verbindungen gab es damals nicht. Da stand eine junge Dame mit einem Pferd und sagte, sie hole meine Mutter und meine Schwester, die eineinhalb Jahre älter als ich und damit sechzehn war, ab. Meine Mutter ging auf die Fazenda Janeta zu Irma Koch-Weser, und Anne-Rose, meine Schwester, kam zum Weserhof, da war der Sohn von Koch-Wesers, der Geert

Koch-Weser. Da stand ein älteres Ehepaar mit so einem Pferdewägelchen und holte mich ab. Wir kamen an und wurden getrennt, jede kam auf eine andere *fazenda* und „durfte“ arbeiten. Schuften. Wir hatten den Edelnamen „Haustochter“, Dienstmädchen durften sie wohl nicht sagen. Das hieß, daß man nicht die Vorteile von Dienstmädchen hatte, daß man von Anfang bis Ende da sein mußte, von morgens bis abends, wenn Gäste da waren noch länger.

Bei welchem Ehepaar waren Sie?

Ich bin von „Biminis“, den Kirchheims (Familie Kirchheim lebte auf der Fazenda Bimini, Anm. der Autorin), abgeholt worden. Sie lebten in einem ganz primitiven kleinen Häuschen, wo ich keinen Platz hatte. Ich wohnte unten im Kuhstall. Angebaut bei der Familie, die die Kühe und die Schweine machten, war noch ein Zimmer. Bett gab's nicht. Da war eine Matratze auf zwei alte Kisten gestellt. Und eine Schüssel stand da, Wasser konnte man sich unten an dem Widder, der das Wasser nach oben pumpte, holen. Der Tisch war eine größere Kiste, der Stuhl eine kleinere Kiste. Ich durfte damals mit der kleinen Tochter Eva, das war meine ganze Freude, nachts im Stall schlafen. Als in ein schöneres, größeres Haus umgezogen wurde, brauchten sie mehr Mädchen, und da haben sie sich eine hin geholt, die im Grunde genommen nichts anderes versuchte, als uns andere Mädchen zur Prostitution zu bringen. Das wußten aber „Biminis“ nicht. Na, und da habe ich gesagt, ich möchte hier weg. Ich war fünfzehn und damals wirklich ein Kind. Heute kann man sich das bei einer Fünfzehnjährigen gar nicht vorstellen. Ich suchte wieder eine Stelle als Haustochter. Da kam ich zu Familie Kaufmann, die sich weiter draußen was aufbauten. Die Frau erwartete ihr erstes Kindchen, und sie brauchten eine, die über die Zeit da ist. Da ich verrückt nach Kindern war, habe ich zugesagt. Bezahlen konnten die quasi nichts, natürlich. Inzwischen war ich sechzehn und durfte den Haushalt, Kind, Frau und zwei Männer versorgen. Wasser wurde siebenhundert Meter aus einer Quelle unten aus dem Wald geholt. Und das mit Babywäsche und allem – es war „wunderbar“. Aber das Baby war mein ganzes Glück. Das ging dann ein halbes Jahr, dann kam ich zu Schliepers, anschließend zu Rankes. Inzwischen war ich siebzehn geworden und hatte das Gefühl, ich müßte unbedingt etwas lernen. Frau Ranke bot mir an, sie würde mich bis zum *admissão*-Kurs bringen. Das hieß, danach könnte ich einfache Berufe ergreifen und eventuell weiterlernen. Das hat sie mir auch sehr

nett angeboten, nur natürlich nie durchgehalten. Zum Weiterlernen gab es für uns ohne Geld sowieso keine Chance. Und wie man das so macht, idiotischerweise, habe ich den ersten besten geheiratet. „Nur da raus“ war mein Motto. Ich war in ganz wen anderes verliebt, leider in einen verheirateten Mann. Dieser, den ich geheiratet habe, der Helmut Bruch, hatte damals die Einstellung, „ach, wenn du nur für mich ein Zuhause schaffst, alles andere ist mir nebensächlich, ich gehe sonst in den Krieg, melde mich freiwillig“. Und ich dachte, besser wie schuftten für andere ist so was. Na ja, drei Kinder und so weiter und so fort.

Drei Töchter?

Ja, ich bekam mit dem ersten Mann drei Mädchen und mit dem zweiten dann wieder drei Mädchen. Wenn ich sehr boshaft bin, sage ich, das einzige, was in meinem Leben ganz nach Wunsch gegangen war, ist, daß ich keinen Jungen bekommen habe. Ich wollte unbedingt Mädchens. Wir haben uns damals unser erstes kleines Haus gebaut. Mein Mann hatte mit seinem Chef, er arbeitete damals beim Hinrichsen, ausgemacht, ein Stück Land in sieben Jahren abzuarbeiten. Es waren etwa fünf bis sieben *alqueren*. Ich hatte etwas gespart. Von dem Moment an, wo wir zusammenlebten, haben wir kein Geld abgehoben, sondern von dem bißchen, was ich hatte, gelebt. Ich habe noch ein Schweinchen dabei fett gemacht, dadurch haben wir kein zusätzliches Fleisch gebraucht. Als das Land abgezahlt war, ist mein Mann hingegangen und hat gesagt, er möchte jetzt gerne die Überschreibung haben. Da hat es einen Riesenkrach gegeben, und der Hinrichsen hat gesagt, „kommt überhaupt nicht in Frage“, und hat uns nach sieben Jahren Arbeit um das Land betrogen.

Die Horalecks waren Nachbarn von Hinrichsens, wo wir waren. Die fanden das so ungerecht, daß sie uns als Ersatz weiter draußen zehn *alqueren* Land geschenkt haben, nur damit wir etwas in der Hand hatten. Wir mußten trotzdem eine Arbeit suchen, denn das Land war im Wert nicht annähernd wie die fünf *alqueren* hier an der Stadt. Dann sind wir auf die Fazenda Balú gegangen und haben von dort allmählich unser Land aufgebaut. Damals gab es noch herrliche Kaffeepächter. Man gab das Land für Kaffeepflanzung an sie ab, ich glaube es war für sechs Jahre. Dafür bauten sie ein Häuschen, aus *palmitos* natürlich, machten auf (d. h. rodeten) und pflegten den Kaffee. Und dann war der Vertrag abgelaufen und man kriegte eben fertigen Kaffee. Wir haben es, da wir ein bißchen Geld hatten, anders gemacht. Wir haben dem

Pächter ein Haus gebaut und ihm Land für andere Pflanzungen gegeben. Wir kriegten ein Drittel der Ernte, und damit habe ich dann auf der *fazenda* Schweine gezogen. Damit haben wir besser verdient und gelebt, als von dem Gehalt meines Mannes. Dann fror der ganze Kaffee hier ab. Wir mußten dem Pächter den Vertrag verlängern, aber er hatte es nicht mehr nötig, er hat nach vier Jahren die ganze *empreitada* verkauft. Wie heißt das auf deutsch?

Das sind diese Pachtverträge.

Den Pachtvertrag, den hat er an einen anderen verkauft, der das für die letzten zwei Jahre übernahm, und hat sich selbst ein *sítio* (kleine Farm) gekauft, etwas größer als unseres. Ja herrlich, so war das früher. Das war ein kohlepehrabenschwarzer Mann und tüchtig wie sonst was. Er ist bestimmt reicher geworden als er war, als ich ihn kennenlernte, ich habe ihn nie wieder gesehen. Am Anfang hatten wir noch Kontakt, aber mein Gott, das ist so lange her.

Ich hatte inzwischen schon zwei Kinder, und dann, wie mein zweites Töchterchen gerade zehn Tage alt war, kam mein Vater aus Deutschland. Das war wunderbar. Deswegen haben wir dann das alte Haus abgerissen und abends nach der Arbeit dort ein neues gebaut. Ein Zimmermann hat es uns aufgebaut, und so konnten meine Eltern wenigstens auf dem Land wohnen. Mein Vater durfte hier nur „unter der Hand“ arbeiten. Er hätte in Brasilien sein Examen nacharbeiten müssen.

Das war für einen Mediziner ganz schön schwierig. Dr. Beer, ein anderer Arzt aus Rolândia, mußte doch nachstudieren, nicht wahr?

Mein Vater hätte auch nachstudieren müssen, aber er hat gesagt, dafür hätte er nicht sein Leben lang gearbeitet, um noch einmal von vorne anzufangen. Zuerst hat er beim Dr. Xenofonte ein Jahr gearbeitet. Später ist er wieder rüber nach Deutschland gegangen.

Frau Nußbaum erzählte einmal, daß ihr Mann in der Anfangszeit einen schauerlichen Blinddarmdurchbruch hatte. Und es war kein Arzt da, Ihr Vater war zufällig auch nicht da. Und der Xeno hat damals wohl gesagt, er solle bis morgen warten. Auf jeden Fall ist Herr Nußbaum beinahe daran gestorben. Er ist dann doch noch schnell operiert worden.

Es gab damals schon gute, wirklich gute Ärzte. Mein Vater hat gesagt, einen Chirurg wie Dr. Xenó, das findet man in Deutschland nicht. Er war fasziniert von ihm.

Erst hat mein Vater hier in dem Häuschen, das wir ihm wieder aufgebaut hatten, ein Zimmerchen als Praxis eingerichtet. Die Leute, die da draußen wohnten, kamen zu ihm. Aber wäre er geschnappt worden, wäre er bestraft worden. Nach neun Jahren beschloß er zurückzugehen. Er war inzwischen schon drüben gewesen, um sich umzusehen und sich was zu suchen, aber meine Mutter wollte auf keinen Fall wieder rüber. Wie das immer so ist. Erst sind die Kinder hier, dann sind die Enkel hier. Der eine will, der andere will nicht. Ich weiß es von uns auch. Mein Mann wäre auch gerne wieder rüber gegangen. Es ist nie dazu gekommen.

Wie ging es bei Ihnen weiter? Sie haben dann auf Ihrem Land gelebt?

Mein Mann und ich haben weitergearbeitet, aber es stand schon fest, daß wir uns trennen wollten. Ich bin jahrelang bei dem Helmut geblieben, weil er mir nicht die Kinder übergeben wollte. Erst wie er sich einverstanden erklärt hat, daß ich die drei Kinder behalten darf, haben wir uns wirklich getrennt. Ich konnte es einfach nicht mehr. Als es endlich zur Trennung kam, haben wir friedlich einen Vertrag gemacht, wie wir unsere zehn verpachteten *alqueren* auftrennen. Jeder sollte fünf kriegen. Aber wenn mein Mann es vorher kaufen wollte, wäre ich verpflichtet gewesen, meinen Teil an ihn zu verkaufen. Und da habe ich natürlich da draußen in einer Wahnsinnsangst gelebt. Denn wovon hätte ich leben können. Gott sei Dank – Halb Gott sei dank nur – kam dann wieder ein Frost, da hat mein Mann die Lust völlig verloren. Er hat sein Land dem gegenüber dem Bach liegenden Nachbarn Hans Rosenthal verkauft, so daß ich die anderen fünf *alqueren* sicher für mich hatte. Meine Eltern sind schon ein Jahr vorher nach Roland gezogen, gingen dann nach Deutschland zurück, und ich habe da draußen alleine gelebt. Hab' die Kinder zur Schule gefahren, bei Traumanns gab es eine kleine Schule, hab' meine Kühe und Schweine gehabt. Ich weiß nicht, ob man sagen soll existiert oder vegetiert. Jedenfalls hat es gereicht, um zu leben. Die Bärbel, die älteste Tochter, wollte leider nach São Paulo zu den Eltern meines Mannes. Sie hatte da das Angebot, schön zur Schule zu gehen und nicht die Fahrerei zu haben wie hier. Mit acht Jahren, so alt wie sie damals war, ist sie darauf reingefallen. Ich hatte nicht die Chance oder auch nur die Möglichkeit,

ihr klarzumachen, „bleib lieber bei mir“. Für sie war es sicher gut. Ich hatte sie alle Ferien zu Hause, aber studieren und lernen tat sie da. Das ging dann nur bis sie sechzehn war. Die anderen brachte ich hier zur Schule, so lange es ging.

Dann kam eben mein zweiter Mann in dieses Leben. Aus den fünf *alqueren* war auch nicht die geringste Möglichkeit, mehr herauszuholen. Ich hatte notdürftig von dem, was das *sítio* lieferte, leben können; die Schweine, die Milch, die Butter, Weizen, Roggen, *mandioca*, Hühner. Es war mir aber mein Alleinseinkönnen wert. Ich bin da geblieben, und dann kam plötzlich die Chance. Die Horalecks wollten 20 *alqueren* verkaufen. Damals war mein jetziger Mann gerade in Deutschland, und da habe ich ihm geschrieben, daß das eine einmalige Chance ist. Da ist er sofort rübergekommen, hat sich das angeguckt und war Feuer und Flamme. Seine Mutter hat ein bißchen was gegeben, meine Eltern haben was gegeben, und wir, als damals Rausgeschmissene, kriegten eine Entschädigung von Deutschland. Am Anfang haben wir einmal 5.000 DM und später noch mal 5.000 DM bekommen. Es war einfach nichts. Also, wir haben damit das Land angezahlt und haben es dann in den ganzen Jahren abgearbeitet. Wir haben dort die weiteren drei Kinder gekriegt. Michael Traumann nahm unsere Kinder nach der Vormittagsschule mit, und ich holte sie abends von ihm ab. Als die Ganztagschule in Roland kam, klappte es nicht mehr, und ich mußte nach Rolândia, in die Stadt ziehen.

Sie wollten doch einst Medizin zu studieren. Hätten Sie hier noch einmal die Gelegenheit dazu gehabt?

Gar keine Chance. Meine Hoffnung war ja noch, als ich zu Rankes ging, daß ich mich dort auf Prüfungen vorbereiten könnte. Bei all der Arbeit kam es gar nicht zu dem Unterricht. Dann ging ja Brasilien in den Krieg gegen Deutschland. Als Deutsche bekam man gar nichts mehr. Man war *quinta coluna*, fünfte Kolonne. Wir durften nicht deutsch sprechen. Als *quinta coluna* gehörtest du zur feindlichen Seite. Selbst der Herr Minister Erich Koch-Weser ist einen Tag im Gefängnis gewesen, weil er deutsch auf der Straße gesprochen hat. Bis Kriegsende dauerten die Reglementierungen, und da hatte ich meine Kinder und mußte arbeiten. Wir mußten ja alles erst aufbauen, wir hatten ja nichts, wir hatten einen Berg Schulden. Gar keine Chance hatte ich. Die Kinder müssen das nun machen. Die machen das auch.

Ganz allmählich wurde unser Leben besser. Wir konnten, als die Ganztagschule anfang, hier ein kleines Häuschen kaufen, und wir wohnten mit den drei kleinen Mädchen da. Die Fahrerei entfiel, und die Kinder hatten ihre Ausbildung. Dieses Haus, in dem wir jetzt leben, haben wir erst später gekauft, und das betrachte ich als den größten Glücksfall meines Lebens. Es hat einen großen Garten, fast wie eine *chácara* (kleines Anwesen mit Gemüse und Obstbäumen, ähnlich einer Parzelle oder Datscha).

Waren Sie öfter in Deutschland?

Zum ersten Mal fuhr ich 1961, nach fünfundzwanzig Jahren. Da erwartete ich Sybille. Ich hatte vor Sybille eine fürchterliche Fehlgeburt im fünften Monat. Der Arzt hatte mir verboten, schnell wieder Kinder zu kriegen, aber ich war schon alt, sechsunddreißig damals. Ich wußte ja, daß ich meinem Mann nicht zumuten kann, drei andere Kinder zu haben, daß er auch eigene Kinder haben wollte. Ich war sofort wieder schwanger, und mein Vater schenkte mir eine Deutschlandreise.

Wie war der erste Deutschlandbesuch?

Das ist eine komische, eine schwere Frage für mich. Es war in manchem natürlich wunderschön, z. B. meinen Vater wiederzusehen, der ja zurückgegangen war. Meine Mutter lebte damals noch hier, sie ist erst später rüber gegangen. Ich war glücklich, bei meinem Vater zu sein. Ich konnte mich aber drüben gar nicht an diese Wohlstandsgesellschaft gewöhnen. Wir haben hier regelrecht im Dreck gelebt und geschuftet wie die Pferde. Ich hatte das Gefühl, die kann man gar nicht ernst nehmen. Ich war verzweifelt. Ich dachte immer, das ist doch kein Leben, so kann man doch gar nicht existieren. Ich kam in dieses Dorf, wo mein Mann herstammte, bei Worms am Rhein. Das einzige, was sie mir zeigten, „kuck mal, was da schon für schöne Häuser gebaut werden“. Und wir hier lebten noch mit dem edlen Plumpsklosett. Mir ging das nicht in den Kopf rein, ich habe das überhaupt nicht verstanden. Wir hatten ja gehört, daß es den Menschen drüben auch ganz schlecht gegangen war. Und dann das. Also, die Wohlstandsgesellschaft, mich hat das schockiert.

Das hat doch auch mit der Art der Leute zu tun, oder?

Gerade das ist es. Hier ist diese Hilfsbereitschaft, diese Freiheit und diese Freundlichkeit. Wenn man jemanden trifft, spricht man mit ihm. In die Verhaltensweisen von drüben kam ich überhaupt nicht rein.

Dann war ich wieder vor elf Jahren dort, als wir zum ersten Mal zusammen mit der Familie rüber gefahren sind. Da dachte ich, es ist doch gar nicht so schlimm, es ist ja doch alles viel normalisierter, viel freier. Aber ehrlich gesagt, ich kann keinen richtigen Kontakt mehr zu den Leuten drüben finden. Vor dreißig Jahren, damals in Deutschland, war das einzige, was mir gut gefallen hat, meine alte Schulfreundin. Wir haben uns die ganzen Jahre geschrieben. Sie hatte einen Arzt geheiratet, und ihr haben wir von hier aus noch *Care-Pakete* geschickt, so schlecht ging es ihr am Anfang. Als ich dort war, hatten sie schon ein eigenes, wunderschönes Haus, da ging es ihnen gut. Sie war derselbe Mensch geblieben. Als wären wir nie auseinander gewesen.

War sie keine Jüdin, hatte sie keine Verfolgung erlebt?

Nein, sie war keine Jüdin. Aber wegen irgendeinem Gesetz drüben, in dem es hieß, daß Lehrerinnen oder Frauen in Positionen, aus denen die Männer alle eingezogen waren, nicht in den sogenannten „Frauenhilfsdienst“ gehen mußten, ist sie Lehrerin geworden. Sie wollte es eigentlich nicht. Eines morgens, im Jahr 1945, sagte man ihr, „pack deine Sachen, hau ab, der Russe steht zwei Kilometer von hier“. Sie hatte ein Notizbuch, dadurch blieb ihr meine Adresse erhalten. Sie hat ihre Eltern nicht mehr wiedergefunden, und auf der Landstraße kurz vor Hamburg hat sie ihre Mutter und ihren kleinen Bruder getroffen. Dann hat sie, weil sie zwangsläufig Lehrerin geworden war, weiter als Lehrerin gearbeitet. Ihr Freund ist Arzt geworden, weil Ärzte damals ihr Studium zu Ende machen durften. Bei Kriegsende war er aber noch nicht fertig, dann hat diese Freundin gearbeitet, ein Kind gekriegt, hat dem Mann das Studium bezahlt. Ihre Schwiegereltern, ihre Eltern, ein kleiner und ein großer Bruder und sie haben in einer Bude in Hamburg gehaust. Sie erzählte, „wir haben noch gekocht, was die anderen weggeschmissen haben, nur um überhaupt satt zu werden“. Wir haben hier in Brasilien keinen Tag hungern brauchen. Wir haben kein schönes Essen gehabt, aber *mandioca* haben wir immer gehabt. Essen war immer genug da.

Hatten Sie auf dem Schiff Diskriminierung erlebt?

Beim Herkommen, 1939? Nein, es waren ja fast nur solche Leute wie wir dabei. Wir hatten ein ganz altes Schiff, bei der nächsten Fahrt ist es bombardiert worden, es hieß „Kap Nord“.

Waren Sie staatenlos, als Sie hier ankamen?

Ich bin noch heute Deutsche. Meine Mutter war ja sogenannte „Arierin“, deswegen hatte ich nicht das „J“ im Paß. Sonst wären wir ja auch nicht reingekommen. Wir hatten das *affidavit* von Irma Koch-Weser für alle vier. Wir hatten hier ja auch 60 *alqueren* Land gekauft von Deutschland aus, bei der *Companhia de Terras Norte do Paraná*. Achtzehn dieser Landgeschäfte sind gutgegangen, so haben die meisten hier ihr Land bekommen. Wir waren im neunzehnten Geschäft, das nicht gutgegangen war. Nichts haben wir bekommen. Das Geld war weg, und das Land war weg. Wir wären doch nicht mit leeren Händen hergekommen, wenn wir nicht einen Teil unseres Geldes daheim hätten anlegen und hier dann Land haben können. Mein Vater hat noch einen Landwirtschaftsumschulungskurs gemacht, meine Mutter hatte Landwirtschaft studiert. Warum nicht hier wieder anfangen, dachten sie. Von wegen.

Und der jüdische Teil Ihrer Familie, von Ihres Vaters Seite?

Mein Vater hatte nur eine Schwester, die arbeitete in einem Auswanderungsverein. Die hat noch bis zum letzten Tag Tausenden zu Ausreisen verhelfen können und ist dann selber drüben umgekommen. Das war aber nur die eine Schwester. Meine Mutter hatte eine Riesenfamilie, und mein Vater hatte nur noch die eine Schwester.

Ihr Vater ist ja als ehemals verfolgter Jude wieder als Arzt an seinen früheren Ort gegangen. Wie war das für ihn?

Mein Vater war mit Leib und Seele Berliner. Er hatte gesagt, ich gehe zurück, wenn ich in Berlin was finde. Der war schnell zu Hause.

Wie ist Ihr Verhältnis zur brasilianischen Gesellschaft?

Da ist das Wort Gesellschaft nicht richtig. Ich habe zu der „Gesellschaft“ (im Brasilianischen bedeutet das Wort Gesellschaft „high society“, was ich beim Interview eigentlich gar nicht gemeint hatte, Anm. der Autorin) keine Beziehung, wir gehören da ja nicht mit rein. Was hier „Gesellschaft“ heißt, sind die Stinkreichen. Ich schätze die brasilianische Mentalität, Güte, Offenheit, Hilfsbereitschaft, gerade von den einfachen Leuten. Ich habe hier nie mit der „Gesellschaft“ zu tun gehabt. Ich habe mich hier immer als die Arbeiterfrau gefühlt. Mein erster Mann war Melker und Viehmann. Inzwischen haben wir aufgebaut, jetzt haben wir über sechzig *alqueren*. Daß man das in nur einer Generation hat schaffen können, und dabei die Kinder hat großziehen können, das ist wunderbar. Dafür werde ich Brasilien ewig

dankbar sein. Aber ich möchte trotzdem nicht Brasilianerin werden, es tut mir leid.

Hätten Sie auch jetzt noch die Wahl?

Schon ewig hätte ich es werden könne, die meisten sind es geworden. Die Staatenlosigkeit hat man rückgängig machen können. Ich habe damals den Antrag auf meinen Heimatschein gestellt und habe den sofort bekommen. Wir waren nicht staatenlos, wir sind als Deutsche raus. Uns ist danach die Staatsangehörigkeit abgesprochen worden, aber wenn man sich bemüht hat, hat man sie wiedergekriegt. Wir haben sogar für unsere drei jüngeren Kinder, für die anderen sowieso, weil sie nach Deutschland gegangen sind, die deutsche Staatsangehörigkeit beantragt. Warum sollen wir ihnen eine Chance nehmen?

Anonym, geb. im November 1920 in Düsseldorf

Gerade gestern habe ich meinen Enkeln erzählt, wie wir aus politischen und rassistischen Gründen aus Deutschland ausgewiesen wurden.

Als ich über die Rheinbrücke fuhr, um sozusagen zehn Minuten vor Kriegsausbruch nach England auszuwandern, da dachte ich, ich müsse jetzt weinen über das, was ich verliere. Und ich sagte zu mir:

„Ich weine aber nicht, denn ich bin jung, habe Kraft und werde es schaffen. Als sportlich trainierter Mensch freue ich mich auf das, was auf mich zukommt.“

Ich wußte zu dem Zeitpunkt allerdings nicht, daß es wenige Tage danach zu einem Weltkrieg kommen würde, der die Familie für viele Jahre trennen würde. Ich habe das getan, was der Augenblick von mir gefordert hat. Damals war ich neunzehn Jahre alt. Was vorher alles passiert ist und schwerwiegende Eindrücke hinterlassen hat, ist verwischt – oder man will es verwischen und nicht darin baden –, aber es existiert und ist in uns.

Man hat das Lebensbedrohende nicht wahrhaben wollen. Man hat es von sich geschoben, aber man hätte es wissen müssen. Erst als die berüchtigte *Kristallnacht* kam, und mein Vater eigentlich abgeholt werden sollte, und ich als Älteste zu Hause war und den Nazis die Tür aufmachen mußte und mithelfen konnte, ihn zu schützen. Mein Vater hatte im Ersten Weltkrieg mitgekämpft und dabei ein Bein verloren. Letzten Endes haben diese Rabauken, die ihn holen wollten, sich geschämt, ihn mitzunehmen. Als sie uns nachts aus dem Bett holten, konnten sie die Prothese unter dem Schlafanzugbein sehen. Dazu kam, daß wir von meinem Volksschullehrer, der uns eine halbe Stunde vorher anrief, gewarnt wurden. Er sagte: „Wir kommen jetzt.“ Er war dabei, aber er hat es ja nicht zu dem Extrem kommen lassen. Das alles sind Erlebnisse, die man vergräbt, die aber da sind. Da haben wir es wahrhaben müssen. Nach dieser berüchtigten *Kristallnacht* hat mein Vater gesagt, jetzt sehen wir, es ist ernst. Jetzt nutzt es nicht mehr, die Augen zu verschließen. Über das Verhalten meiner Freunde in Nazi-Deutschland mag ich nicht sprechen. Ich habe fast nur schlechte Erfahrungen gemacht. Nicht nur, aber fast nur, ich bin zum Beispiel aus der Schule rausgeflogen, weil ich Jüdin war.

Aber was ich Ihnen erzähle, wovon ich das meiste vergessen habe, kann Ihnen jede Frau, die zu dieser Zeit von Deutschland hierher ge-

kommen ist, erzählen. Mitten im zweiten Kriegsjahr, während der schweren Bombardierungen, die England damals trafen, fuhren meine Schwestern und ich übers weite Meer nach Brasilien. Wir waren umgeben von Unterseebooten, die versuchten, uns zu versenken. Das englische Schiff, mit dem wir gefahren waren, wurde bei der nächsten Reise versenkt.

Mein Leben in Brasilien ist eigentlich meine zweite Geburt. Verwöhnt, wie man von Hause aus war, ging man in den Kuhstall. Ob Sonntag oder Feiertag, ganz egal, man melkte die Kuh. Es wurde aber auch viel gefeiert. Alle waren jung, niemand hatte Geld, und nach zwei Jahren war ich verheiratet. Ich bin heute einundfünfzig Jahre verheiratet. Mein Leben begann mit meiner Verheiratung. Vier Kinder haben wir bekommen, alle sind verheiratet, elf Enkel haben wir, davon sind zwei verheiratet. Und einen Urenkel habe ich! Das ist ein kurzer Abriss meines Lebens, und wenn ich zurückdenke an die schweren Jahre, so denke ich, daß sie für unsere Eltern viel schwerer waren. Die Alten mußten hinterlassen, was sie geschaffen hatten, wir Jungen haben erst nachher was geschaffen. Das ist es eigentlich, wo ich heute stehe. Heute bin ich dreiundsiebzig Jahre alt, das Leben fordert auch heute noch viel Kraft von mir. Das ist eine kurze Antwort auf Ihre so weitläufige Frage nach meiner Lebensgeschichte. Ich müßte ja ein Buch schreiben, um alle Einzelheiten zu berichten. Dazu habe ich keinerlei Absicht. Ich weiß ja, daß die junge Generation sagt, ach die ollen Kamellen.

Das einzige, was ich weiß, ist, daß man damals mit dem Zug kam. Die Station in Rolândia war ganz frisch eröffnet, und alle Welt ging zum Bahnhof, um zu sehen, wer kommt und wer fährt. Und wenn einer kommt, haben alle geschaut, was er mitgebracht hat, und wenn einer fährt, was kann man ihm an Post oder an irgendwas mitgeben.

Dann sagte mein Vater im Auto vom Taxichauffeur, der außerdem der „juiz de paz“ (Friedensrichter) war, der uns getraut hat, „jetzt kommen wir nach Rolândia“, und ich hab’ nach links geguckt, ich hab’ nach rechts geguckt, und dann habe ich gesagt: „Wann kommen wir nach Rolândia?“ Und da sagte mein Vater: „Wir sind schon durch.“ Da waren eben ein paar Holzhütten, so was hatte ich in meinem Leben noch nie gesehen. Ich wußte nicht, daß die überhaupt als Häuser zu betrachten sind – das war Rolândia. Aber man hat sich daran adaptiert.

Das haben wir hier gelernt: Es gibt keine hohen und niederen Dienste. Arbeit ist immer eine Würde. Deshalb finde ich auch heute noch, ob ich Schweine füttere oder irgendeinem Mann helfe, solange es in

meinen Kräften steht, oder ob ich in der *APAE* (Tagesstätte für behinderte Kinder und Jugendliche) die Kinder, die zu mir kommen, in die Arme nehme, es ist weder hoch noch niedrig. Es gehört dazu, das ist Leben.

Ich habe immer die Bestrebung gehabt, etwas für andere zu tun. Sehr viele Jahre habe ich für die „Kirche der entschiedenen Christen“ gearbeitet. Gar nicht so sehr für die Kirche, als für die Gemeindeschwester, die von dieser Kirche unterhalten wurde. Sicher waren es zehn Jahre, die ich mitgeholfen habe, mit meiner „guten jüdischen Ader“ das Geld für diese Arbeit aufzubringen und zu verwalten. Später dann bin ich in der Schule für geistig Behinderte tätig geworden und habe diese mit aufgebaut. Es sind jetzt zwanzig Jahre, die ich dort tätig bin. Jetzt bin ich da Schatzmeisterin. Diese Arbeit macht mir sehr viel Freude und ist mir sehr wichtig.

Am Anfang habe ich erzählt, daß viel gefeiert wurde. Es verging kein Wochenende, wo nicht irgendwo ein Fest war. Zu trinken gab es damals Rotwein mit Zucker und Wasser gemischt. Auch gab es, wenn es ganz luxuriös war, Tee. Man ging zu den Festen, und da man frisch aus Europa kam, hatte man ja noch Kleidung. Entweder die Herren einen schicken Anzug oder die Damen ein Abendkleid, das man zur Auswanderung mitgenommen hatte. Das schnürte man in die Satteltasche auf das Pferd und ritt da hin.

1942 heiratete ich. Das war, als Brasilien in den Krieg eingetreten ist. Unsere vier Kinder sind so nacheinander gekommen. Ich hatte dann noch ein fünftes Kind, das ich großgezogen habe, das war nicht mein Kind. Das war das Kind von der Haushälterin, das hier mit aufwuchs. Damals war alles so viel einfacher und dann auch wieder schwieriger. Ab einem gewissen Zeitpunkt, nach der Hauptschule, gab es keine Schulen für die Kinder. Sie mußten mit vierzehn Jahren in eine andere Stadt zum Studieren, was zur Folge hatte, daß sie nie wieder zurückkamen, um hier zu leben. Meine Kinder haben ihren Weg gut gemacht, haben ihre Familien gegründet.

Was die religiöse Erziehung meiner Kinder betrifft: Ich bin ja nicht jüdischer Religion. Meine Mutter und meine Großeltern mütterlicherseits waren schon getauft. Mein Vater war Dissident. Meine Großmutter väterlicherseits war schon komplett areligiös und hat, wie viele jüdische Menschen oder Familien, dennoch die Tradition gewahrt. Meinen Großvater habe ich nicht gekannt. Sie haben nicht so sehr die Feste gefeiert, als daß sie einfach stolz darauf waren, jüdischer Her-

kunft gar keine Bedeutung beigelegt haben. Meine Großeltern mütterlicherseits haben sich schon taufen lassen, als sie geheiratet haben, das war achtzehnhundert-und-noch-was. Das heißt, daß meine Mutter getauft ist, daß wir getauft sind, daß unsere Kinder getauft sind. Eine Tochter von uns hat einen jüdischen Mann geheiratet, der sehr viel religiöser ist als sie, deren Kinder sind alle bewußt jüdisch erzogen. Auch mein Mann, der jüdischer Religion ist, besteht sehr darauf. Nicht weil er sehr religiös ist, sondern weil er die Tradition der Religion in seinem Leben für sehr wichtig hält. Und so gibt es bei uns im Haus zu Weihnachten den *Chanukka-Leuchter* und den Weihnachtsbaum, und so gibt es *Mazzen-Klöße* zu Ostern, und dann gibt es am Karfreitag Fisch, und an Ostersonntag gibt es *churrasco*. Alles das ist eine Mischung, die man, wenn man von der einen oder von der anderen Seite sehr religiös ist, für falsch empfindet, die aber für mich sehr wichtig ist.

Wenn man rückwirkend schaut, sieht alles anders aus. Alles hat auf den einzelnen einen anderen Eindruck gemacht. Die Werte verschieben sich. Aber das ist alles so irrsinnig lange her, Sie fragen mich Dinge, die für mich gar keine Bedeutung mehr haben. Wenn wir nach Europa oder Amerika fahren, tun wir das als Touristen. Das tun wir sehr gerne! Wir wissen ganz genau, daß Deutschland heute wieder an einem Punkt ist, wo es genauso umkippen könnte wie damals.

Wir leben aber hier. Wir wissen ganz genau von allen Mißständen, die es in Brasilien gibt, und von allen Reklamationen, die wir über die jeweiligen Regierungen haben, was mal mehr, mal weniger ist. Trotzdem denken wir, daß wir ein gutes, erfolgreiches Leben haben, auch wenn der Baum uns auf das Haus gefallen ist.

In dem Jahr, in dem das Interview gemacht wurde, fiel tatsächlich ein Baum auf das Haus der interviewten Frau, die leider anonym bleiben wollte. Leider hat sie auch große Passagen aus ihrem Interview herausnehmen lassen, da sie niemanden verletzen wollte und außerdem der Meinung war, daß dieses Thema doch kaum mehr eineN interessierte. Wir konnten sie gar nicht überzeugen, daß Überlebensberichte sehr wohl wichtig und beispielhaft sind.



Inge Rosenthal, 1994

Inge Rosenthal, geb. im Mai 1922 in Berlin

Aus einem Brief von Inge Rosenthal an die „Association of Jewish Refugees“ von 1989:

„Ich kann es vor mir sehen: Mein Vater, wie er mich zum Bahnhof brachte. Meine Mutter konnte diesen letzten Abschied nicht ertragen, sie blieb zu Hause. Es war in Berlin, März 1939, und ich war fünfzehn Jahre alt. Ein wenig Aufregung vor dieser weiten Reise war gemischt mit der Furcht, Eltern, Freunde und die Allernächsten zurückzulassen, die Angst, die Wärme und die Sicherheit, die immer noch in den vier Wänden unseres Zuhauses herrschten, zu verlassen. Das Auseinanderbrechen von all dem, was das alltägliche Leben gewesen war. Schlimmer als alles, war die Verzweiflung meiner Eltern zu fühlen. Ich sah sie nie wieder.

Leibesvisitation durch eine typische NS-Frau mit hartem Mund, war der letzte Eindruck eines Deutschlands, das die totale Vernichtung derjenigen schon geplant hatte, die wir liebten und die wir zurücklassen mußten. Eines Landes, das uns das verweigerte, was wir für unser natürliches Recht hielten. Ich erinnere mich an den Mentor, der den Kindertransport (siehe Anmerkung; die Autorin) begleitete, der so einen guten Job aus dieser schwierigen Aufgabe machte. Ich frage mich, ob da noch irgend jemand wäre, der „Tomatensalat, Tomatensalat“ singen könnte. Da war die Aufregung, in Le Havre anzulegen, viele von uns setzten zum ersten Mal den Fuß auf ausländischen Boden. Da waren die netten Frauen in Southampton, die uns begrüßten und jedem Kind eine Schachtel mit Süßigkeiten und Broten gaben, als wir mit dem Zug nach London weiterfahren. So endete meine Kindheit.“

Wie kam es dazu, daß Sie beim Kindertransport mitfahren?

Der Zentralverband für Juden in Berlin hatte Listen von Kindern aufgestellt, deren Eltern nicht mehr heraus konnten, weil sie sozusagen den Zug verpaßt und dann nicht mehr genügend Geld hatten. Deren Kinder sind dann rausgeschickt worden. Irgendwo steht sicherlich, wieviele Tausend Kinder noch rausgeholt worden sind. Das weiß ich nicht genau. Das war eine bürokratische Angelegenheit. Die Engländer haben Kinder bis zu sechzehn Jahren geholt. Wenn sie zwischen sech-

zehn und achtzehn Jahre alt waren, durften sie verrecken. Mit achtzehn haben sie ein *permit* (Erlaubnis) bekommen, Dienstmädchen zu sein. Bis – ich weiß nicht, bis zu welchem Alter. An Älteren war dann auch kein weiteres Interesse mehr.

Und Sie sind ganz alleine gefahren, ohne Geschwister oder Cousinen?

Meine Schwester, inzwischen Dienstmädchen in England, war zwei Monate vorher gefahren. Wir waren uns alle fremd auf dem Transport. Wir sind dann auch wieder getrennt worden, man ist in einzelne Familien gekommen.

Also haben Sie auf der Reise keine Kinder kennengelernt? Wieviele waren denn etwa dabei?

Ich habe keine näher kennengelernt. Ich weiß jetzt keine Zahlen. Aber das können 200 Kinder gewesen sein, die bei diesem Transport zusammen fuhren. Die sind alle in Hamburg auf das Schiff gekommen. Es waren Erzieher oder Organisatoren dabei, die die Kinder betreuten. Das war sehr gut organisiert, ich meine, das war ein Schiff, die Kinder mußten sich ja irgendwie benehmen. Ich weiß, daß wir in Le Havre einen Ausflug gemacht haben, da hatte das Schiff angelegt. Dann wurde musiziert. Man hat mit den Kindern was angestellt, damit sie nicht völlig in Trübsal versackten. Man hat die Kinder beschäftigt.

Wie lange hat diese Fahrt gedauert?

Wie lang ist man damals von Hamburg nach Southampton gefahren? Zwei Tage? Eine Nacht hat es bestimmt gedauert. Man ist erst mal bis Hamburg gekommen. Mit dem Zug. Die kamen nicht alle aus Berlin, so wie ich. Und dann ist man aufs Schiff gestiegen.

Mit einem Handkofferchen?

Ja, mit zwei silbernen Löffeln, zwei silbernen Gabeln und zwei silbernen Messern. Und einer Mark.

Eine Mark nur? Waren es nicht zehn Mark?

Ich glaube, die Kinder hatten nur eine Mark. Das würde ich nicht beschwören, aber ich glaube eine Mark. Aber der Unterschied liegt in der Differenz; ich meine, bei so wenig Geld ist es auch egal. Dann ist man in Southampton angekommen, da waren Damen, die haben kleine Päckchen mit irgendwelchen Schokoladen und Sandwiches verteilt. Dann ist man in den Zug bis Waterloo Station gestiegen. Dort ist man ausgestiegen und hat auf den Bänken gesessen, bis die Leute kamen,

um die Kinder abzuholen. Da ist der Name aufgerufen worden. Das war schon vorher organisiert, wer zu wem kam. Es waren nicht immer alles Familien, es waren auch irgendwelche Institute, die Kinder aufgenommen haben. Aber ich kam zu einer Familie, zu einer Arztfamilie. Er war Schotte, war in Indien groß geworden und hatte in Schottland studiert und in Indien wieder praktiziert, er war ein richtiger Kolonialengländer. Und sie war Jüdin. Sie hat nicht gerne davon Gebrauch gemacht, aber die Eltern kamen aus Österreich.

Und sie konnte kein Wort deutsch?

Doch, sie konnte deutsch.

War das eine Erleichterung?

Das war eine Erleichterung, ja. Aber ich meine, die Sprache war ja eigentlich das wenigste. In sechs Wochen war man der Sprache völlig Herr. Ja, das war in Thundersted, in der Nähe von Baldon. Und dann habe ich gedacht, ich komme in die Schule, dem war aber nicht so. Dieweil das auch Geld gekostet hätte, und das war nicht so gedacht. Und dann bin ich in eine *creche* (port. Kinderhort) gekommen und sollte „childrens nurse“ (Kindergärtnerin) werden. Dazu habe ich mich so ähnlich geeignet wie zum Schornsteinfegen. Das war alles eine sehr schwere Zeit. Dann ist aber im September der Krieg ausgebrochen, die *creche* hat zugemacht, und ich bin zu den Leuten zurückgekommen. Bei ihnen war ich drei Jahre lang das, was man heute so vornehm Au-pair-Mädchen nennt. Was damals Haustochter war, und das wünsche ich nie meinem schlimmsten Feind. Dazu habe ich mich noch weniger geeignet als zum Schornsteinfeger. Das hat mir gar keine Freude gemacht. Ich war mutterseelenallein. In der Zeit ist dann meine Schwester in London gestorben. Meine Verwandten, die ja dort noch existierten, haben gesagt, das Kind muß was lernen. Das Kind war aber inzwischen schon achtzehn oder so. Aber irgendwas mußte das Kind lernen, und da bin ich von den Leuten weg. Das war sehr schwierig, weil ich zwar als Haustochter nichts getaugt habe, in Anführungsstrichen, aber sehr billig war.

Die haben behauptet, Sie taugten nichts und haben Sie trotzdem drei Jahre bei sich behalten?

Staub wischen machte mir keinen Spaß. Ich habe in einem Text für eine frühere Veröffentlichung geschrieben, daß ich wirklich noch 25 Jahre lang Albdücke davon gehabt habe, nicht nächtlich, aber

25 Jahre lang, bis mein Mann krank wurde. Plötzlich habe ich eines Tages gemerkt, du träumst es gar nicht mehr. Daß ich Bücher rausgenommen und statt den Staub zu wischen, sie gelesen habe. Nein, also da war ich einfach nicht tüchtig. Verträumt. Und vereinsamt. Das war nicht meine Berufung. Na ja. Das war sehr schwierig, dort wegzugehen. Die wollten mich gar nicht so gerne loswerden. Ich habe jede Woche Taschengeld bekommen und konnte mir dafür Zahnpasta kaufen. Dann bin ich erst zu meinen Verwandten nach London gekommen und habe mir gesagt, das Kind muß was lernen, und da ist das Kind zu der „German-Austria-Refugee-Labour-Exchange“ (übersetzt in etwa: Deutsch-Österreichischer Arbeiter-Flüchtlingsaustausch) gegangen. Da haben sie mich gefragt, was ich wollte, und ich sagte, ich wüßte nur ganz genau, was ich nicht wollte. Ich wollte nämlich keineswegs Friseurin werden oder irgend so was. Ja, ich sollte ihnen doch einen Gedanken geben. Da habe ich was von Fotografie erzählt. Das hat mich schon immer gereizt. Da haben sie gesagt, nein, das wäre ja nicht kriegswichtig. Aber wie es wäre, wenn ich in eine Optikfabrik gehen würde, eine Fabrik, die Brillen herstellt. Da habe ich gesagt, ja, das mache ich sehr gerne. Und das war dann wunderbar. Das hat mir große Freude gemacht. Dort waren noch zwei andere „refugees“ (Flüchtlinge), und wir haben dann beschlossen, eine sogenannte „Northwestern Politecnic“ (übersetzt: Nordwestpolitechnikum), die sonntags drei Jahre lang einen Kurs in „optics“ (Optik) anbot, zu besuchen. Heute ist das ein Hochschulkurs. In Kriegszeiten war das eben sonntags. Die Arbeit in der Fabrik hat mir große Freude gemacht. Ich habe aber keinen Schulabschluß gehabt. Und da gab es noch eine andere „politecnic“. Während der Woche bin ich abends in die andere „politecnic“ gegangen und habe den Schulabschluß gemacht. Nach drei Jahren bin ich dann ein „Fellow of the British Optic Association“ (Abschlußschülerin der britischen Optikervereinigung) geworden. Da war ich sehr stolz. Ich meine, ich habe schließlich und endlich den ganzen Tag in der Fabrik gearbeitet, habe mir mittags mein Essen gekauft, abends auf dem Gasring gekocht. Ich habe nicht sehr lange bei meinen Verwandten, sondern in einem möblierten Zimmer gewohnt. Nebenbei war auch noch Krieg.

Was ist ein Gasring?

Ach so, das ist so ein kleiner Kocher. In dem Zimmer war ein Kamin, der mit Gas geheizt worden ist. Man mußte einen Schilling reinstek-

ken, und es kam entsprechend Gas raus. Der Schilling wird auch in den Kocher gekommen sein.

Und dann habe ich entsprechend studiert, bis ich das geschafft habe, was ich mir vorgestellt hatte. Aber die Zeit habe ich genossen. Während ich Staubwischen nicht mochte, in der Fabrik zu arbeiten, das habe ich gemocht. Dann bin ich da weg und habe im Zentrum in einer sehr angesehenen alten Firma als Optikerin gearbeitet. Das ist ja ein Beruf in England. Ein abgeschlossenes Optikstudium sagt, daß man Augen untersuchen kann, Brillen verschreiben kann. Es gehört nicht zur Medizin. Das einzige was zur Medizin dazugehört, ist das Erkennen von pathologischen Zuständen. Dann wird es abgeschoben zum Arzt. Aber das Brillenverschreiben ist drin. In Amerika auch, da heißen sie „optometrists“. Zwei Jahre lang habe ich das gemacht, aber ich fand das Leben auch dann immer noch nicht so furchtbar lustig in London. Als Freunde aus New York schrieben, „dann komm doch nach Amerika“, bin ich eben nach Amerika gefahren. Dort habe ich eine sehr gute Stellung bei einem Augenarzt gehabt. Das war gar nicht so einfach, ich erinnere mich wie heute. Ich habe ein Empfehlungsschreiben nach New York mitgebracht, und dann haben die Leute, die mich interviewt haben und mir eine Stellung geben sollten, gesagt, ja mit Ihrer Erfahrung, mit Ihrem Training, das ist ganz leicht. Aber eine Stellung habe ich bei denen nicht bekommen, sondern woanders. Dann habe ich meinen Mann kennengelernt, der auch gerade auf ein Jahr in Amerika war. Wir haben geheiratet, und anschließend sind wir hierher gekommen.

War das noch zu Kriegszeiten?

Nein, zu Kriegszeiten bin ich ja nicht mehr aus England weggekommen, sondern erst 1947. Ich war zwei Jahre in New York und bin 1949 hierher gekommen.

Also haben Sie die gesamte Kriegszeit in London erlebt?

In der Tat.

Produzierte die Fabrik trotz des Kriegs weiter?

Das Leben, natürlich ging das weiter. Ich meine, außer denen, die es getroffen hat, deren Leben ging nicht weiter. Natürlich ging das Leben weiter. Ich wohnte da in so einem auffälligen Haus. Ich kann es mir heute nicht mehr vorstellen. Wenn man Familie hat und Angst um die Familie haben muß, das ist ganz was anderes, als wenn man mit sich

alleine wohnt. Es kräht kein Hahn danach. Folglich ist man auch nicht nervös. Es sei denn, ich hab eine Maus im Zimmer gehabt. Wenn die gekratzt hat, war ich sofort wach. Ansonsten ging es ganz lebhaft zu, trotzdem habe ich durchgeschlafen.

Auch bei Bombenangriffen?

Ja, die menschliche Natur ist schon etwas Merkwürdiges. Die Leute sind in die Untergrundbahnstationen gegangen und haben dort geschlafen. Ich habe nie die Nacht in einem Keller verbracht. Aber das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Ich war mutterseelenallein auf der Welt. Es waren keine drei Leute, die gesagt hätten, es ist doch eigentlich schade um sie. Vielleicht waren es auch fünf, ich will nicht übertreiben. Das macht doch einen Unterschied, daß niemand von einem abhängig ist und man von niemanden abhängig ist. Ich meine nicht materiell. Na also gut, wenn die Bombe da geplatzt ist und viel Radau gemacht hat, da habe ich mich schon erschreckt. Aber ich habe nicht in Angst vor der Bombe gelebt. So geht es mir jetzt auch, ich lebe ja hier auch alleine, es platzen ja Gott sei Dank keine Bomben, aber gelegentlich wird man mal überfallen. Ich kann nicht sagen, daß ich keine Angst habe. Denn ich erschrecke mich, wenn ich ungewohnte Geräusche höre. Das ist Veranlagungssache. Aber das gehört nicht zum Thema. So bin ich eben nach Rolândia gekommen, zehn Jahre später als die meisten anderen Flüchtlinge. Da war hier bereits alles gelaufen.

Alles gelaufen war aber noch nicht.

Ach was. Wir hatten weder Auto noch elektrisches Licht, noch hatten wir fließendes Wasser. Wir hatten ein Häuschen da draußen, Straßen hatten wir sowieso noch nicht. Ich weiß noch, was für ein aufregendes Ereignis es war, als ich eine Freundin anrief, als der Kaffee blühte. Wir hatten gerade gepflanzt, es sah so herrlich aus. Ich rief sie an und sagte, kommt mal rüber, ich will euch mal 'ne *fazenda* zeigen. Ich bin also voller Stolz hier mit ihnen rumgefahren. Als wir zurückkamen hat sie gesagt, das haben sie dir aber nicht an der Wiege gesungen. Da habe ich geantwortet, doch, das haben sie mir an der Wiege gesungen. Die Wiege stand nur am falschen Platz. Ich habe mich wirklich innerhalb von 24 Stunden in diese Verhältnisse eingelebt. Es machte mir überhaupt nichts aus. Wir sind mit dem Pferdchen, mit der *charete* (Kutsche) gefahren. Mein Schwager hat uns zur Hochzeit ein Radio geschenkt. Als ich das, Wochen nachdem ich angekommen war, ange-

stellt habe, und ich aus allen vier Ecken der Welt plötzlich die Geräusche hörte, merkte ich, daß es hier eigentlich doch sehr urwaldlich war. Es war doch noch viel Wald da. Da hat es mich plötzlich überkommen, daß ich hier irgendwo im Urwald bin. Aber das war so 'ne Minute. Da war ich ganz plötzlich ganz weit weg von der Zivilisation. Aber das war auch alles. Das war das einzige Mal.

Ich sagte damals auch: „Wir müssen doch das Haus abschließen, wenn wir jetzt ins Bett gehen.“ Da hat mein Mann gesagt, das brauchen wir nicht. „Aber wir können doch hier nicht mit offenen Türen bleiben!“ „Nein, nein, das brauchen wir nicht.“ „Aber wir können doch nicht nachts bei offenen Türen bleiben.“ Sagte mein Mann: „Du hast ganz recht, schließen wir ab.“ Also haben wir abgeschlossen. Am zweiten Abend haben wir auch abgeschlossen. Und am dritten haben wir es wohl schon vergessen gehabt. Und dann haben wir jahrelang nicht abgeschlossen.

Aber die sicheren Zeiten sind passé.

Na ja, ich schließe die Tür jeden Abend ab, ich mach' das Fenster zu, in dem Fensterrahmen ist ein Loch, und in das Loch kommt ein Nagel. Das ist eine symbolische Handlung, die ich jeden Abend vollziehe. Aber das ist Quatsch, das könnte ich auch bleiben lassen.

Wie ist Ihr Gefühl hier? Ist das so was wie Heimat?

Hier ist der einzige Platz auf der Welt, wo ich hingehöre. Heimat ist überhaupt etwas, womit ich nichts anfangen kann. Ich weiß nicht, was das soll. Das ist so ein deutsches Wort, so was Sentimentales. Aber hier ist der einzige Platz auf der Welt, wo ich hingehöre. Ich lebe hier schließlich viel länger als sonstwo auf der Welt. Ich reise sehr gerne. Aber wenn ich fünf oder sechs Wochen wegfahre, ist das eine solche Arbeit, wieder alles aufzuholen. Da schwöre ich immer, leiste immer einen Meineid, daß ich nie wieder verreise. Ich komme gerne nach Hause.

Was meinen Sie mit Arbeit, machen Sie die Buchführung und die Verwaltung?

Ich mache die ganze Verwaltung. Also, weniger das Technische, da hole ich mir die richtigen Leute heran.

Haben Sie das von Anfang an gemacht, als Sie hierher kamen?

Nein, da war mein Mann da. Mein Mann ist 1973 gestorben, und da man auf dem Land sehr zusammenlebt und alles miteinander teilt, habe ich viel mitbekommen. Wenn mein Mann einen „cafézinho“ (kleiner starker Kaffee) trinken kam, hat er mir immer erzählt, was vorgefallen war. Oder zum Mittagessen. Ich wußte also Bescheid. Aber es hat sich ja alles verändert. Es gibt inzwischen keinen Kaffee mehr. Aber so bin ich da reingewachsen. Bevor mein Mann starb, habe ich mich nie um die Verwaltung der *fazenda* gekümmert. Wenn er soviel gestöhnt hat, und ich ihm angeboten habe, ihm zu helfen, dann hat er gesagt, „es tut mir leid um deine Zeit“. Aber da er sehr mitteilungsbedürftig war, hat er mir immer alles erzählt.

Sie sind, als Sie dann ankamen, Landwirtin geworden. Was war mit Ihrem Beruf? Optikerin im Urwald?

Das gab's hier damals gar nicht. Das wäre mir überhaupt nicht gekommen. Es gab gar keine Möglichkeit, in die Stadt zu kommen, war auch kein Bedürfnis nach, ich war voll mit meinem Haushalt beschäftigt. Warum eigentlich, weiß ich nicht, denn die ersten Kinder kamen erst nach zweieinhalb Jahren. Ich habe im Garten gearbeitet, habe die Rosen, die „mudas“ (Setzlinge) verkehrt herum eingesetzt, habe den ganzen Garten mit Hühnermist verbrannt, ich hatte gar keine Ahnung. Ich habe immer sehr gerne gekocht, das geht mir immer sehr langsam von der Hand, ich bin kein fixer Mensch. Ich war völlig ausgelastet. Dann kamen die Kinder, ich hatte zwei Dienstmädchen, jede Menge, aber der Gedanke, daß ich mich nicht realisiert hätte, der ist mir nie gekommen. Ich war völlig ausgelastet. So ungern ich Haustochter war, so gerne war ich Hausfrau.

Wie ging es Ihnen hier kulturell? Gab es Austausch, Gespräche, Bücher?

Es war eine ziemlich enge Gemeinschaft, die meisten kamen mit einer großen Bibliothek, Bücher konnte man sich dann borgen. Die gebildeten Herren haben immer Vorträge gehalten – „pro arte“ hieß der deutsche Kulturklub in Roland. Wenn man sich mit sich selbst beschäftigen kann, dann ist das Landleben kein Problem. Wenn ich jetzt verreise und in irgendeiner Stadt bin, dann bin ich wie ein trockener Schwamm, der alles aufsaugt. Aber ich bin hier völlig mit mir zufrieden, wenn ich Bücher haben kann, oder wenn ich mir eine Schallplatte anhören kann. Mir fehlt nichts. Manchmal denkt man, man würde gerne Vorträge hören. Man freut sich, wenn Leute von außerhalb

kommen, daß ein frischer Wind weht. Irgendwelcher Gedankenaustausch von irgendeiner anderen Seite. Also, daß ich mir selbst genug bin, ist falsch gesagt. Ich habe eine Riesenkorrespondenz, die ich zeitweise sehr vernachlässige, und habe dann ein entsprechend schlechtes Gewissen. Mein Sohn fragt mich manchmal, langweilst du dich nicht, woraufhin ich nur sehr hochmütig sagen kann: Intelligente Leute langweilen sich nie. Und ich habe jetzt ja auch eine volle Tagesbeschäftigung.

Es muß schön sein, eine Farm zu verwalten. Was wächst hier gerade?

Wir ernten gerade Mais und Sojabohnen, und dann wächst Zuckerrohr. Bislang ist auch Kaffee gewachsen, aber den haben wir über die Jahre rausgerissen. Im Winter machen wir nur Gründüngung, das wird geschnitten und bleibt als Direktsaat auf dem Boden. Moderne Methoden, wo nicht mehr gepflügt und geeeggt wird.

Fahren Sie mit dem Jeep, oder reiten Sie mit Pferd und Mütze über das Land und kontrollieren, ob alle Zäune stehen?

Wenn ich auf beiden Beinen gehen kann, dann laufe ich. Jeeps haben wir schon lange abgegeben. Aber natürlich fahre ich übers Land. Wenn irgend möglich, dann laufe ich. Früher sind wir geritten, aber diese Zeiten sind vorbei.

Das sind weite Strecken, oder?

Die *fazenda* ist 230 ha groß. Da muß man nicht jeden Tag an jeder Ecke sein. Man kann auch fahren. Ich fahre schon viel, muß ich zugeben. Ich habe einen „Käfer“, wie man in Deutschland sagt.

Wie ist Ihr Verhältnis zu Deutschland?

Ein sehr gespaltenes. Ich bin jetzt öfters in Deutschland gewesen, häufig sogar. Das Ding da (Tonband) läuft, aber ich kann es nun auch nicht ändern. Ich kann nicht sagen ... Ich habe sehr liebe Freunde dort, ich verbringe eine sehr schöne Zeit, wenn ich dort bin, ich finde Deutschland landschaftlich und kulturell herrlich und nutze es auch aus. Aber daß ich frei bin, wenn ich in Deutschland bin, das kann ich nicht behaupten. Erst gucke ich mir die Leute an, wie alt sie sind. Als mein Mann und ich das erste Mal nach Europa gefahren sind, bin ich nicht nach Deutschland mitgefahren. Das zweite Mal hat er mich gezwungen mitzufahren. Dann ist auch meine älteste Tochter in Deutschland geblieben und hat da studiert und alles mögliche. Also, es

wäre albern, wenn ich dann nun so irgendwie ... Aber daß ich frei wäre, kann ich nicht behaupten.

Obwohl das Tonband läuft, sagen Sie doch einfach Ihre Meinung. Ich finde es erstaunlich, wie positiv die Frauen, die wir hier interviewt haben, noch über Deutschland sprechen. Wenn ich mir das für mich vorstelle, ich würde ganz anders reagieren.

Susanne Behrend: Es ist schon sehr lange her, das mildert auch.

Da bin ich nicht unbedingt der Meinung. Natürlich, Gott sei Dank haben wir alle ein schlechtes Gewissen, das hat uns unser Schöpfer mitgegeben. Das schlechte Gedächtnis, meine ich, nicht das schlechte Gewissen. Man muß gerechterweise sagen, es läßt sich gar nicht abstreiten, daß wir zum, wir wollen mal sagen, mitteleuropäischen Kulturkreis gehören. Vor allen Dingen von der Sprache her. Ich meine uns, meine Generation. Und auch gehören wollen. Wir sind Mitteleuropäer. Gott sei Dank mit einem großen Horizont. Aber wir sind keine Lateinamerikaner. Und – meine Kinder, habe ich falsch erzogen. Die sind etwas anders als ihre brasilianischen Altersgenossen. Aber meine Enkelkinder nicht mehr. Und so sei es. Aber mein Sohn möchte, daß ich seinen Kindern Deutsch beibringe, er hat große Ambitionen für seine Kinder. Aber ich glaube, wir haben es doch richtig gemacht mit unseren Kindern. Wir sprechen mit unseren Kindern dieselbe Sprache. Im übertragenen Sinne. Das ist schon sehr wichtig.

Wenn Sie in Deutschland waren oder sind, und Sie dieses Gefühl haben, erst mal gucken zu müssen, wie alt die Person ist, mit der Sie da zu tun haben, geht es da um die Überlegung, so verstehe ich das jetzt, ob das eine Person war, die damals mitgemacht hat?

Ja, unter anderem, ob es ein Mensch war, der meine Eltern in die Gaskammer in Auschwitz gestoßen hat. Oder war es auch nur eine Klassenkameradin, die mir den *Stürmer*, diese antisemitische Nazizeitung, aber von dem ganz tiefsten Niveau, in die Schultasche getan hat.

Das heißt, Sie haben auch nicht Kontakt zu alten Schulfreundinnen gesucht? War das alles vorbei?

Sie meinen, die in Deutschland geblieben sind? Mein Mann hat immer gesagt, „meine Schulfreunde sind alle bei Leningrad umgekommen“. Der hätte gar keine gehabt. Ich habe sogar von einer guten Freundin erwartet, daß sie sich irgendwie meldet. Aber es sind ja über die Leute auch so schlimme Zeiten hereingebrochen, wie konnte sie

sich auch noch an mich erinnern. Im Gegensatz dazu habe ich mit Schulfreundinnen, mit denen ich eingeschult worden bin, jüdischen Schulfreundinnen, heute noch Kontakt. Also, ich habe nicht nur unangenehme Erfahrungen gemacht. Wir hatten so einen sehr netten Musiklehrer, der ist auch bei Leningrad umgekommen. Na, wie das damals so war, es war Musikstunde und es wurde gesungen, und dann hat er gesagt, „jetzt singen wir die erste Strophe und dann singen wir die zweite Strophe“, und dann hat er gesagt, „jetzt singen wir die vierte Strophe“. Und da wollte eine Mitschülerin wissen, warum wir nun nicht die dritte Strophe singen würden. Das war in einer öffentlichen Schule. Und da hat er gesagt, „das würde einigen von euren Mitschülerinnen weh tun“. In der dritten Strophe ist das Judenblut vom Messer getropft. Das habe ich diesem Mann nie vergessen. Ich habe ihn auch irgendwann mal getroffen, und er hat mich angehalten und mich sehr liebenswürdig gefragt, wie es mir ginge. Dieser Mensch hat sich unsterblich gemacht, denn das war Zivilcourage. Die Herzensgüte, die da rauskam.

Als ich nicht mehr auf die Schulausflüge mitgehen durfte, als die jüdischen Kinder ausgeschlossen waren, die zweimal im Jahr stattfindende Woche im Landschulheim mitzumachen, da haben meine Eltern gesagt, das können wir unserer Tochter nicht zumuten. Da bin ich in die jüdische Schule gekommen.

In welchem Jahr war das?

Das hat sich alles sehr geballt, 1937 muß das gewesen sein. Die jüdische Schule war eine sehr merkwürdige jüdische Schule, eine ganz winzig kleine Schule, eine Privatschule, geleitet von einer überaus gebildeten Frau. Die hatte die Odyssee auf griechisch vor sich liegen gehabt und hat sie uns auf deutsch vorgelesen. Sie war aber auch deutschnational eingestellt. So was gab es auch. Na ja. Sie hatte auch einiges auf ihrem Gewissen. Sie ist selber nach New York ausgewandert. Aber die hat gesagt, „das ist nun die letzte Gelegenheit, die wir diesen Kindern bieten können, ihnen die deutsche Kultur nahezubringen“. Und die haben in uns reingesteckt, was nur reinzustecken war. Ich verdanke irgendwelche Interessen, die ich haben könnte, dieser Schule. Weil das so intensiv war. Da war ich vierzehn.

Aus dem Brief an die „Association of Jewish Refugees“:

„Ich bin einen langen Weg von Berlin-Charlottenburg gekommen, um in diesem Land den größten Teil meines Lebens zu verbringen. Dieses Land, das nun unüberwindlichen Problemen gegenübersteht, für die ich nicht blind bin. Aber ich bin meinem adoptierten Land zutiefst dankbar für den Lebensstil, den es mir ermöglichte, für die Gelegenheit, die ich erhielt, und daß es meinen Kindern ein Zugehörigkeitsgefühl gegeben hat. Ich würde mit niemandem tauschen, ich würde mir nichts anderes wünschen.“

Anmerkung:

Die sogenannten „Kindertransporte“ retteten während der NS-Zeit das Leben vieler jüdischer Kinder:

Etwa 10.000 jüdische Kinder aus Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei und Polen wurden im Alter von 5 bis 16 Jahren ohne ihre Eltern nach England gebracht. Ihre Eltern hatten für die eigene Ausreise entweder kein Visum bekommen oder hatten kein Geld mehr dafür. Oft war der Abschied von den Eltern überstürzt, viele sagten den Kindern nicht, wohin die Reise geht. Einige versprachen ein baldiges Wiedersehen. Bei vielen Transporten durften die Eltern nicht mal auf den Bahnsteig. Einige Eltern fuhren in Windeseile zu den nächsten Bahnhöfen, um noch einmal einen Blick auf ihre Kinder werfen zu können.

Die Kinder machten in Großbritannien ein Sechstel der insgesamt 60.000 dorthin geflohenen Jüdinnen und Juden aus. Das englische Kabinett hatte die Kinder-Aufnahme am 16. November 1938 beschlossen, für deren Ausreise mit Adolf Eichmann in Wien verhandelt worden war. Holland wollte für die Durchfahrt vorübergehend Asyl gewähren. Auch die USA nahmen jüdische Kinder, etwa 2.000, auf.

Die einzige Bedingung für die Teilnahme am Kindertransport war eine Garantiesumme von 50 englischen Pfund pro Kind. Mit diesem Geld sollte eine eventuelle Emigration in ein Drittland finanziert werden, denn England sollte für die Kinder nur Zwischenstation sein.

Der erste Kindertransport kam am 30. November 1938 aus Berlin. Die Kinder kamen aus einem Waisenhaus, das am 9. November 1938 in Brand gesetzt worden war. Nicht alle Kinder konnten in Familien oder gar in jüdischen Familien untergebracht werden, obwohl eigens die Organisation „Movement for the Care of Children from Germany“ gegründet worden war. Viele ältere Jungen wurden Landwirtschaftshelfer oder kamen in Heime oder Landwirtschaftsschulen. Sie waren die unbeliebtesten jüdischen Flüchtlingskinder. Mädchen wurden oft in Privathäusern als Hausangestellte eingesetzt und oft ausgebeutet. Manchmal bekamen die Kinder neue englische Vornamen, mußten eventuell nicht koscheres Essen zu sich nehmen, durften ihre jüdischen Feiertage nicht mehr feiern oder sich auf *Bar-Mizwa* vorbereiten, erlitten sexuelle Übergriffe, wurden vernachlässigt. Einige berichten aber auch von großartigen und liebevollen Gasteltern.

Nach Beginn des Krieges wurden die Kinder, die über 16 Jahre alt waren, *enemy alien*, außer wenn sie in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Sie wurden zumeist auf der Isle of Man interniert.

(Diese Informationen sind aus dem Buch: „Ich kam allein. Die Rettung von zehntausend jüdischen Kindern“, München 1994. Es wurde von Rebekka Göpfert herausgegeben und ist ein Auszug aus dem 1990 in Großbritannien erschienenen Buch „I came allone. The Stories of the Kindertransports“, von Bertha Leverton und Shmuel Lowensohn (Hg).



Käte Kaphan, 1994

**Käte Kaphan, geb. 1906 in Dramburg
(ehemals „Pommern“), gest. 1995 in Rolândia/Brasilien**

Bitte erzählen Sie Ihre Lebensgeschichte. Vielleicht beginnen Sie mit der Zeit in Deutschland, bevor Sie geflohen sind?

Ach, ich habe mein Tagebuch aus der Zeit hier, da könnte ich Ihnen vorlesen, dann kommt das eher wieder in meine Erinnerung.

Dies hier, was ich jetzt aus dem Tagebuch lese, ist von 1941. Vom 22. November 1941.

„Die Zeit vergeht, und darum habe ich so Angst. Nachrichten aus aller Welt von Mord und Tod und Grauen, und alles darf geschehen, und der Himmel stürzt nicht ein. Ist es frevelhaft, das auszusprechen? Ja, der Himmel fällt ein. Aber über den Armen und Wehrlosen, und zum Einstürzen bringt ihn kein Gott, sondern Unmenschen. Geschöpfe, für die es noch keine Ordnung gibt. Sie sind wie Menschen gebildet, aber alles, was die Menschen ausmacht, ist in ihnen zerstört. Sie sind vom Teufel besessen und müssen unter einem Zwang handeln, der nicht von dieser Welt ist, und der ihren schauerlichen Handlungen Gelingen verleiht. Gott wendet sich ab. ‚Oh, könnte man ihn doch beschwören‘, drängen die Hilferufe der Unglücklichen zu ihm. Gibt es doch Segen für das Erlittene? Menschen wissen ja nichts, beben, weinen, zittern in ihrer großen grenzenlosen Angst.“

Anschließend schreibe ich persönlich: „Nun sind Mutters drei Schwestern deportiert. Tante Grete seit zwei Jahren in Lublin und nun, seit Ende Oktober, Betty und Rose. Ob sie noch leben? Wird man noch von ihnen hören? Man holte sie in Winternacht aus ihren Zimmern, in zehn Minuten müssen sie gerüstet sein, ein Köfferchen, zehn Mark, das soll reichen – bis an ihr Ende. Nachts und kalt und Hunger und heimatlos und vertrieben und verhöhnt, gestoßen und getreten. Wer will da noch von seinen kleinen Leiden reden. Was ist denn wichtig, wo ein Meer von Blut und Tränen ausgegossen ist über die Menschheit. Wie lange werden wir uns noch unseres Glückes hier freuen dürfen? Ob man uns verschonen wird? Wenn doch die Kinder ein glückliches Leben haben könnten. Damit unsere Generation des Leidens zu Ende ginge.“

Das folgende habe ich 1942 geschrieben, inzwischen bin ich nicht mehr ganz so fromm, wie ich zu der Zeit war:

„Kann man beten, ‚Gott halte mein Kind gesund, Gott schütze uns alle‘? Beteten nicht inbrünstig und in tiefster Verzweiflung all die Unglücklichen dieser Zeit? Kommt man mit seinem Gebet noch an? Was steht im ‚Aufbau‘ (jüdische EmigrantInnenzeitschrift aus New York)? Diesmal eigentlich nichts besonders Aufregendes. Nein. Nur, daß man Menschen auf Friedhöfe treibt, die Friedhöfe miniert hat und sie dann sprengte. Daß man die übrigen erschießt, daß man erschießt, erschießt, erschießt. Kinder, Männer, Frauen. Daß Frauen ihre Kinder selber umbringen, um sich dann selbst umzubringen. Daß sich Greise aus dem Fenster stürzen, daß Menschen frieren, hungern, krank, elend, verkommen, daß auf Hilfe Todesstrafe steht. Alles aus Mutwillen von Menschenhirnen erdacht, von Menschenhänden ausgeführt, mit Menschenaugen gesehen. Und es geht kein Schreien durch die Welt, das den Himmel zum Bersten bringt. Das macht, daß sich die Erde öffnet und alles Grauenhafte verschlingt. Wir ‚parlieren‘ (aus dem Französischen, sich unterhalten) an wohl besetzter Kaffeetafel unter anderem von den Typhuserkrankten, die man erschießt. Wahrscheinlich sind auch Mutters Schwestern dabei. Wir Menschen sind eingerichtet, daß wir das können. Ich wäre unter keinen Umständen fähig, eine Katze umzubringen, aber es gibt eben auch andere, die das können. Warum soll man nicht diese Hemmungen überwinden können, so ist es auch mit den Menschenmorden. Wir Verblendeten, wir Kurzsichtigen. Wir glauben, daß wir aufbauen dürfen in einer Welt des Grauens und des Vernichtens. Wir müßten unsere Höfe verkaufen und müßten kämpfen und kämpfen gegen den Unmenschen. Woher nehmen alle ihren Optimismus? Aus der Furcht vor dem, was sonst passieren könnte? Was passieren könnte, wenn es siegen sollte. Und damit wächst die Lawine, und sie rollt und zermalmt, was ihr im Weg liegt. Was muß erst geschehen, um sie zum Halten zu bringen? Ob Gott das will? Welchen kleinen Gott schreien die Leute an, abends in ihren monotonen Gesängen? Glauben sie, er hat Zeit für sie? Es geschieht Weltenwende, ganz grausigste Zeit.

Unser Kind verlobt sich, jubelt, tanzt. Freut Euch jeden Tages, den Ihr noch glücklich sein könnt! Oder sollte man sagen, was gilt persönliches Glück heutzutage, wer hat darauf ein Anrecht? Ihr seid zum Kämpfen geboren, wartet nicht, bis man Euch die Waffen aus der Hand nimmt und Euch untauglich macht. Wir müssen kämpfen für eine Zeit, in der Menschen leben können. Als Menschen, Ebenbilder Gottes.“

Haben Sie die Nachrichten aus Deutschland immer über die Post erhalten?

Natürlich, über die Post. Briefe von meiner Mutter zum Beispiel. Meine Mutter kam dann her, sie konnte noch kommen. Meine Mutter und meinen Schwiegervater konnten wir noch kommen lassen. Das war schon ein Wunder, das war 1940, kaum jemand kam noch raus zu der Zeit.

Sie hatten ja geschrieben, daß Sie hier am Kaffeetisch sitzen, und dort in Deutschland stürzt der Himmel ein, sozusagen. Das muß doch ein schreckliches Gefühl gewesen sein, so machtlos zu sein.

Ja, das war es auch. So ein schlechtes Gewissen hatte man, und hier tat uns niemand was, wir konnten aufbauen, und alles war erfreulich, mehr oder weniger. Es war an sich erfreulich, wenn man daran dachte, was drüben passierte. Es war ein schwerer Anfang, aber man war raus. Meine Mutter hatte zehn Geschwister, und von denen ist meine Mutter und ein Onkel übriggeblieben. Die kamen Anfang 1940. Meine Mutter war eben hier bei uns und war an sich sehr gefaßt. Wer da drüben am Haus vorbeiging, bekam mit, daß Mutter die ganze Nacht weinte. Ihre ganzen Geschwister in dieser schrecklichen Situation. Ein Bruder ist rausgekommen, und die acht anderen ...

Wie haben Sie es geschafft, Ihre Mutter herzuholen?

Über das Konsulat. Meine Mutter und mein Schwiegervater hatten das „J“ im Paß. Es gab aber eben auch noch Beamte, auf dem Landratsamt zum Beispiel, in der Kleinstadt, Dramburg in Pommern, aus der ich kam, die man kannte, und die irgendwie helfen konnten. Wir hatten dort ein Gut, bevor wir hierher kamen. Mein Mann war Landwirt. Wir haben da gelebt, wissen Sie wo Märkisch Friedland ist, das war sehr östlich. Der Kreis Dramburg, aus dem ich kam, war Pommern, Hinterpommern, um es zuzugeben.

Wann haben Sie überlegt, daß Sie auswandern müssen? Das war ja recht früh. Wie kamen Sie auf die Idee?

Ja, weil ich dachte, oder wir dachten, das ist die einzige Möglichkeit, daß wir uns mit den Kindern retten können.

Ich bin an sich mit Antisemitismus aufgewachsen. Mein Mädchenna-me war Manasse. Manasse war schon verdächtig genug. Ich habe schon in der Schule Antisemitismus erlebt. Wie sich das alles zuspitzte, wagte keiner mehr, mit einem zu verkehren. Auch unsere Gutsnach-

barn kamen nicht mehr, es kam kein Mensch mehr zu dem Juden Kaphan! Man verkehrte früher miteinander, aber dann hörte das auf. Die waren dann kompromittiert, wenn sie die Juden einluden.

Als Mädchen war ich mit dem Namen Manasse schon gezeichnet als Judenkind. Es gab so 'ne und solche. Es gab sehr viele in der Klasse, die nett und manierlich waren. Aber es gab eben auch welche, die einen einfach ausschlossen. Und auch Lehrer, die einen z. B. im Gesangsunterricht nicht mitsingen ließen. Aber das alles ist nicht so schrecklich wie das, was meine Kinder in der Schule erlebten. Zum Beispiel, daß die Lehrer sie nicht drannahmen. Daß sie nicht rangekommen sind, nicht gefragt wurden. Es war, als ob sie nicht da wären. Die Annemarie hat so viel geweint. Es gab keine jüdischen Schulen in der Nähe. Und dann habe ich gesagt, „wandern wir aus, machen wir, daß wir wegkommen“. Man wollte die Kinder auch nicht von all ihren Schulfreundinnen separieren. Es war alles so unmenschlich. Sie hatten dann Geburtstag und luden Kinder aus der Klasse ein, die durften nicht kommen und so. Merkwürdigerweise hat sich das in ihnen, in ihrem Charakter nicht festgesetzt. Man denkt, wenn sie so jung waren, daß irgendwo was an Mißtrauen gegen andere bleibt. Das haben sie alle glücklicherweise überwunden. Kein Gefühl gegen die Deutschen. Nur bei Klaus, da sitzt das sehr tief. Was mir zum Beispiel sehr leid tut. Klaus läse nie ein deutsches Buch. Er liest englisch oder portugiesisch. Aber meine ganzen Bücher sind deutsch, habe ich von dort mitgebracht. Klaus war, wie wir rausgegangen sind, zehn. Er spricht nur mit mir deutsch. In ihm sitzt irgendwas gegen die Deutschen. Ich finde das ganz schrecklich, wenn man sagt „die“ Juden oder „die“ Deutschen. Daß man immer eine ganze Gemeinschaft abstempelt, womit man so vielen Menschen Unrecht tut. Aber Klaus lehnt die Deutschen ziemlich ab.

Sie haben sich, das habe ich aus Ihrem Tagebuch herausgehört, ziemlich damit beschäftigt, ob Sie zurückgehen. Außerdem beschäftigten Sie sich mit der Frage des Verzeihens. Sind Sie noch mal dort gewesen?

Nein, wir haben große Reisen gemacht, auch in Europa, aber nach Deutschland führen wir nicht, absichtlich nicht; das wollten wir nun doch nicht noch mal.

Ich hatte eine Freundin, die absolut deutsch war, und mit der ich ein Leben lang korrespondierte, die hieß Rosenfeld und war keineswegs jüdisch „belastet“. Sie war eine Schulfreundin von mir, die sehr an mir

hing. Sie heiratete einen Pfarrer und war ein sehr christliches Mädchen geworden. Aber das hat irgendwie unsere Freundschaft nicht im geringsten gestört. Sie wollte, daß ich sie mal besuche. Aber in der kleinen Stadt in Pommern hat man früher genug Antisemitismus erlebt. Wie ich schon sagte, ich bin eine geborene Manasse, und da stand ein großer Zettel an unserem Haus, am Haus meiner Eltern, „Den einzigen, den ich hasse, ist der Jud Manasse“. Und an diesem „schönen“ Schild mußten wir immer vorbeigehen, wenn wir in die Schule gingen oder in die Stadt.

Und Sie haben es nicht abgehängt? Runtergerissen?

Wie konnte man das? Unmöglich. Man riß vielleicht die ganze Familie mit rein. Kennen Sie das Buch „Drei Jahre Auschwitz“? Ich habe es seit gestern. Ich habe es mir bestellt, und Koch-Wesers haben es mir mitgebracht. Ich kann es nicht lesen. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, man liest es eben doch, und es fesselt einen. Es ist zu schrecklich, zu schrecklich.

Ich war darin, daß wir weggehen, viel energischer als mein Mann, der an sich höchst energisch ist. Mein Mann war irgendwo „deutscher“ als ich. Er war im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen. Zunächst hat er es nicht für möglich gehalten.

Wissen Sie, Sie sind nicht die erste, die das sagt. Es waren hauptsächlich die Frauen, die darauf drängten, ganz schnell wegzugehen. Und es waren ganz viele Männer von diesen Frauen, die wir interviewt haben, oder ihre Väter oder Brüder, die gesagt haben, nein, das kann doch nicht wahr sein, ich habe doch im Ersten Weltkrieg gedient, ich hab' doch ein Bein verloren, oder so. Die also lange nicht daran glauben wollten, wo die Frauen sich aber schon nach Möglichkeiten erkundigten, die Kontakte knüpften, sich vorbereiteten, ihre Kinder auf Landwirtschaftsschulen schickten. Ich finde es wirklich auffällig, daß es hauptsächlich die Frauen waren.

Ich hab' es irgendwie besser gesehen, das Schreckliche. Das Privatleben, das tägliche, war gar nicht mehr. Man hatte keine Freunde mehr. Hat keinen Menschen eingeladen. Wir waren im Dorf mit dem Arzt und dem Tierarzt befreundet. Dann kamen sie nicht mehr. Sie luden uns nicht mehr ein. Das tat weh.

Hier noch ein Ausschnitt aus meinem Tagebuch. Das habe ich im Juli 1955 geschrieben:

„Fast zwanzig Jahre nach der Auswanderung aus Deutschland. Für Deutschland, gegen Deutschland, wo stehen wir Juden heute? Mit seeligem Augenaufschlag sagte Frau Maier heute, „sie hört eben nie auf, diese Verbindung zwischen den Juden und Deutschen. Deutschland hilft beim Aufbau Israels, die Juden beim geistigen Aufbau Deutschlands.“ „Wie schief gesehen“, schreibe ich dann, „was ist es, was mich wie eine eiserne Barriere an einer Reise nach Deutschland hinderte? Wenn ich das Gefühl doch ergründen könnte. In welcher Tiefe, in welchem Urgrund beginnt es? Woraus hat es sich entwickelt. Und warum? Mir scheint nur bei ganz wenigen Juden, wo doch fast alle erlebt haben, was wir erlebten. Und wenn sich das Blatt auch gewendet hat – als Sieger in Deutschland einfallen? Gehören wir Juden heute wieder nach Deutschland? Es ist mir vollkommen unbegreiflich. Wäre es mir unbegreiflich, auch wenn ich es begreifen wollte? Auch wenn ich wollte, ich glaube, ich könnte es nicht.“ Dann schreibe ich hier weiter: „1933 bis 1945, zwölf Jahre das Grauenhafte. Es geschah. Es geschah in Deutschland. Es geschah von Deutschen. Von Deutschen an Juden. Und nun machen die Deutschen wieder gut. Indem sie was tun. Sie ehren die Zurückkommenden. Und diese lassen sich ehren. Sie kommen zurück und – vergeben. Wir ‚vergeben‘, wie rührend. Wir vergeben das Grauenhafte, was unsere Nächsten erlitten haben, warum sollen wir es nicht vergeben. Wir leben ja. Und nun dürfen wir ja wieder kommen. Ämter und Ehren gibt es, und viel Geld. Unverdiente Ämter, unverdientes Geld. Unverdiente Ehre. Denn womit haben wir diese Ehre verdient.“

Käte Kaphan war die älteste der interviewten Frauen. Ihre Schwiegertochter erzählte uns, daß Käte Kaphan in ihren letzten Lebensjahren sehr viel über ihre Vergangenheit und den Faschismus nachdachte. Sie starb etwa ein Jahr nachdem sie uns das Interview gegeben hatte. Im Anschluß an das Interview übergab Käte Kaphan uns ihre nicht veröffentlichte Gedichtesammlung, aus der wir hier zwei Gedichte abdrucken.

Wir sind die Heimatlosen

Wir sind die Heimatlosen,
denn unser Land spie uns aus
wie Unrat.
Ach, wir sind Fremde geblieben
in Zufluchtsländern,
die freundliche Heimstatt uns boten.
Mancher von uns fand den Weg,
suchte und fand einen Weg –
Fand zurück einen Weg
in das Ursprungsland.
Ich meine, daß ich zerbräche,
an des Landes Grenzen zerbräche
vor Heimweh,
das wir zu stillen
uns stolz zu versagen haben.

1945

An die Deutschen

Ihr meint wohl, die Schreie sind nun verstummt,
die die Menschen schrien in gräßlicher Not?
Und die Erde, gedüngt mit Unschuldiger Blut
trägt treu und gefühllos schon wieder Euch Brot.
Ich möchte in Deutschland kein Brot mehr essen,
denn Ihr düngtet das Land ja mit meinen Verwandten
und die Seife, mit der ich mich waschen müßte,
die kochtet Ihr wohl aus meinen Tanten ...
Und das Gold, aus dem Eure Ringe gegossen,
das bracht Ihr aus verstümmelter Zähne –
und das Kissen, auf dem Euer Kindchen da schlummert,
vielleicht stopftet Ihr's mit dem Haar von Helene ...
Und die Schuhe, die unter dem Bettchen dort stehen,
die naht Ihr gewiß von den armen Kleinen,
bevor Ihr sie mit Ihren Müttern verbranntet –
Oh! In Eurer Luft hängt noch immer ihr Weinen ...
Wenn ich an Deutschland – ach Deutschland – heute denke,
dann packt mich nur Grauen und tiefes Entsetzen.
Ich könnte nie wieder, nie wieder die Füße
auf Deutschlands blutigen Boden setzen.



Leni Hinrichsen, 1994

Leni Hinrichsen, geb. im Januar 1923 in Düsseldorf

Als Hitler kam, war ich zehn. Ich habe an Deutschland außerhalb der Familie keine freundlichen Erinnerungen. Die Kinderfreundschaften, die ich hatte, sind in dem Moment aus dem Blickfeld geraten, als die Nazis kamen. Mit zwei ganz kleinen Ausnahmen. Die eine war die in Deutschland bekannte Marie Luise Fischer, mit der ich von klein an zusammengehockt habe, die schon von Kindheit an eine große Phantasie hatte. Die andere war eine Fräulein von Bülow, wir waren gleichaltrige Kinder. Wir hatten gar keine Beziehung zueinander, bis die Nazis kamen. Ihre Eltern schickten sie dann zu mir, um die Freundschaft zu fördern, um zu beweisen, daß sie nicht zu den Nazis gehörten. Sie setzten sich des Sonntags in der Kirche neben mich, um zu beweisen, wo sie hingehören. Diese Freundschaft hat bis heute gehalten.

Wir sind schon von Haus aus evangelisch aufgewachsen. Wir haben überhaupt gar nicht gewußt, daß wir Juden waren, bis Hitler kam. Meine Eltern waren Deutsche, waren Christen, und man redete nicht davon. Es war völlig unwichtig. Das haben wir erst zu wissen bekommen, als die Nachforschungen betrieben werden mußten, weil jeder beweisen mußte, wie „arisch“ oder „nichtarisch“ er war. Meine Schwester war mal sehr böse: Sie hat zu Anfang der Nazizeit irgendwann mal gesagt, zu der miesen Jüdin ginge sie nicht mehr zur Klavierstunde. Da hätten die Eltern es ihr sagen müssen. Aber sie war ein Backfisch von 17 Jahren. Da hätte sie langsam hingeführt werden müssen und nicht Schlag auf Schlag: „Na du bist selber eine!“

Unsere Familie war eine gesunde, solide, freundliche Familie. Wir waren Kinder, die sich gezanzt haben wie alle normalen Kinder. Aber es fing dann an, du darfst dies nicht mehr, du darfst jenes nicht mehr, kannst nicht mehr Tennis spielen, kannst nicht mehr Schlittschuhlaufen, kannst nicht mehr ins Kino. Das war alles verboten. Oder man wurde irgendwo auf der Straße plötzlich weggeschubst. Einer, der wie ein Kind im Hause bei uns war, hat mich aus der Straßenbahn rausgeschmissen und „dreckiges Judenkind“ und solche Sachen gesagt. Wir waren vollkommen ausgeschlossen.

Einmal, ich ging freundlich am Rhein spazieren, sprach ein netter junger Wehrmachtsoffizier mich an. Wir unterhielten uns und dann

Vorteile erhofft. Und unser Pfarrer hat immer gesagt: „Mein bester Christ ist der Altmann.“

Da ist etwas sehr Interessantes passiert, vor drei oder vier Jahren vielleicht, da bekam ich von einem Herrn Pfarrer einen Brief aus Deutschland. Er sei jetzt der Pfarrer an meiner Kirche in Oberkassel und er hätte von der rheinischen Gemeindeführung die Aufgabe, sich um die jüdischen Mitglieder der evangelischen Kirche zu kümmern. Er schickte mir einen Bericht über den Pfarrer von damals, der auch heimlich Juden bei sich aufgenommen und nachts über die Grenze gebracht und zu diesem Unternehmen die finanziellen Hilfen von einem Herrn Oskar Altmann bekommen hatte. Das war mein Vater. Das hat mein Vater uns nie erzählt. Und dann haben sie diesen Pastor bei der Gestapo schikaniert, das kann man sich ja ungefähr vorstellen – Gestapoverhöre. Wie die vor sich gingen, wissen wir. Und dann haben sie gesagt, er würde versetzt, strafversetzt, in irgendein Dorf in Bayern. Er ist am Bahnhof beim Einsteigen tot umgefallen, weg war er, er hat denen ein Schnippchen geschlagen. Das war ein Mann, der eigentlich bis zum Erscheinen der Nazis völlig nichtssagend war. Es waren zwei Pfarrer in unserer Gemeinde. Einmal war das Pastor Meier, der unser persönlicher Freund war und wie mein Vater ungeheuer deutsch dachte. Er sagte wie so viele zu Anfang: „Das ist die einzige Rettung für Deutschland“. Und der andere, der war so ein langweiliger Typ, aber der wachte auf und wurde ganz gewalttätig in seinen Reden gegen die Nazis. Beide haben gegen die Nazis gewettert. Der Sohn vom Pastor Meier wurde eingesperrt, weil er sich geweigert hatte, zu den deutschen Christen zu gehen. Er war auch Theologe, ich glaube noch im Studium. Da ist die Gemeinde vor das Pfarrhaus gegangen und hat gesagt: „So, Herr Pastor, jetzt gehen wir alle zur Gestapo und sorgen dafür, daß Ihr Sohn wieder rauskommt. Sie gehen vorne weg, und wir stehen hinter Ihnen.“ Dann sind sie über den Rhein nach Düsseldorf rüber gegangen: „Und wenn Sie in zwanzig Minuten nicht wieder draußen sind, sind wir alle da drin.“ Er war ein sehr gewandter Redner, der Pastor Meier. Aber er kam nicht in zwanzig Minuten zurück, und plötzlich war der ganze Korridor voll mit Gemeindeführern aus der Gemeinde Oberkassel. Da wurden die Herren ganz klein und haben gesagt: „Na ja, wir schicken Ihnen Ihren Sohn heute abend nach Hause.“ Der ist dann im Krieg gefallen, für die lieben Nazis.

Dann hat mein Vater beschlossen, daß wir wohl doch auswandern müssen. Natürlich hat es noch eine Zeit gedauert, bis man was gefunden hat. Wir sind zu fünf Geschwistern in England gewesen, und meine Eltern sind mit den beiden Jüngsten direkt nach Brasilien gefahren. In England haben wir den Kriegsbeginn mit den Bombenangriffen miterlebt, und unsere Großmama, die schon über achtzig war, kam am 1. September 1939 unter Hinterlassung ihrer sämtlichen Habe, außer einer Handtasche, nach England geflogen. Sie war noch auf der Bank gewesen, aber da war es so voll, daß sie ihr Geld drüben gelassen hat. Sie hat meinen Bruder angerufen und gesagt: „Rat mal, wer hier ist, die fliegende Großmutter.“ Sie war eine Frau von ungewöhnlichem Humor. Dann haben wir uns in England durchgeschlagen. Ich als Dienstmädchen, eine Schwester als Hausgenossin, weil sie als *enemy alien* in ihrem Beruf als Krankenschwester im Krieg nicht arbeiten durfte. Die andere war Viehpflegerin auf einer Farm. Meine Brüder wurden als *enemy aliens* ins Lager gesteckt und dann nach Australien geschickt. Wobei das Schiff, auf dem sie nach Australien transportiert wurden, an Verhältnisse in einem KZ erinnert. Entsetzlich!

Die Großmutter wohnte in einer Pension für alte Damen, mit über achtzig Jahren bei weitem die Älteste. Dann fiel eine Zeitbombe in dieses Haus, und sie mußten alle raus. Da haben wir drei Schwestern unsere Großmutter in London gesucht, während des „Blitzes“ (Bombenangriff der Nazis auf London). Suche man mal seine Großmutter in London. Und der Glücksfall wollte, daß eine meiner Schwestern die Großmutter auf einem Köfferchen sitzend in der Untergrundstation wiederfand. Vor Freude blieb ihr so ziemlich die Luft weg.

In England waren meine Schwestern und ich erst bei einem alten Bankier auf einer Minifarm. Da sollten wir in die Lehre gehen. Wir habe geschuftet wie die Wilden, und der war so geizig, daß er sich noch was dafür bezahlen ließ, daß er uns was beibrachte. Als der Krieg ausbrach, hat er gesagt, daß wir nun gehen müßten, denn mein Vater könnte ihm ja nun kein Geld mehr schicken, und bezahlen könnte er keine Angestellten. Dann hat jede ihren Weg gesucht. Die eine war irgendwo im Norden von London auf einem Milchbetrieb und fing um vier Uhr morgens bei 15 Grad unter Null an zu melken, und ich war im Haushalt. Ich war bei einer sehr netten Arztfamilie. Wir durften doch zu Hause nicht in die Küche, wir hätten ja Dummheiten von den Dienstmädchen lernen können. Meinen ersten Reis habe ich in England

folgendermaßen aufgesetzt: Ich habe einen Topf genommen, habe den bis zum Rand mit rohem Reis gefüllt und dann Wasser und Salz draufgegeben und ihn zugedeckt. Das war auf einem Kohleherd, und wie der danach ausgesehen hat, brauche ich nicht zu erzählen. Ich hatte keine Ahnung, daß der Reis quillt. Ich bin sehr oft nachts mit dem Arzt losgerast, um irgendwelche Verwundeten zu verarzten, und habe für meine siebzehn Jahre damals eine Menge gesehen, was eigentlich zu schwer für das Alter war.

Der liebe Gott hat nicht gewollt, daß ich sterbe, denn ich bin so oft beinah dabeigewesen. Das erste Mal war ich bei Freunden, da kam nachts ein Bombardement, und wir waren das einzige Haus in der Straße, das stehen geblieben ist. Alle anderen waren abrasiert. Das zweite Mal wollte ich eine neue Stellung suchen, es war noch bevor ich bei diesem Arzt war. In der Nacht, bevor ich anfangen sollte zu arbeiten, ist das Haus, in dem ich mich vorgestellt hatte, bombardiert worden, und keiner hat überlebt. Und das dritte Mal, als ich bei dieser Arztfamilie war, ist nachts eine Landmiene in deren Garten runtergegangen, verkehrt herum hingefallen und nicht explodiert. An dem Tag war das Ehepaar nicht da, und ich war mit den Kindern allein. Morgens guckte ich aus dem Fenster und sah, daß unsere Straße abgesperrt war. Da bin ich runtergegangen und habe den Wächter gefragt, was eigentlich los sei. Sagte der: „Um Gottes Willen, wir hatten gehört, die wären alle verweist, bloß raus da. Da liegt eine Bombe in Ihrem Garten. Nehmen Sie die Kinder und verschwinden Sie.“ Das haben wir auch schleunigst getan. Sie haben es fertiggebracht, die Bombe zu entschärfen, und es ist nichts passiert, aber es war doch sehr unheimlich, nachträglich gesehen.

Es war geplant, daß wir sechs Monate in England bleiben und dann nach Brasilien nachkommen. Zu jener Zeit gab es für Brasilien nur „Kapitalistenvisa“. Meinem Vater war es nicht möglich, seine sieben Kinder mitzunehmen. Er hoffte, wenn er erst mal im Lande war, eventuell auch eine andere Art von Visum für die Kinder zu bekommen. Deswegen hatten sie beschlossen, daß wir erst mal ordentlich englisch lernen und dann überkommen sollten. Dann brach der Krieg aus, und aus den sechs Monaten wurden zwei Jahre. Das Kapitalistenvisum kostete ein kleines Vermögen. Mein Vater hat in São Paulo einen Teil seiner sehr schönen Kunstwerke verkauft, um unser Visum zu bekommen. Meine Eltern hätten über die *Englische Landgesellschaft* ihr

Land bekommen, gehörten aber auch zu dem berühmten Geschäft, das nicht mehr getätigt wurde, weil der Krieg ausbrach. Irgendwie sind sie doch klargekommen, weil mein Vater einen kannte, der dafür gesorgt hat, daß er das nötige Geld raus kriegte.

1941 sind wir dann aufs Schiff gestiegen, um nach Brasilien zu fahren, das heißt, das Schiff fuhr von Bristol Harbour zwischen England und Irland nach Norden bis fast nach Island rauf und dann auf der amerikanischen Seite immer außer Sicht der Küste im Zickzack bis nach Rio de Janeiro und dann nach Santos. Man hat mir erzählt, daß meine Mutter zum ersten Mal in ihrem Leben ohnmächtig geworden ist, als die Nachricht kam, daß wir heil gelandet waren. Der Druck auf sie war zu groß gewesen, drei Kinder auf einem Schiff. Immer wenn Zeitungen etwas über untergegangene Schiffe brachten, hat Herr Kaphan zu meiner Mutter gesagt: „Heute ist die Zeitung wieder nicht gekommen“. Er hatte sie verbrannt, damit meine Mutter sich nicht aufregt.

Wir sind dann bis nach Rolândia geschleust worden. Mein erster Eindruck von Brasilien war das Eisenbähnchen, in dem wir saßen, und die Funken, die einem lauter Löcher in die Kleider brannten. Jeder schwatzte mit jedem, wir verstanden kein Wort und fanden die Menschen freundlich. Das fiel uns angenehm auf, wie jeder zu jedem nett war. Das ist auch heute noch so, die einfachen Leute sind alle nett zueinander.

Das Klima hat uns zu Anfang sehr zu schaffen gemacht, vor allen Dingen haben wir zu Anfang Klimawunden gehabt. Da kamen einfach wegen der Blutumstellung eitrige Stellen aus der Haut heraus. Keiner weiß so ganz genau, wo es herkommt. Ich habe ein halbes Jahr keine Pflaster dazwischen gekriegt, sondern hatte die ganzen Beine eingewickelt. Andere Leute hatten monatelang Durchfall. Wenn ich zur Gesangsstunde zu Frau Traumann ging, hatte ich lange Hosen an, da drunter die gewickelten Beine und Filzpantoffeln, denn ich kriegte ja bei den gewickelten Beinen keine Schuhe an. So ritt ich durch den Urwald. Es muß ein Anblick für Götter gewesen sein.

Wir haben uns hier verteilt, eine Schwester ist in den landwirtschaftlichen Betrieb gegangen, die andere ging sehr bald nach São Paulo, um in ihrer Krankenpflege weiterzumachen beziehungsweise Hebamme zu werden. Ich selber war bei der Mutter im Haushalt. Meine Mutter ist irre verwöhnt aufgewachsen, mit allem Luxus, den man sich wünschen

kann. Sie durfte um Gottes Willen nicht in die Küche. Als sie heiraten wollte, hat sie einen Kursus für junge Damen aus besserer Gesellschaft gemacht, um die Dienstboten delegieren zu können. Denn auf die Idee, daß sie je selber in die Küche gehen würde, kam gar keiner. Genauso verwöhnt war sie nachher in der Ehe mit meinem Vater. Und dann kam sie in den Urwald. Fremdes Land, fremde Sprache, fremdes Klima. Dann hat sie das Haus geputzt, hat gekocht, hat Schweine geschlachtet, Wurst gemacht und Schmalz ausgelassen. Sie hat nicht ein einziges mal in dieser Zeit gejammert. Sie hat das mit Selbstverständlichkeit akzeptiert; daß wir am Leben geblieben sind, und fertig. Das war schon bewundernswert. Aber sie war auch nicht die einzige. Es waren viele solche, die so stark waren. Gerade Frauen, denn die hatten es ja viel schwerer als die Männer. Um auf meine alte Großmutter zurückzukommen, die also nun fast 90jährig nach dem Krieg aus England hierher kam. Sie ging dann mit Hut und Schleier und Handschuhen und Stock in der Kaffeeplantage spazieren. Ab und zu sagte sie: „Leni, ist mein Hut eigentlich nicht aus der Mode? Du bist doch die einzige, die mich nicht anlügt.“ Ich habe natürlich doch gelogen. Außerdem wußte ich auch gar nicht, wie die Mode da draußen war.

Ich war sehr befreundet mit Frau Betsy Hinrichsen, die dann plötzlich starb. Nach zwei Jahren habe ich den Fritz Hinrichsen geheiratet und kriegte zur Hochzeit sozusagen zwei Töchter geschenkt, eben die beiden Töchter von Betsy und Fritz Hinrichsen. Wir haben weit draußen gewohnt. Wenn ich mal einkaufen wollte, bedeutete das 50 Kilometer Reiten. Wir haben dann unser eigenes Land „aufgemacht“. Das Roden des Urwaldes geschah über einen Pachtvertrag. Wir hatten das Land sechs Jahre gepachtet, haben den Wald geschlagen, gerodet und Kaffee gepflanzt und hätten die ersten zwei Ernten für uns gehabt. Danach hätten wir abgegeben. 1945 starb der Besitzer von der *fazenda*, die wir gepachtet hatten, und die Witwe wollte verkaufen. Wir haben noch solange da gelebt, bis der Verkauf getätigt wurde, und zogen dann ins Städtchen und suchten nach einer neuen Stellung. Da wurde uns durch Vermittlung meines Schwagers, Gerhard Hinrichsen, ein *fazendeiro* aus dem Staat São Paulo vorgestellt. Ein Engländer, der händeringend nach einem Verwalter suchte. Wir zogen strahlend in den Staat São Paulo und dann stellte sich heraus: Das war ein Gauner. Er versprach immer und tat das Gegenteil von dem, was er versprochen hatte. Er kam einfach von einem Tag auf den anderen zu uns angefahren und sagte, er hätte einen neuen Verwalter, wir könnten aus-

ziehen, wir hätten ihn ruiniert. Man muß dazu sagen, daß er jeden Tag einen Bericht bekommen hat. Sowohl über die Arbeit, wie auch über die Ausgaben, die ganzen vier Monate lang. Er hatte den neuen Verwalter mit seiner Tochter schon mitgebracht und ist mit ihm über die Felder geritten und gefahren. Dann wollte der fazendeiro abrechnen, „den Scheck schicke ich Ihnen, wenn sie in Roland angekommen sind“. Da hat Fritz gesagt: „Nein, das tun wir nicht. Ich ziehe in dem Moment aus, wo Sie mir sagen, daß ich das Geld bekomme“. Tja, irgendwie haben wir unser Geld bekommen und zogen wieder Richtung Rolândia, sehr schief angeguckt von einer ganzen Reihe von Menschen, die fanden, wir hätten es nicht geschafft. Danach ist mein Mann in die Kaffeverarbeitungsindustrie gegangen, Kaffeeschälmaschinen.

Sehr bald habe ich angefangen zu unterrichten. Man trat an mich heran. Sie hätten niemanden, der englisch könnte, ob ich helfen würde. Ich hatte damals vier noch relativ kleine Kinder, ich war also nicht so sehr begeistert, aber mein Fritz hat mir gut zugeredet. „Brasilien hat uns aufgenommen, als wir nicht wußten wohin, wenn die uns jetzt brauchen können ...“ Ich habe meine Sorgen runtergeschluckt und habe es übernommen und bin 25 Jahre dabeigeblichen. Ich habe auch noch meine Staatsexamen gemacht.

Ich habe hier meine zwei Töchter, die ich mitbekommen habe, und drei Söhne groß gezogen. Meine übrige Familie ist zum Teil über die Welt zerstreut. Mein ältester Bruder wohnt in Australien. Die Familie meiner Mutter in Dänemark. Der Bruder meiner Mutter wohnte in Spanien, dort hat er den ganzen Bürgerkrieg miterlebt. Von Vaters Seite habe ich Verwandte in Israel, in Australien, in USA, in Argentinien. Wie das so ist mit den emigrierten Familien. Jeder ist da hin, wo er einen Platz gefunden hat. Die Mutter meiner Mutter, die andere Großmama, die wollte nicht mitkommen als wir auswanderten. Sie sagte nur immer: „Ich bin 'ne alte kranke Frau, mir tut keiner was.“ Das war einer sehr begabte Frau, die sowohl sehr hübsch wie auch dilettantisch dichtete, aber sehr gut malte. Sie zog immer mit einem kleinem Klapphocker und ihren Malutensilien durch die Gegend. Als ich voriges Jahr drüben war, erzählte mein Vetter: „Diese Dinge hat sie ins KZ mitgenommen, als sie abgeholt wurde“. Sie sagte noch zu ihrer Tochter: „Laß mal, ich male weiter“. Sie ist auch nicht umgebracht worden, sondern ist an ihrer Krankheit gestorben. Es ist wahrscheinlich im KZ schneller gegangen, als es sonst gegangen wäre. Ich weiß

nur, daß meine Mutter nie wieder über ihre Mutter sprechen konnte. Ob sie sich Vorwürfe gemacht hat, daß sie nicht mehr gedrängelt hat, ich weiß es nicht. Aber es war gar nicht mit Großmutter zu reden. Sie wollte nicht. Sie ginge hier nicht weg, und sie sei deutsch und keiner könne ihr was tun. Es gab ja leider Menschen, die geglaubt haben, sie kämen davon, und sind es dann nicht. Wir haben von ihr ganz durch Zufall erfahren. Ein Schulfreund meines Vaters ist lebendig aus diesem KZ rausgekommen und hat die Verbindung mit meinen Eltern gesucht und gefunden. Er hat meinen Eltern Bescheid gesagt. Es ist erstaunlich, daß so was dann geklappt hat.

Ich hatte eine Cousine in Berlin, die hatte in die Ehe eine Tochter mitbekommen und hatte selber zwei kleine Jungs. Wie es anfang schwierig zu werden, wurde die schon erwachsene Tochter nach England vorgeschickt, um zu sehen, ob sie Quartier macht. Als es gefährlich wurde ist die übrige Familie nach Holland geflüchtet. Dort sind sie dann alle wieder eingesammelt und vergast worden. Die einzige, die übrigblieb, war diese älteste Tochter. Von der hat mein Bruder, der sie mal aufgesucht hat, erzählt, sie wäre gar kein Mensch mehr. Sie wäre eine Maschine, die ißt und trinkt und arbeitet und schläft, aber Gefühle wären einfach keine mehr da. Die hat das nicht verkraftet. Das sind schon schlimme Schicksale.

Unser Haß, ich will mal sagen, unser Kummer um das, was uns drüben geschehen ist, ist doch im Lauf der Jahre irgendwie gemildert, einfach aus dem Gefühl heraus, daß es natürlich große Schweine gab, aber daß es nicht alle waren. Es hat genügend gegeben, die ihre Haut riskiert haben, um zu helfen. Der Mann von der Marie Luise Fischer war ein Parteimitglied mit einer ganz niedrigen Nummer, einer der allerersten. Als der gesehen hat, wo der Hase hin läuft, hat er lauter Juden bei sich versteckt und nachher über die Grenze gebracht. Ihm hat keiner mißtraut, als altem Parteimitglied. Auf der anderen Seite gab es sehr viele Juden, die zu Anfang begeistert waren von dem, was da passierte. Daß endlich jemand was für Deutschland tat. Viele haben es nicht überblickt. Ein Onkel von mir kam ins KZ, aber nur ganz kurz. Er kam eigentlich ziemlich zerrüttet wieder, ganz schmal und mager, mit zitternden Händen und sagte: „Ja, es hilft nichts, wo man hobelt, fallen Späne. Und wenn man zu den Spänen gehört, dann hat man Pech gehabt.“ Da gehört eine Menge Vaterlandsliebe dazu, so denken zu können.

Es sind so viele, die gegen Krieg waren, im Krieg gewesen. Es war ja nicht ein Krieg von Deutschland gegen Frankreich, sondern es war ein Krieg der Nazis gegen die übrige Welt. Ich weiß, daß viele von den Emigranten nachher in ausländische Armeen gegangen sind, um gegen Hitler zu kämpfen, obwohl sie „gute Deutsche“ waren. Mein jüngerer Bruder ist in die australische Armee eingetreten, um gegen die Nazis zu kämpfen. Es ist dann nicht mehr soweit gekommen, denn die Australier sind nicht mehr gerufen worden.

Woran haben Sie hier in Brasilien gemerkt, daß Brasilien gegen Deutschland in den Krieg eingetreten war?

Gar nicht. Was es hier gab, war ein Verbot, auf der Straße deutsch zu sprechen. Es war, finde ich, sehr vernünftig und logisch. Wenn mein Land im Krieg ist mit einem anderen, haben die Leute hier die Sprache dieses Landes nicht zu sprechen. Den alten Koch-Weser, Herrn Müller und Herrn Stern haben sie mal eine Nacht eingesperrt, weil sie auf der Straße „kölsch“ gesprochen haben, aber man hat ihnen nichts Böses getan. Im Süden soll ab und zu mal was vorgekommen sein, aber dann waren es Provokationen von Deutschen. Wer sich in Ruhe verhalten hat, hatte nichts zu leiden. Man hat den Herren ihre Waffen weggenommen und sie durften kein Radio hören.

Was hatte das mit den Radios auf sich?

Wir sollten nicht heimlich Nachrichten hören, die uns nichts angingen oder irgend so was, oder vielleicht senden. Die hatten vielleicht Angst, daß wir was weitergeben. Das einzige, was sich in der Zeit änderte, war also: Kein deutsch sprechen, keine Waffen und kein Radio haben. Außerdem durften die Deutschen nicht bis auf eine bestimmte Entfernung an den Küsten wohnen. Aber man hat uns nicht schikaniert. Das kann man nicht behaupten. Der Koch-Weser, der Herr Minister, soll in jener Nacht im Knast immer gejammert haben: „Hier stinkt es so.“ Der kam ja aus Bremen, der Herr.

War das nicht eine Wiederholung des Sich-Verfolgt-Fühlens?

Nein, kein bißchen. Im Gegenteil war es bewundernswert, wie anständig man uns behandelt hat, obwohl wir ja letzten Endes feindliche Ausländer waren. Aber die Behörden hier wußten auch ganz genau, wer Flüchtling war und wer eigentlich Nazi war. Die haben sie schon im Auge behalten, die Nazis.

Haben Sie mit ihrem Mann zusammen die brasilianische Staatsangehörigkeit angenommen?

Ja, haben wir. Alle jüdischen Emigranten waren, sobald sie über die Grenze waren, keine Deutschen mehr. Die deutsche Staatsangehörigkeit wurde uns abgesprochen.

Und Brasilien hat keine große Hürden aufgebaut?

Überhaupt nicht. Wir mußten nur hier im Land sein, um die brasilianische Staatsangehörigkeit zu beantragen. Das war eine reine Formalität. Man mußte einen Treue-Eid leisten, wie sich das so gehört. Aber das wollten wir so und bereuen es auch nicht.

Haben Sie und Ihre Familie mal überlegt zurückzugehen?

Nein, nein. Meine Mutter ist sehr häufig zu Besuch rübergefahren, nachdem wir ihr einmal das Eis gebrochen hatten. Sie wollte nicht mehr lesen, nicht mehr Klavier spielen, nicht mehr handarbeiten, nicht mehr reisen, nichts. Wir haben noch lange geredet, bis sie dann doch gereist ist. Und sie hat es fertiggebracht zu verzeihen, auch denen, die ihr sehr weh getan haben. Das kann ich nicht.

Ich bin 1966 zum ersten Mal wieder drüben gewesen, und zwar unter der Bedingung, daß mein Mann bei der ersten Veranlassung mit mir das nächste Flugzeug nimmt und zurückfliegt. Und ich habe ihm gesagt: „Wenn mir jemand dumm kommt, kriegt er eine ins Gesicht.“ Heute lasse ich mir nichts mehr gefallen. Ich bin nicht so christlich wie meine Mutter, die ihre andere Wange hinhält. Es gab Leute, die bei meinen Eltern ein- und ausgegangen waren, die ihre Stellungen meinem Vater zu verdanken hatten und die nachher wegguckten, wenn man kam. *I'm sorry* (tut mir leid), da kann ich nachher nicht freundlich hingehen und sagen: „Es ist alles vergeben und vergessen.“ Das kann ich nicht und will ich nicht.

Wollte Ihr Vater später wieder die deutsche Staatsangehörigkeit?

Das wollte er nicht. Nach dem Krieg wollte Mannesmann, daß er zurückkommt. Sie wollten meinen Vater als Generaldirektor wiederhaben. Da hat er gesagt: „Nein“, nach langem Überlegen allerdings, aber er hat gesagt: „In dieser roten Erde von Paraná, die mich aufgenommen hat, als es mir schlecht ging, will ich begraben werden.“ Ein halbes Jahr später haben wir ihn begraben. Trotzdem hat sich Mannesmann tadellos benommen. Sie haben ihn in Düsseldorf solange gehal-

ten wie es irgend ging, haben ihn pensioniert, haben ihm sein Leben lang die Pension bezahlt, während des Krieges über Argentinien. Sie haben meiner Mutter die Pension weiter bezahlt. Aber er hat sich nicht durchringen können, wieder nach Deutschland zu gehen. Es ging gar nicht um Mannesmann, er wollte nicht mehr nach Deutschland. Er war zu verletzt. Er war auch, glaube ich, nicht mal mehr zu Besuch rübergefahren. Ich bin mehr wie Vatern, nachtragender.

Leider gibt es hier schon wieder eine Nazibewegung. Die sich schon wieder vermehrt, drüben ja auch. Was mich irgendwie erschüttert hat drüben, ist, wie sich das Schicksal wiederholt. Und es sind dieselben Reden noch: „Die haben doch keine Chance. Das wird nie was.“ Dieselben Reden wie 1930. Sie haben nichts dazugelernt, nichts. Da könne man sich nicht drüber aufregen. Das seien ein paar Jugendliche in ihrem Überschwang. Ich sage: „Von wegen Jugendliche in ihrem Überschwang. Die Verhältnisse sind ähnlich: Ihr habt Sorgen wegen Ostdeutschland und Jugoslawien und Portugiesen und allen Ausländern im Lande.“

Nun kam ich gerade nach Mannheim, als dieser scheußliche Mord an den Türken, die sie in ihrem Haus verbrannt hatten, geschehen war. Das war eine so entsetzliche Stimmung. Jeder schlich durch die Straßen und guckte nach links und nach rechts, und trotzdem sagen sie: „Keine Gefahr, daß das mal schlimmer wird.“ Das geht mir nicht in den Kopf. Ich würde nie wieder in diesem Land wohnen wollen. Bei uns geschieht bestimmt Schlimmes genug, aber wir leben irgendwie am Rande dieser Dinge. Wenn Sie mich heute fragen, wo ich hingehöre, dann sage ich: Ich bin, wie die meisten von uns, ein ewiger Emigrant. Wir werden nie hundertprozentig Brasilianer. Ich bin sehr gern in Brasilien, unsere Politiker sind auch nicht besser als eure, vielleicht noch schlimmer. Drüben würde ich mich nicht mehr wohl fühlen, da bin ich eine Fremde. Unsere Generation bleibt die Generation der Emigranten. 100 Prozent sind wir hier nicht zu Hause, aber 90 Prozent doch, würde ich sagen. Rückblickend gesehen bin ich zufrieden mit dem Leben, das ich gehabt habe. Ich habe ein schönes Leben und es geht mir gut, und ich habe meine Kinder so erziehen können, wie ich gewollt habe, und sie sind, Gott sei dem Himmel gedankt, alle gesund und normal und ohne Rauschgift und ähnliche Scherze.



Ruth Kaphan, 1994

Ruth Kaphan, geb. im August 1929 in Berlin

Ich war sechs Jahre alt, als wir ausgewandert sind. Ich kann mich noch an die Schulzeit erinnern, denn ich war ein Jahr in der Vorschule. Frau Koch gab uns Kunststunden. Da hat sie einen Apfel auf die Leinwand gemalt und wir mußten ihn nachmalen. Ich war eine eifrige Schülerin und wollte alles perfekt machen. Eines Tages haben mir meine Eltern gesagt, wir würden nach Amerika auswandern. Das habe ich Fräulein Koch erzählt, und da hat sie gesagt, das ist sehr gut, weil du die schlechteste Schülerin dieser Klasse bist. Das hat mich so tief beeindruckt, daß ich mich noch Jahre lang, ich glaube, bis ich vielleicht zwölf Jahre war, daran erinnert habe. Ich habe immer gedacht – als ich später meine Noten bekam –, wenn Fräulein Koch das sehen könnte, daß ich doch eine gute Schülerin bin. Ich habe aber nichts abgekriegt von der Diskriminierung. Ich wurde in der Schule nicht schlecht behandelt. Alle Kinder, die unnütz waren, haben was mit dem Lineal auf die Hand gekriegt. Ich habe keine Erinnerung von Bösartigkeiten anderer Schüler. Das hat meine Schwester erlebt. Sie war zwei Jahre älter, hat in der Schule sehr gelitten und hat sich sehr zurück- und separat gehalten. Ich weiß, wir hatten eine sehr schöne Wohnung in Berlin. Und ich weiß noch sehr genau, daß wir mal für ein paar Tage an die Oder gereist sind, wo eine Tante wohnte, die nachher umgekommen ist – Tante Osche, eine rührende und nette dicke Tante. Ich kann mich auch sehr genau erinnern, daß wir einmal in den Ferien im Süden in irgendeiner Burg waren. Und daß ich immer sehr unnütz war und immer alles getan habe, was ich nicht sollte. In der Burg war eine Tür im Boden, wo die Leute runter in das Burgverlies gehen konnten. An dem Tag war ich so unnütz gewesen, daß ich dachte, die würden mich da einsperren.

Wir hatten eine Gouvernante, eine sehr reizende, rothaarige, wunderhübsche Frau, die hieß Tante Lotte. Ihr war, glaube ich, Anfang der dreißiger Jahre schon nicht mehr erlaubt, bei uns zu arbeiten. Ich kann mich erinnern, wie unglücklich ich war, daß Tante Lotte nicht mehr bei uns war. Wir wohnten in Berlin, und mein Großvater hatte ein wunderhübsches Haus in Zehlendorf, ein wunderschönes Sommerhaus. Er wohnte da, aber für mich war das ein Sommerhäuschen, weil wir im Sommer hingingen. Wir hatten dann jede einen Pflaumenbaum. Meine Schwester hatte einen mit ihrem Namen, und ich einen mit

meinem. Wir hatten außerdem einen schönen Cockerspaniel, der hieß Peter.

Als meine Mutter uns gesagt hat, daß wir nach Amerika fahren, hat sie überhaupt kein Wort gesagt, warum. Und das war sehr klug, weil ich in der Zeit schon sehr viel redete, ich hätte ganz bestimmt irgend etwas Falsches gesagt. Ich weiß noch die Flucht: In Holland waren wir einen Tag; wie schön die Fahrräder in Amsterdam waren, ich fand das entzückend. Und dann, das war sehr aufregend, sind wir auch in England ein oder zwei Tage geblieben. In Liverpool gingen wir auf das Schiff. In Liverpool hat meine Mutter gesagt, warum wir auswanderten. Ich war sehr wütend auf sie, ich sagte, „Hitler ist doch ein guter Mann, wir können doch nicht wegen Hitler aus Deutschland weggehen.“ Da sagte sie: „Nein, er ist kein guter Mann.“ Da habe ich gesagt, „Du kannst mir nicht so etwas sagen, wir haben jeden Tag für Hitler gebetet, und er ist unser Gott. Wir haben jeden Tag in der Schule ‚Heil Hitler‘ gesagt und ‚Hitler ist unser Gott‘, du kannst nicht sagen, daß Hitler schlecht ist.“ Das war für mich so ein Schock, daß ich nachher nichts mehr von Deutschland wissen wollte. Ich habe nie mehr deutsch gesprochen. Als meine Schwester in Chicago angefangen hat, mit Jugendgruppen und mit „refugee“-Gruppen (Flüchtlingsgruppen) zu arbeiten, denn es gab in Chicago große „self-help“ (Selbsthilfe) Gruppen für junge Leute, habe ich nicht mitgemacht. Meine Schwester hat deutsch geredet, meine Eltern haben zu Hause immer noch deutsch geredet, aber ich habe nie mehr auf deutsch geantwortet, dreizehn Jahre lang, so lange ich in Chicago wohnte, habe ich nicht mehr ein Wort deutsch gesprochen. Als ich dann hier nach Brasilien kam, habe ich es wieder gelernt, denn meine Schwiegereltern haben deutsch gesprochen. Es war leicht, ich konnte es schnell wieder.

Auf dem Schiff bin ich sieben Jahre geworden. Das war auch sehr drollig, weil ich, wie immer, irgendeinen Unfug gemacht hatte. Meine Eltern hatten den Kellner gebeten, einen Geburtstagskuchen, klein oder groß, das weiß ich jetzt nicht mehr, an den Tisch zu bringen. Ich saß am Tisch und da kam der Kellner, der hatte den Kuchen hinter sich und sagte: „Bist du Ruth Kronheim?“ Ich habe gesagt „Ja“, und habe gedacht, „um Gottes Willen, jetzt haben sie herausgefunden, was ich wieder gemacht habe“. Ich weiß auch genau, an dem Tag habe ich wieder irgend etwas angestellt. Da fing ich an zu weinen und sagte: „Ich habe es nicht gemacht, ich werde es nie mehr wieder machen.“ So wurde ich sieben Jahre alt.

Wir haben für ein paar Wochen in New York bei meiner Tante und meinem Onkel gewohnt. Mein Großvater war schon in Chicago. Er war ein Chemie-Professor und ein berühmter Mann: Er hat irgend etwas erfunden, womit man Blut – wie sagt man auf deutsch: „storing“ – konservieren kann. Das war ihm aber nie anerkannt worden, weil er auch jüdisch war. Es ist auch sehr interessant, daß mein Großvater in Deutschland schon katholisch geworden ist. Wir wissen nicht sicher, ob er katholisch geworden ist, damit es leichter für ihn wäre, das war schon in den dreißiger Jahren, oder weil er wirklich religiös interessiert war. Ich glaube, der zweite Grund war es: Er hatte sich den Namen Pinkussohn auf Pinkussen ändern lassen, auch um mehr sogenannte „arisch“ zu sein. Aber ich glaube, er war sehr katholisch, weil er in Chicago, wo wir mit meinen Großeltern zusammengewohnt haben, sehr probiert hat, meine Schwester katholisch zu erziehen. Sie wollte nicht, sie wollte jüdisch bleiben.

Ich kam immer zuletzt – niemand hat sich sehr um mich gekümmert. Ich wäre damals brennend gerne katholisch geworden. Wir hatten aber immer einen Weihnachtsbaum, seit mein Großvater katholisch geworden war.

Wir sind also dann von New York nach Chicago, wo mein Vater, der Arzt war, wieder seinen ganzen „entrantship“ (Berufsanfängerjahr) machen mußte. Er war schon über vierzig Jahre alt. Und meine Mutter, die in Deutschland Augenärztin gewesen war, wollte nicht diese ganze Prozedur machen, sie konnte es auch gar nicht, es konnten nicht zwei Leute ohne Verdienst bleiben. Daher hat sie dann gleich Arbeit gesucht und in einem Labor gefunden. Es ging um Blut, um Serologie. Wir wohnten in einem sehr schönen, ganz alten Haus in Oak Park, in der westlichen Nähe von Chicago, wo wir wirklich eine schöne Jugend gehabt haben. Meine Eltern arbeiteten den ganzen Tag. Meine Großeltern hüteten uns, aber sie arbeiteten auch in der University of Illinois. Wir haben wirklich eine Jugend ohne Probleme gehabt. In einer ganz kleinen Stadt, wo viele Bäume waren, auf die wir raufklettern konnten. Wir hatten eine Gruppe in der Straße, mit der wir den ganzen Tag nach der Schule gespielt haben.

Fünf Jahre später sind wir nach Chicago selbst gezogen. Das war schade, weil wir dann in ein kleines „apartamento“ (Wohnung) ziehen mußten. Es war ein Umzug von einer kleinen Stadt in die Mitte dieser großen Stadt. Mein Vater hatte zwei Arztpraxen, meine Mutter arbei-

tete weiter, und meine Großeltern haben sich dann von uns getrennt und in der Nähe gewohnt.

Das Deutsche war für mich völlig vergessen, ich habe alles abgelehnt. Ich hatte auch geschworen, später nie einen Deutschen zu heiraten. Ich war hundertundzwanzigprozentig amerikanisch. Ich wollte alles, was amerikanisch ist. Ich glaube, ich habe die Sprache in ein paar Wochen gelernt, weil ich so eifrig war, kein deutsch zu sprechen. Bei meiner Schwester hat das viel länger gedauert, weil sie noch sehr mit dem Deutschen verbunden war. Wir beide haben mit dem ersten Schuljahr angefangen. Nach zwei Jahren ist meine Schwester erst in der ihr entsprechenden Klasse gelandet, ich war mit sieben Jahren in der richtigen Klasse. Wie es so ist in der Schule in Amerika, da gibt es immer irgendeinen Jungen, der steht an der Ecke und organisiert als „drive guide“ die Straßenüberquerung für die Kinder. Es war in der ersten Woche, da sind wir über die Straße gegangen, ohne auf ihn zu warten. Und er rief, und wir haben das nicht verstanden. Ich weinte natürlich gleich. Meine Schwester, „sei doch still, es wird nichts Schlimmes passieren“. Aber er hat uns dann doch zu dem „principle“ (Direktor) der Schule mitgenommen, der hat uns dann entlassen, weil wir neu waren.

Wir waren die einzigen in der Schule, die nicht Amerikaner waren. Ich habe vor einem Jahr eine Schule in Los Angeles besucht, in der drei Mexikaner und ein Chinese waren, die nicht Englisch verstanden, das ist heutzutage sehr häufig.

War Ihre Flucht 1936 noch einfach?

Mein Großvater ging in die USA, weil er einen Ruf an die Universität hatte. Aber es war nicht er, der unser *affidavit* gegeben hat. Unser *affidavit* hat uns eine alte Tante gegeben, eine unverheiratete Tante, die gar nicht eine Tante war, die eine Bekannte von unserer Familie war. Ich weiß nicht, ob sie in Deutschland eine Patientin von meinem Vater gewesen war, irgendwie war sie interessiert genug, daß sie uns das *affidavit* gegeben hat. Mein Onkel und meine Tante sind mit einem anderen *affidavit* rausgekommen, weil mein Onkel arbeitete. Und ich glaube, die Firma, bei der er in New York arbeitete, war interessiert an ihm und hat ihm ein *affidavit* gegeben.

Hatten Ihre Eltern eine Ahnung? Was war der Grund für die frühe Flucht?

Es tut mit furchtbar leid, darüber nichts erzählen zu können. Meine Eltern, meine Mutter, lebt nur im „presente“ (in der Gegenwart), sie

hat überhaupt keine Erinnerung an irgend etwas. Sie ist nicht interessiert, sie hebt nichts auf, keine Bilder, keine Briefe – nichts. Und das ist sehr schade. Ich kenne überhaupt keine Geschichten über meine Großeltern. Ich kann viel mehr über meines Mannes Familie erzählen als über meine. Als ich dann plötzlich nach Brasilien wollte, hat mein Vater an die Wand gezeigt, und gesagt, „Weißt du, wer diese Frau und dieser Mann sind?“ Da habe ich gesagt, „Nein. Wer sind sie?“ Da hat er gesagt, „das sind deine Großmutter und dein Großvater“ und „das ist dein Großonkel“, der hatte meinem Vater sehr geholfen. Und er setzte fort: „Du solltest dich schämen, daß du nichts von deiner Familie weißt“. Da habe ich sehr irritiert geguckt und gedacht: „Und du hast auch nie was erzählt.“ Also, nie haben meine Eltern von der Familie erzählt. Meine Mutter war einziges Kind, mein Vater hatte eine Schwester, die noch lebt. Ich habe keine Cousinen, nicht eine. Und niemand hat irgend etwas von der Vergangenheit erzählt. Meine Eltern haben nie über sich erzählt. Mein Vater hat auch nie über seine Patienten erzählt. Daher weiß ich nicht genau, wie meine Eltern wußten, daß es Zeit war. Und das ist sehr schade. Ich kann auch meinen Kindern nichts von ihren Urvorfahren erzählen. Mein Vater war ein sehr introspektiver und sehr kluger Mensch. Ich glaube, daß er es sehr schlimm fand, daß er nicht mehr als Arzt arbeiten konnte. Mein Vater war ein sehr menschlicher Arzt. Er hat sein Morphin immer direkt oben in seinem Koffer getragen. Als er dann in den USA ankam, war das erste, was die Polizei ihn fragte: „Are you carrying drugs?“ (Haben Sie Drogen bei sich?), und seine Antwort war: „Drugs, no“, und der Zollbeamte fragte „What’s that?“, da hat mein Vater gesagt „Aspirin!“. Sehr lustig. Mein Vater hat auch nie erzählt, wie die erste Zeit in Amerika war. Es hat Jahre gedauert, bis wir mehr mit meinem Vater zusammen sein konnten, weil er den ganzen Tag weg war. Er ging früh weg und kam ganz spät nach Hause. Fünf Jahre hat es gedauert, bis wir irgendwie im Sommer zusammen reisen konnten. Ab da hat er jedes Jahr mit uns eine wunderschöne Reise in die Berge in Colorado oder nach Washington D.C. gemacht, immer mit dem Wagen. Mein Vater fuhr jedes Jahr ein neues Auto, es war ihm sehr wichtig, weil er ein Hausarzt war und über die ganze Stadt fahren mußte, um die Leute zu besuchen. Am Ende seines Lebens war er ein „geriatriest“, ein Arzt für alte Leute geworden, er hatte nur alte Patienten, die meisten waren natürlich Immigranten, jüdische Immigranten. Dann ging er zu Frau Kinski, und dann ging er zu Herrn Wohl, und dort aß er seinen Kuchen und da trank er seine Tasse Kaffee. Er war sehr wichtig, weil

er den Leuten wirklich half, auch psychologisch. Er war also ein wahn-sinnig beliebter Arzt.

Wie schwer der Anfang war, kann ich mir vorstellen, weil meine Großmutter eine sehr unglückliche Frau war. Ich weiß noch jeden Tag, wie meine Mutter spät von der Arbeit in der Stadt nach Hause kam und dann unglücklicherweise von meiner Großmutter erfuhr, wie schrecklich ich gewesen war. Meine Großmutter hat mich nicht sehr geliebt, dafür meine Schwester. Meine Großmutter war nicht die Richtige, um uns aufzuziehen. Wenn wir nicht Immigranten gewesen wären, wäre das ganz anders gewesen. Bestimmt. Dann hätte nicht die Großmutter diese Pflicht gehabt, auf uns aufzupassen.

Aber niemand hat geklagt. Es war im Sinn der Sache, daß jede und jeder irgendwie arbeitete, und wir mußten fleißig studieren. Das war auch so im jüdischen Haushalt, man mußte – und das ist interessant – man mußte natürlich immer der erste sein. Meine Schwester war die, die ausgesucht war, Nummer eins zu sein. Sie mußte in der Schule, im College, in der Universität immer die Nummer eins sein. Und das war von meinem Großvater wie von meinem Vater ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, es lag in der Luft. Genau wie es hier die Japaner auch machen. Ob es in Deutschland so gewesen wäre, bin ich nicht sicher. Vielleicht war es, weil man als Immigrant zeigen mußte, was man konnte. Das war nicht Eitelkeit, aber das war irgendwie wichtig: Man mußte studieren. Für meine Schwester war das ganz schrecklich, es hat sie sehr neurotisch gemacht. Sie ist von der Universität abgegangen, das war ein großer Schock für meinen Vater. Sie hat es wirklich dramatisch gemacht: Sie hat eines Tages Fluorwasser über sich gegossen, nicht beabsichtigt zwar, sie hat sich auch nicht verbrannt, aber die ganzen Schuhe und das Kleid waren weg. Das war irgendwie symbolisch. Zwei Wochen später sagte sie zu meinem Vater, sie wolle nicht mehr studieren, sie wolle arbeiten. Da war sie fast neunzehn Jahre alt. Sie sollte wie mein Großvater Biologin werden. Später ist sie Diabetikerin geworden, eine ganz unglückliche Person. Daß sie so unterdrückt war, hat ihr Leben verrückt und kaputtgemacht.

Was hat Ihre Schwester in der „refugee-group“ gemacht?

Die „Self-Help“ (Selbsthilfe) in Chicago war eine große Organisation, die sich jede Woche traf. Ich weiß nicht genau, wie sie geholfen haben, aber für die Jugendlichen war das mehr eine soziale Sache, daß sie noch deutsch sprechen konnten. Bis 1942 waren nicht so viele Flücht-

linge in Chicago. „Self-Help“ ist nicht die einzige, es gab auch andere Gruppen. Die Juden haben sich untereinander sehr geholfen.

War Studieren für Sie auch so schrecklich wie für Ihre Schwester?

Weil ich sowieso nichts taugte, war es mir erlaubt, alles zu machen, was ich wollte. Das war meine Rettung. Man sollte nie die Erste sein, man sollte immer die Zweite sein. So war ich sehr glücklich, denn ich habe die Universität in Chicago besucht und fand es wundervoll. Als ich hierher gekommen bin, war das, was mir wirklich fehlte, die Universität. Ein Leben von Freiheit, ohne Verpflichtung, das war so schön. In Chicago hat man in der ersten Woche am College einen „placement-test“ (Einstufungstest) gemacht, da wurde gesehen, was einem noch fehlte. Man konnte alles wählen, Sprachen, Mathematik, Wissenschaft, Literatur, Soziologie. Chicago war zu der Zeit ein tolle Sache. Wir hatten neun Nobelpreisträger in Chicago. Der Präsident der Universität, der „chancellor“ (Kanzler), hatte die ganzen „textbooks“ (Textzusammenstellungen, Sekundärliteratur) rausgeschmissen, und wir mußten alles im Original, aber schon übersetzt lesen. In der ersten Woche haben wir „Candide“ auf französisch lesen müssen, weil wir die Sprache lernen mußten. Man hat nicht sehr viel geschlafen an der Universität. Man mußte pro Woche vielleicht vier, fünf Bücher lesen und verstehen. Es war ein ganz toller Unterricht. Es war ein erweckender Unterricht für uns alle. Wir waren aufmerksam. Man mußte denken können. Es war, als ob man im Himmel war, im intellektuellen Himmel. Wir waren alle ein bißchen wie betrunken.

Das war ein Glück, daß ich Claudio, meine späteren Mann, getroffen habe. Er war sehr gegen Intellektuelle. Als er die Leute mit den Bleistiften in ihrem Bart gesehen hat, hat er gesagt: „Von hier bringe ich dich weg, gleich!“ Das Studium hat mir kritische und analytische Positionen gegeben. Es hat uns gezeigt, wie groß die Welt ist, wie viele wunderschöne, künstlerische Gedanken in der Welt existieren. Es gibt nichts Schöneres, als wenn du wirklich liest, was Newton oder Einstein geschrieben haben. Sie schreiben sehr klar, sie sind nicht schwierig zu verstehen.

Dann sollte ich weiter Soziologie studieren. Ich habe als Freundin des größten Soziologen in Amerika angefangen. Noch heute ist David Riesman, der ein großes Buch über die amerikanische Mentalität geschrieben hat, es heißt „The Lonely Crowd“, sehr bekannt. Er hat mir viel über das Lehren beigebracht, hat die Studenten als Menschen be-

handelt. Das hat mir, als ich dann als Lehrerin anfang, was ich nie gelernt hatte, sehr geholfen.

Ja, und dann traf ich also den da (zeigt auf Claudio, der gerade neben uns lautstark handwerkelt). Er hatte einen Onkel in Amerika, der mit Getreide arbeitete. Und er hatte einen Freund, der viele *fazendas* hatte. Er hatte gehofft, daß er auf diesen *fazendas* für seine Arbeit in Brasilien lernen könnte, wie man mit modernem amerikanischen Getreide umgeht. Er hat in Florida angefangen mit Orangen zu arbeiten, was heutzutage auch gut geht. Dann ging er nach North Dakota und hat mit Vieh gearbeitet, und dann ging er nach Illinois und hat mit Getreide gearbeitet. Zuerst haben wir uns angefreundet und so. Dann ging er zurück nach Brasilien, und wir haben miteinander korrespondiert. Weil wir sehr eifrig in der Korrespondenz waren, hat mein Vater gesagt, „will er nicht kommen?“ Und dann habe ich gesagt: „Komm, laß uns sehen, ob es vielleicht etwas Ernstes ist.“ Wir haben gleich nach zwei Wochen gesagt, wir heiraten. Das war der zweite Schock für meinen Vater, daß ich dann nach Brasilien wollte. Ein halbes Jahr lang haben wir uns durch die ganze Hysterie gearbeitet. Mein Vater hat verlangt, daß Claudio wieder alleine zurückginge und ich meine Schule fertig mache. Das waren dann neun Monate von Mai 1949 bis März 1950. Mein Vater hat zu mir gesagt, „Hier nimm das Geld, damit du zurückkommen kannst.“ Dann haben sie mir 1.000 Dollar gegeben und haben gesagt, das ist für deine Aussteuer und deine Schiffsreise und alles, was du willst. Ich habe dann die Schiffsreise gekauft; ich hatte zwei große Koffer, die ich mit Büchern und Platten gefüllt habe. Ich hatte eine Decke für jeden, ein Kissen und Bettwäsche für jeden, ein paar Silbersachen von der Familie und meine Schreibmaschine. Als ich ankam, hat meine Schwiegermutter das angeguckt und gesagt: „Um Gottes Willen, das ist die Aussteuer von Ruth.“ Ich kam wirklich als Universitätsstudentin in den Urwald. Aber als ich dann hier war, habe ich gemerkt, daß das sehr normal war. Es waren sehr viel Intellektuelle hier. Und ich habe auch sehr gehofft, daß ich mit Dr. Maier oder mit Traumann über Kant und die Philosophen reden könnte. Ich mußte dann hier in Brasilien noch drei Examen machen, und jedes dauerte sechs Stunden. Ich hatte in den USA die drei Fächer fertig, aber die Examen noch nicht. So hat meine Universität die Examen an Leni Hinrichsen geschickt. Es mußte jemand sein, der Englisch konnte. Und sie hat mir dann, über drei Tage, glaube ich, jeden Tag ein Examen abgenommen. Danach hat sie sie zurückgeschickt und ein Jahr später

habe ich mein Diplom gekriegt. Ich war gar nicht interessiert daran, mit zwanzig Jahren ist man nicht interessiert.

Sind Sie dann hier Lehrerin geworden?

Erst viel später. Als ich hier ankam, habe ich meinen Eltern gleich geschrieben, daß wir am 5. Mai heiraten wollten, weil zwischen *Pessach* und *Schawuot* (jüdische Feste) nur ein Tag ist, wo der Jude heiraten darf, und das war der 5. Mai. Das haben wir schon in Rio, als ich ankam, mit den Rabbinern ausgemacht. Mit dem Rabbi Lomnitz. Und das habe ich gleich meinen Eltern geschrieben. Mein Vater hat nicht geantwortet, er wollte nichts davon wissen. Ich hatte noch am Schiff ein Telegramm von meiner Schwester und auch noch von Patienten von meinem Vater gekriegt: „Wenn Vati einen Herzinfarkt hat, weißt du, wer schuldig ist.“ Also, es war noch sehr schwierig. Meine Eltern hatten mich aber lieberweise nach New York zum Schiff gebracht. Aber meine Mutter und meine Schwester haben geschrieben. Niemand von meiner Familie ist zur Hochzeit gekommen. Meine Schwiegermutter hat ganz allein die Hochzeit gemacht. Ich lebte die ersten sechs Wochen in ihrem Haus. Das war bestimmt sehr schwierig für sie. Und für mich war es natürlich noch schwieriger. Weil ich ganz amerikanisch und meine Schwiegermutter sehr schön deutsch-brasilianisch war. Wir hatten völlig andere Sitten. Dabei waren wir uns sehr ähnlich, da wir beide sehr intellektuell und sehr interessiert an Musik und Kunst waren. Sie hat dann eine entzückende Hochzeit auf der Veranda des „Elevenhauses“ vorbereitet. Das Elevenhaus war übrigens 1938 auf der *fazenda* meiner Schwiegereltern für „Eleven“ (Landwirtschaftsschüler), Juden aus Deutschland, gebaut worden, die dann nie gekommen sind. Wegen der deutschen Bürokratie kam nur einer, nämlich Hans Rosenthal. Ganz viele Juden, zweihundert Leute, sind umgekommen. Mein Schwiegervater hatte sehr um die Einreise der Eleven gekämpft.

Zurück zu meiner Hochzeit: Der Rabbiner kam, und es war alles vom Schönsten. Und dann lebten wir zwei Jahre neben meinen Schwiegereltern, bis dieses Haus, in dem wir immer noch leben, fertig wurde. Ich mußte mich noch akklimatisieren, mich einleben. Meine Schwiegereltern standen jeden Tag um vier oder fünf auf, ich um neun. Ich kann mich noch genau erinnern: Eines Tages kam meine Schwiegermutter und sagte „Ruth, willst du, daß ich dir helfe? Das Dienstmädchen sagte, bei dir ist nichts zum Mittagessen da. Oder willst du lieber, daß ich mich nicht einmische?“ Ich habe gesagt, „Ich wünsche lieber, daß du dich nicht einmischst!“ Das war die einzige Schwierigkeit. Ich liebte

Brasilien, ich habe gleich Freunde gehabt. Claudio hatte ein befreundetes Ehepaar, die mit ihm aufgewachsen sind. Marisa Seckles war eine Italienerin, die hier geboren ist. Sie war für mich der Zentralpunkt: Sie hat mir Brasilianisch beigebracht. Und ich redete noch jahrelang genauso wie Marisa, so daß bis heute noch viele Leute am Telefon denken, es ist Marisa. Ich fand alles auf der *fazenda* herrlich. Aber hier wurde alles, was man tat, diskutiert und kritisiert. Auf eine liebe Weise, aber es wurde kritisiert. Ich war ein, zwei Jahre sehr „acommodada“ (bequem). Eines Tages, als wir schon hier in diesem Haus wohnten, meine Tochter Daniela war schon drei oder vier Jahre alt, hat die Großmama gesagt: „Ich habe gehört, daß die Daniela erst um neun Uhr ins Bett geht.“ Da bin ich das einzige Mal explodiert und habe gesagt: „Wer ist die Mutter von dem Kind?“ Da hat die Großmutter fast einen Infarkt gekriegt. Diese Geschichte lief für ein, zwei Monate herum. Aber es war irgendwie so Sitte. Das war vielleicht Immigrantleben, daß man wußte, was jeder tat, es war so kleinstädtisch. Mein Schwiegervater hat mich nie respektiert. Ich war wie eine Wand, ich konnte reden – ich war transparent – er hat mich nie gesehen, erst als ich nach zwanzig Jahren anfang zu arbeiten. Das war auch eine monatelange Diskussion: „Ruth will arbeiten, sie braucht doch nicht, es wird doch genug Geld verdient.“ Auch Claudio wollte nicht, daß ich arbeite. Aber ich hatte eine Stelle für Literatur an der Universität. Von dem Tag an, wo ich angefangen habe, hat mein Schwiegervater mich respektiert. Von da an waren wir die besten Freunde. Plötzlich merkte er, daß jemand genauso stark war wie er, und das hat er dann respektiert. Und Brasilien fand ich sehr romantisch.

Meine Geschichte ist irgendwie keine Geschichte. Ich habe das alles, ich muß sagen, ohne zu leiden gemacht.

Obwohl wir in Chicago auch nur jeden zweiten Monat von meinem Vater einen „milk shake“ gekriegt haben, und das war das Größte. Erst in den Jahren, als es ihm gut ging, als wir in Chicago ein Haus gekauft haben, zwei Jahre bevor ich wegging, hat Vati große Schachteln mit Schokolade zum Sabbat (jüdischer wöchentlicher Feiertag) mitgebracht. Ich kann mich noch erinnern, wie gerne ich bis vor ein paar Jahren Wäsche kaufte, weil ich das davor nie konnte. Als ich nach Brasilien ging, habe ich als erstes mit diesen tausend Dollar einen schwarzen, sehr schönen Badeanzug gekauft. Das war das erste, was ich richtig für mich kaufen konnte, und da war ich erlöst.

Komisch, wie wichtig es ist, daß man unabhängig ist. Ich war zwanzig Jahre hier, ohne zu arbeiten, und es hat mir von innen gefehlt. Ich habe nie etwas gesagt, weil ich meine, man sollte nicht arbeiten, bevor nicht die Kinder erzogen waren. Aber es hat mir so gefehlt. Ich habe gesungen, wenn ich zu meiner Arbeit nach Londrina gefahren bin.

Würden Sie noch mal nach Deutschland fahren wollen?

Als Berlinerin könnte ich kostenlos eine Woche nach Berlin fahren, mit Claudio, glaube ich, zusammen. Aber das will er nicht. Ich würde es sehr gerne tun, wegen der Leute. Wir haben noch Cousins und Cousins dort. Auch wegen der Landschaft. Ich meine, natürlich würde mich ein bißchen die deutsche Autorität stören. Aber Claudio will es nicht. Er hat die deutsche Geschichte nicht durchgearbeitet. Er hat nicht die Bücher gelesen, nicht die Filme gesehen. Aber ich mußte das machen, weil ich in Chicago im „College Jewish Studies“ war. Da haben wir sehr viel von diesen Sachen gehört, in der Synagoge und so. Meine Tante Uschi ist auch umgekommen. Von unserer Familie, wir hatten eine kleine Familie, sind alle, die dort geblieben sind, umgekommen. Und von Claudios Familie sind nur eine Tante und der Onkel übriggeblieben. Heute lehnt Claudio alles, was so richtig deutsch ist, ab. Er hat es irgendwie noch nicht vergeben. Und ich ja. Ich meine, irgendwie sehe ich die Notwendigkeit, es zu vergeben – auch wenn es heute neue Nazis gibt. Ich weiß, daß es neue Nazis gibt, und ich weiß von der Gefahr, und ich verstehe, daß es sehr gefährlich ist. Nicht weniger als damals. Aber ich kann das ganze Volk nicht verdammen. Im „College Jewish Studies“ haben wir viel dazu gearbeitet. Als der Krieg kam, war ich sehr amerikanisch. Ich habe mit meiner Freundin in den Clubs für Soldaten und für „marinheiros“ (Marinesoldaten) in der Küche gearbeitet, und an den Tischen die Leute mit Kuchen und Kaffee bedient. Diese Soldaten waren für mich mit meinen vierzehn, fünfzehn, sechzehn Jahren romantisch und sehr interessant. Wir hatten auch „pen pals“ (Brieffreunde). Ich habe ein paar Soldaten in England Briefe geschrieben.

Ich war immer eine „outside“ (Außenseiterin), weil ich sehr schielte. Als ich dann an Soldaten geschrieben habe, haben mich alle ausgelacht und gesagt: „If they could see you, ha ha, they would never write again, ha ha.“ (Wenn sie dich sehen könnten, würden sie dir nie wieder schreiben.) Darunter habe ich wirklich sehr gelitten, ich fand mich sehr häßlich. Meine Mutter, Augenärztin, war viel zu feige, irgendwas

zu machen, weil ich ihr Kind war und es in der Zeit auch ein bißchen riskant war.

Haben Sie denn hier jüdische Gebräuche beibehalten?

Als ich hierher kam, habe ich, gleich als unsere vier, die Kinder kamen, die Feste *Sukkot* und *Pessach* gefeiert. Alles, was ich konnte, wurde auf jüdisch gemacht, was nicht sehr leicht war. Zu Hause hatte ich von der jüdischen Religion nur zweimal im Jahr in der Synagoge was mitgekriegt, später mehr im „College Jewish Studies“. Und als Claudio dann jedes Jahr sagte, „ach, machst du schon wieder dieses *Sukkot*, müssen wir das machen?“, da habe ich gesagt „ah, shit“. Ich weiß nicht, ob es richtig war oder nicht, aber ich habe es dann nicht weitergemacht.

Für meine Kinder war es sehr schlimm, daß ich mit den jüdischen Bräuchen aufgehört habe. Als mein Sohn klein war, mußte er zur katholischen Schule. Mario hatte einen Rosenkranz, den er unter sein Bett getan hat, weil er gedacht hat, ich würde das ungern sehen. Ich glaube, daß sich Kinder viele Gedanken machen.

Es war für die Kinder irgendwie sehr schade. Olivia ist jetzt „evangelista“ (protestantische Gläubige) in der presbyterianischen Kirche, Daniela ist Yogalehrerin, und die „evangelistas“ können die „Yogas“ nicht ausstehen. Es ist wirklich nicht leicht. Und das kommt, weil sie früher nie die Sicherheit hatten, daß sie eine Religion im Hause hatten. Wenn wir nicht Immigranten wären, wären wir auch unreligiöse Deutsche. Ohne Hitler wären wir unreligiös deutsch erzogen worden. Und das ist das, was das Jüdische dann nicht bietet. Es bietet nicht dieses tiefe Religiöse. Nur vielleicht die Orthodoxen, die aber auch fanatisch fundamentalistisch sind, wenn du so willst. Ich fühle mich jüdisch, ja, aber ich praktiziere es nicht. Ich meine, wenn man schon so alt ist, und man weiß, daß man nicht mehr so viele Sommer vor sich hat, muß man auf das Wichtige achten. Der Gott im Judentum ist ein „angry God“ (verärgerter Gott). Ich glaube, irgendwie ist es für mich sehr wichtig, daß der Gott nicht ein „angry god“ ist. Ich bin irgendwie sehr glücklich mit dem östlichen Gefühl, daß das Leben dafür ist, daß man Gott findet, und daß alle Religionen dann auf denselben Weg kommen, und daß Gott Liebe ist. Ich werde aber das Jüdischsein nicht los. Hoffentlich werde sie nicht mich oder meine Kinder oder meine Enkelkinder wieder in Gaskammern tun.



Ursula Stern, 1994

Ursula Stern, geb. im Oktober 1934 in Hamburg

Ursula Stern besuchte ich in ihrer gegen die Hitze der Großstadt klimatisierte Wohnung in Rio de Janeiro im Stadtteil Copacabana. Es war noch nicht lange her, daß ihr Mann gestorben, war und bei der Erinnerung an ihn wurde Frau Stern sehr traurig. Trotzdem war sie bereit, das Interview zu geben, wenn auch nicht auf deutsch. Wie gegen die deutsche Sprache so wehrte sich Frau Stern gegen andere Dinge, die sie an die Verfolgung ihrer Eltern erinnerten. Sie holte trotzdem für mich eine Tasche mit alten Dokumenten ihrer Eltern vom Schrank und zeigte sie mir. Da war auch der Paß ihrer Mutter mit dem von den Nazis aufgezwungenen Beinamen „Sara“. Einen Teil der Dokumente konnte ich später auch fotokopieren. Frau Stern hat zwei Söhne, die beide versuchen, sie zu einer Reise nach Deutschland zu überreden, da sie diese Reise als verfolgte deutsche Jüdin finanziert bekommen würde. Aber Frau Stern kann sich einfach nicht dazu entschließen.

Bei der Abfahrt aus Deutschland – es ist eine sehr kindliche Erinnerung – da weiß ich noch, daß ich beim Zuschlagen der Autotür mein Fingerchen einklemmte; ich weiß nicht, was für eine Art Auto es war, weiß nicht, ob es ein Taxi war oder das Auto eines Bekannten, ich weiß nur, daß mein Onkel und meine Tanten, meine Großeltern und andere Verwandte um das Auto herumstanden. Danach fuhren wir zu einem Schiff, das ich sehr groß und sehr schön fand, aber ich wußte immer noch nicht, was passieren würde. Was ich sah, waren meine verzweifelten Eltern, ich konnte nicht verstehen, warum sie verzweifelt waren.

Später erzählten sie mir, daß wir absolut alleine in Brasilien am Kai der Praça Mauá (bekannter Platz am Hafen im Zentrum von Rio) ankamen. Wir waren acht Personen, meine Eltern, mein Bruder und ich, meine Großeltern, eine Tante und ein Onkel. Der Onkel war der Bruder meiner Mutter. Bis vor kurzem erinnerte ich mich noch, mit wieviel Geld sie angekommen waren, aber jetzt habe ich es vergessen. Es waren vielleicht zehn *reais*. Wir kamen dort an und wußten nicht, was tun, ob wir nach links oder nach rechts gehen sollten. Wir waren völlig verloren. Mutter erzählte, daß sie einen Kakerlak am Kai sah und schrie, „was für ein schreckliches Viech, laßt uns gehen, in diesem Land will ich nicht bleiben.“ Aber sie mußte bleiben, die Arme. Dann hat uns jemand eine Pension gezeigt, die Zimmer an Flüchtlinge ver-

mietete. Es war sicher eine sehr billige Pension. Wir blieben für einige Tage dort, während meine Eltern versuchten, auf irgendeine Art und Weise, und ich weiß nicht mit Hilfe welcher Leute ihnen das gelang, eine Arbeit zu finden. Mein Vater war ein Leben lang Papierwarenhändler und Selbständiger gewesen, mein Großvater war ein sehr religiöser Mann. Mein Vater hatte keine berufliche Erfahrung, außer mit seinem Vater zusammenzuarbeiten oder in seiner Schreibwarenhandlung zu arbeiten. Die Schreibwarenhandlung wurde ihnen auch in der *Kristallnacht* zerstört. Sie lag in der Kaiser-Wilhelm-Straße in Hamburg.

Ich weiß nicht, wie mein Vater auf die Idee kam, als Koch zu arbeiten. Er hatte vorher nie einen Topf angefaßt. Er sagte, daß er dann immer selbst zu essen hätte und Essen nach Hause bringen könnte. Also fing er als Koch an. Er muß eine Begabung gehabt haben, denn er machte sich gut. Ich glaube, wir wohnten nicht mal einen Monat in dieser Pension. Dann entdeckten meine Eltern ein Ehepaar, das sie mal in Hamburg kennengelernt hatten. Dieses Ehepaar unterschrieb für sie eine Bürgschaft, damit sie ein Haus mieten konnten. Sie mieteten ein Häuschen und machten eine Pension auf, denn mein Vater hatte folgendes überlegt: Jetzt kann ich schon ein bißchen kochen, jetzt können wir durch die Pension etwas verdienen und haben alle jeden Tag zu essen.

Deswegen mußte jede Ecke des Hauses für Untervermietung genutzt werden. Ich erinnere mich ganz genau, daß auf der linken Seite der Straße ein Ehepaar wohnte, das seine Garage in ihrem zweistöckigen Haus nicht benutzte. Sie bewahrten Koffer und alte Kleider darin auf. Ich weiß nicht, ob sie auch Juden waren, ich weiß nur, daß sie uns einen Teil dieser Garage überließen oder vermieteten, und daß mein Vater ein Einzelbett baute, denn der Raum war schmal. Dann schliefen wir beide, mein Bruder und ich, in der Garage auf der anderen Straßenseite, er mit dem Kopf nach unten, ich mit dem Kopf nach oben. Ab da begannen meine Eltern sich wieder aufzurichten. Von dem Häuschen sind sie später in ein größeres gezogen, wo wir alle zusammen wohnten, wo es das nicht mehr gab, daß zwei kleine Kinder auf der anderen Straßenseite schlafen mußten.

Das war im Stadtteil Moedo, in Ipanema (inzwischen reichster Stadtteil Rios), in der Rua Farno de Moedo. Aber Ipanema war zu dieser Zeit nichts als ein Vorort. Später sind wir in die Vieira Souto gezogen. Aber

es war nicht die Vieira Souto von heute. Wir hatten ein sehr altes, riesiges Haus, es fiel schon in sich zusammen, aber es gab viele Zimmer zu vermieten. In dieser Zeit wurden viele Zimmer vermietet, denn die Mehrzahl der Emigranten hatte nichts zum Wohnen. Es kamen viele an, und viele waren schon hier. Wir waren hier sozusagen in der Stunde Null angekommen. Mein Vater hat mit jener Erfahrung als Koch einen Mittagstisch aufgebaut. Und alle dachten, er hätte vorher Erfahrung als Koch gehabt, die er in Wahrheit nie hatte. Und trotzdem kochte er göttlich gut, aber er hat nie irgendwas gelernt. Meine Mutter wurde, aber nur für eine kurze Zeit, Hausangestellte. Ich weiß nicht, ob es nicht klappte, oder ob sie es nicht aushielt. Meine Großeltern konnten nichts machen, sie waren schon alt. Sie waren etwa sechzig oder etwas über sechzig Jahre alt. Für mich, mit meinen vier Jahren, waren sie ein Museum, ich weiß nicht, wann sie geboren wurden. Das war also der Anfang.

Die Kinder mußten was lernen, hieß es. Aber um in die Schule zu gehen, brauchten sie Schuhe. Nur war kein Geld da. Wir haben ständig in der Schule gefehlt, weil wir keine Schuhe hatten. Außerdem mußten wir eine Schuluniform haben, die wir auch nicht kaufen konnten. Ab und zu brauchte ein Kind ja auch einen Arzt oder irgendwelche anderen Sachen. Zum Glück gab es das alles in dem „Colégio Doutor Cói Barcelos“, das heute noch existiert. Zu dieser Zeit war es eine wunderbare Einrichtung mit Arzt und Zahnarzt. Für meine Eltern war es eine Rettung, das alles zu haben. So waren wir in der Schule, lernten, hatten kostenlose ärztliche und zahnärztliche Betreuung, das war einfach ein Problem weniger für meine Eltern. So wurden wir größer und älter.

Ich glaube mein Onkel hatte gleichzeitig mit uns ein Haus gemietet und untervermietet. Vielleicht mit Hilfe meiner Eltern, bis er die Sprache gelernt hatte. Er hat es noch einigermaßen gelernt, aber meine Eltern sind gestorben, ohne viel Portugiesisch zu können. Es gab so viele Emigranten, die nur deutsch sprachen. Mein Onkel wurde später Handelsvertreter. Er konnte damit so einigermaßen überleben, aber er und seine Frau waren jung und hatten keine Kinder. In unserer Pension tauchte so zwischen 1944 und 1946 ein neuer Gast auf, der Rabbiner war. Er wohnte bei uns mit Frau und Kind. So gründete sich bei uns zu Hause das, was heute die ARI (Associação Religiosa Israelita) ist, die erste Religiöse Israelitische Gemeinde von Rio de Janeiro. Das ist unsere Synagoge, der heute viele Menschen angehören. Um eine

Jüdische Gemeinde zu gründen, braucht es zehn Männer. Deswegen wurden alle Männer zusammengetrommelt, der Freund des neuen Gasts, der Rabbiner, mein Vater, mein Onkel, mein Großvater, irgendwie bekamen sie zehn Männer zusammen. Heute gibt es eine schöne, große Synagoge; damals wurden die Gottesdienste bei uns zu Hause abgehalten, bis die Gemeinde sich einen Saal mieten konnte, um die Freitagabendgottesdienste und die Sabbatfeiern dort abzuhalten.

So wurde das Leben besser, aber nie mehr gelang es den Eltern, ein Geschäft zu gründen oder eine Firma aufzumachen. Sie haben ewig Zimmer vermietet, bis sie beide alt waren und damit aufhörten.

Über die Vergangenheit erzählten meine Eltern viel; wie gut das Leben in Deutschland bis 1933 gewesen war; danach die Veränderungen, wie sie es mehr und mehr merkten, wie sie Angst vor allem und jedem, vor der Verfolgung bekamen, aber daß sie noch nicht von der Existenz von Konzentrationslagern wußten. Darüber wurde gesprochen, aber es war sehr abstrakt. Selbstverständlich wurde dann hier darüber in der ganzen Familie geredet, denn niemand wußte, wer wo abgeblieben war. Dann trafen langsam die Briefe des Roten Kreuzes ein. Das war das einzige Mal, und das hat mich sehr beschäftigt und mir sehr weh getan, daß ich Vater weinen sah, als er diesen Brief bekam. Ich hing sehr an meinem Vater, und es war für mich das Schlimmste, zu sehen, daß er weinte. Es dauerte lange, sehr lange, ein paar Stunden, bis er wieder die Kraft hatte, uns zu rufen und uns zu sagen, daß meine Großeltern umgebracht worden waren, daß er gerade die Benachrichtigung erhalten hatte, und daß er deswegen so traurig sei. Er hatte es geahnt, denn meine Großeltern waren nach Holland gegangen. Dorthin war auch eine Tante von mir gegangen, eine Schwester meines Vaters. Sie sind in dasselbe Konzentrationslager gekommen, nach Theresienstadt. Nach einer Zeit kam auch ihr Mann nach Theresienstadt. Nur die Tante hat überlebt und war bis zum Schluß, du kannst es so was wie Glück nennen, bei meinen Großeltern. Sie erzählte, daß sie mit den deutschen Soldaten schlief, um für meine Großeltern Essen zu bekommen. Sie hat geklaut, ich schäme mich nicht, es zu sagen. Sie klaute alles, was sie konnte, um es zu verkaufen, und einen Teller Essen, irgendwas Eßbares für dieses alte Pärchen zu kaufen. Sie hat ihren Mann verloren, lernte einen anderen Mann kennen, der in demselben Lager gewesen war, wo auch er seine Frau verloren hatte, und sie haben später geheiratet. Meine Großeltern wurden von den Nazis umge-

bracht, und eine andere Tante, die dort war, auch. Meine Tante hat überlebt, weil sie ihren Mund nicht aufmachte, weil sie, wenn sie gefragt wurde, ob sie nach rechts gehen will oder nach links, nichts sagte. Sie schickten sie ins Bett, sie ging, sie machte keine Bemerkung zu gar nichts, was sie wollte oder nicht wollte, ihr war es egal, was morgen passieren würde, sie hatte nur eine Sorge: daß ihre Eltern, die dort an ihrer Seite waren, verhungern würden. Sie befreundete sich mit deutschen Soldaten, alles wegen Essen. Es war der letzte Transport, mit dem ihre Eltern nach Theresienstadt gekommen waren, ein Transport extra für Alte. Sie erfuhr erst sehr viel später, daß die Großeltern umgebracht worden waren. Ich glaube, sie war es auch, die den Kontakt mit dem Roten Kreuz gemacht hatte.

Es ist für mich bis heute unglaublich, wie das Rote Kreuz es schaffte, rauszukriegen, wer wer war und wessen Verwandte wo hingekommen waren. Sie waren alle verstreut. In der Familie meines Vaters waren es zehn Kinder. Vier sind nach Buenos Aires, mein Vater war hier, das macht fünf, zwei waren in Holland, das macht sieben, zwei waren nach Palästina gegangen, heute Israel, das sind neun, und der letzte ging in die USA. Jeder versuchte, ein Visum zu bekommen, wo er eins ergattern konnte. Du konntest nicht wählen.



Ruth Bucki, 1996

Ruth Bucki, geb. 1915 in Leipzig

Ruth Bucki lebt in einem hübschen Haus mit schönem Blumengarten an einem Hang in den Bergen von Petrópolis. Sie war zur Zeit des Interviews noch schwach auf den Beinen, denn sie war vorher sehr krank. Sie hat sich trotz Krankheit kurzfristig und spontan zu dem Interview bereit erklärt. Frau Bucki ist eine bekannte und erfolgreiche Geschäftsfrau. Sie hat mit ihrer Freundin, Frau Katz (sie ist inzwischen gestorben), die bekannteste Schokoladenfirma in Brasilien aufgebaut („Chocolates Katz“). Wegen ihrer Krankheit und eines Brandes im Gebäude, in dem die Firma lag, mußte Frau Bucki kürzlich ihr Geschäft aufgeben. An einige Dinge, die ich Frau Bucki fragte, konnte sie sich nicht mehr gut erinnern oder brachte die zeitliche Reihenfolge durcheinander. Deswegen, denke ich, kommen ihre Antworten zuweilen einsilbig und sind keine langen Erzählungen. Sicherlich war für sie das Erinnern und Erzählen in deutscher Sprache anstrengend; ich habe mich sehr gefreut, daß sie mir trotzdem das Interview gab. An dem Interview nahm auch ihre Freundin Sophia (Sophie Sacic) teil. Frau Bucki und Frau Sacic erinnerten sich während des Interviews immer wieder in zärtlicher Weise daran, ihre Medikamente einzunehmen und auf ihre Gesundheit zu achten. Frau Bucki scheint trotz Krankheit ihren Humor nicht verloren zu haben und versuchte mir weiszumachen, daß sie schon neunzig Jahre alt sei.

Ich bin mit einundzwanzig Jahren ausgewandert, das heißt, ich bin rausgeschmissen worden. Mein Vater war Jude, meine Mutter nicht. Ich bin sogenannte „Halbjüdin“. Mein Vater hat drüben alles verloren. Wir wollten eigentlich nach Amerika, haben aber kein *affidavit* gekriegt.

In welcher Stadt sind Sie aufgewachsen?

In Leipzig.

Erzählen Sie doch einfach von Ihrer Kindheit.

Meine Kindheit war nichts Besonderes. In der Schule habe ich unter der Hitlerzeit gelitten. Das heißt, ich selber habe nicht sehr gelitten, aber ich wußte, daß das, was so um mich rum war, mich betrifft.

Wann haben Ihre Eltern beschlossen wegzugehen? Schon 1935?

Ungefähr sechsunddreißig, nachdem Vater das Geschäft verloren hatte.

Was für ein Geschäft hatte Ihr Vater?

Mein Vater hatte ein eigenes Büro und ein eigenes Lager. Als Handelsvertreter für Unterwäsche vertrat er eine große Fabrik. Es ging uns sehr gut in Deutschland, bevor Hitler kam. Nach Hitler war es aus, da hat man meinem Vater das Geschäft weggenommen. Wir mußten weg. Wir waren froh, daß wir noch vor dem Krieg raus konnten. Wir haben vom Krieg nichts abgekrigt.

Wurde das Geschäft arisiert?

Sie haben es meinem Vater weggenommen und anderen Leuten übergeben. Ohne ihm dafür Geld zu geben.

Haben Sie später eine Entschädigung bekommen?

Wir haben von Brasilien aus eine Entschädigung bekommen. Und ich habe Geld für meinen „Ausbildungsschaden“ bekommen. Aber wir haben alles verbraucht, wir hatten ja kein Geld. Wir haben schlecht verdient und hatten nicht genug zum Leben. Das Geld, das wir bekommen haben, war zum täglichen Leben nötig.

Was hat Ihre Mutter in Deutschland gemacht?

Sie war Hausfrau. Vorher war sie Verkäuferin gewesen, so haben sich meine Eltern kennengelernt. Das war in Leipzig, alles in Leipzig.

Hatten Sie andere Verwandte, die dann auch flohen?

Die ganze Familie ist weggegangen oder in der Gaskammer umgekommen. Meine Tante, die Schwester von meinem Vater, ist in der Gaskammer umgekommen, ich weiß nicht wo, wir waren nicht mehr da.

Haben Sie sie nicht mehr rausholen können?

Nein, wir haben sie nicht mehr rausgekrigt. Freunde von uns sind umgekommen, die wollten wir gerne alle raus haben, aber wir haben sie nicht mehr rausgekrigt.

Und wer ist alles geflohen? Ihr Vater, Ihre Mutter, Sie, Geschwister?

Mein Vater, meine Mutter, viele Verwandte, Onkel und Tanten und Cousins. Nach Afrika, nach Amerika, nach China, in alle Teile der Welt.

Waren Sie die einzigen, die nach Brasilien gegangen sind?

Wir waren die einzigen, meine Mutter, mein Vater und ich. Ich habe keine Geschwister. Ein Freund meines Vaters, der in Leipzig Anwalt war, hat uns dazu verholfen.

Wie haben Sie das denn mit dem Visum geschafft?

Ich weiß nicht, wer das gemacht hat. Das war sehr schwer. Ich denke, der Freund meines Vaters hat sich darum gekümmert. Der war schon vor uns hier in Brasilien, er lebte in Rio.

Fuhren Sie mit dem Schiff von Hamburg aus?

Von Genua aus, und dann direkt nach Rio, das heißt, das Schiff hat unterwegs gehalten, in Barcelona, Dakar, Portugal.

Was durften Sie mitnehmen?

Wir konnten noch Kisten packen. Wir haben Wäsche mitgenommen, leider haben wir die verkehrten Sachen mitgenommen. Viele haben uns geschrieben, zum Beispiel die Frau vom Freund meines Vaters, wir sollten keine Teppiche und keine warme Wäsche mitnehmen. Wir hatten aber doch warme Wäsche mitgebracht, ein bisschen, da sind die Leute gekommen und haben uns, als wir ankamen, alles abgekauft. Am Hafen kamen die Leute wie Haie auf einen zu. Und dann kamen sie in die Wohnung, wußten, wo man wohnt. Sie orientierten sich. Leider Gottes haben wir keine Teppiche mitgebracht, denn die waren hier viel wert.

Später durfte man nur noch einen Silberlöffel mitnehmen.

Später haben sie einem alles abgenommen. Und dann haben sie auch in dieser *Kristallnacht* alles kaputtgemacht. Die haben wir nicht mehr erlebt, wir haben Glück gehabt. Die sind ja in die Wohnungen und haben Klaviere aus dem Fenster geschmissen, haben Gardinen zerschlitzt, haben alles kaputtgemacht. Freunden von uns, denen ist das passiert, und wir wollten sie so gerne hierherkommen lassen, aber wir haben kein Visum gekriegt. Mein Vater ist gelaufen und gelaufen, aber es war nichts zu machen.

Waren Sie eigentlich in einer jüdische Schule?

Nein. Ich wurde selbst persönlich nicht verfolgt. Ich bin sogar aufs Amt gerufen worden. Man hatte mir gesagt, ich müsse aufs Amt gehen. Eine sogenannte „arische“ Freundin ist mitgegangen. Da haben sie mir nahegelegt, mich von meinem Vater zu trennen, und meiner Mutter

hat man nahegelegt, sich scheiden zu lassen. Meine Mutter hat sich nicht scheiden lassen, und auch ich habe meinen Vater nicht verleugnet. Ich hatte angefangen zu studieren. Da hat man mir gesagt, „Sie können weiterstudieren, wenn Sie Ihren Vater verlassen; ansonsten können Sie nicht studieren.“ Das ist die Verfolgung, die ich erlebt habe, ich konnte nicht weiter auf die Universität.

Das ist doch unheimlich schwierig für Sie gewesen, oder?

Ich habe erst mal nichts zu tun gehabt. Ich habe dann als Kindergärtnerin im jüdischen Kindergarten gearbeitet. Ehrenamtlich, nur damit ich beschäftigt bin. Die konnten nichts bezahlen.

Was hatten Sie angefangen zu studieren?

Psychologie.

Und was wollten Sie damit machen?

Das weiß ich selber nicht. Ich wollte an und für sich ganz andere Sachen machen. Ich habe sehr gut fotografiert, ich fotografierte als Hobby. Ich wollte auf diese berühmte Schule in Berlin. Da konnte ich nicht hin.

Warum nicht?

Weil ich jüdischer Abstammung war. Ich hatte mich dort nach der Schule beworben, und als das nicht klappte, habe ich beschlossen, Psychologie zu studieren.

Wie alt waren Sie, als Sie anfangen zu studieren?

Weiß ich auch nicht mehr. Ungefähr siebzehn.

So ungefähr 1934? Es muß ja nach 1933 gewesen sein.

Es war nach dreiunddreißig. 1932, bevor 1933 der Umsturz kam, war ich in einem Töchterheim in Österreich, in Seefeld. Da sollte ich länger bleiben. Da kam das mit Hitler dazwischen, da hat mich meine Mutter sofort nach Hause geholt. Da durfte ich nicht mehr bleiben. Sie hatten Angst. Deswegen war das dann mit dem Töchterheim auch vorbei.

War das eine Art Internat?

Ja. Es war weniger eine Schule. Damals war Winterzeit, es war mehr für Sport, z. B. Skifahren.

Ein Töchterheim, das ist ja ganz was Vornehmes.

Ja, meinem Vater ging es gut, vor Hitler. Aber das war dann alles futsch.

Und dann hat Ihre Mutter Sie zurückgeholt, und da saßen Sie erst mal in Leipzig.

Ich war zu Hause und habe nichts gemacht. Dann habe ich mir das mit dem Fotografieren überlegt.

Ihre Eltern haben nicht gesagt, „du studierst das und jenes“ oder „du wirst Lehrerin“, sie haben Sie nicht gedrängt?

Nein, zu nichts. Vor dem Studium habe ich eine Berufsschule in Leipzig besucht, habe Buchhaltung, Schreibmaschine, Stenographie und solche Sachen gelernt.

Wie lange waren Sie dann an der Universität?

Nicht sehr lange. Ungefähr ein Jahr. Es hat mich interessiert, mal ein bißchen tiefer reinzugucken. Aber ging ja nicht. Was mir jetzt einfällt, meine verstorbene Freundin Helga ist sogenannte „Arierin“ gewesen. Sie ist mit mir zusammen auf die Universität gegangen. Da hieß es immer, „die Juden müssen hinten in der Reihe sitzen“, und die anderen sind schön vorne hingekommen. Und wenn die Juden was gefragt haben, haben sie keine Antwort gekriegt. Mich hatten sie noch nicht in die hinterste Reihe gegeben, noch nicht, weil ich sogenannte „Halbarierin“ war. „Halbjüdin“. Aber da bin ich mit nach hinten gegangen.

Sie sind freiwillig nach hinten gegangen?

Ja. Und meine Freundin Helga ist mit nach hinten gegangen.

Gab es viel Solidarität mit Ihnen?

Nein, nein. Nein, ich hatte zum Beispiel eine Freundin, wir haben uns immer viel unterhalten. Und plötzlich kam Hitler, sie war immer für Hitler. Und ich natürlich nicht. Und dann, wie das durchkam, wollte sie nichts mehr von mir wissen. Da habe ich gedacht, soll sie es bleiben lassen. War nichts zu machen. Ich habe mich auch nicht weiter bemüht. Denn wenn jemand wegen Hitler nicht will, kommt das für mich nicht in Frage. Und dann habe ich sie einmal unterwegs mit ihrem Freund, ihrem Verlobten, getroffen, und da ist sie stehen geblieben, ist auf mich zu. Davor hatten wir uns nicht mehr angeguckt, ich habe sie nie gegrüßt. Da ist sie stehen geblieben und wollte mit mir sprechen. Und da sagte ich: „Ich habe nichts mit dir zu sprechen.“ Da hat sie sich

entschuldigt, ihr Verlobter hätte gesagt, er würde die Verlobung zurückziehen, wenn sie sich nicht mit mir aussöhnte; das wäre ein Wahnsinn, mit mir böse zu sein, weil ich jüdischer Abstammung bin. Da hat er sie also gezwungen, wieder freundlich zu mir zu werden. Es gab auch solche Menschen.

Der Verlobte war gegen Hitler?

Er war kein Jude, aber er war gegen Hitler.

Sind Sie dann weiterhin Freundinnen gewesen?

Na ja, das wurde nicht mehr so, wie es vorher war. Wir sind noch zusammengekommen, haben dann auch wieder gesprochen, weil er mich so gebeten hatte, aber nicht so wie es mal war. Da bleibt ein Mißtrauen.

Hatten Sie später wieder Kontakt mit diesen Freundinnen, mit der Helga und der anderen?

Mit der Helga ja. Ich habe sie besucht. Sie wohnte nicht mehr in Leipzig.

Sind Sie noch mal nach Leipzig gefahren?

Man hätte mir hier Schwierigkeiten gemacht, wenn ich nach Ostdeutschland gereist wäre. Denn als ich reisen konnte, war ich schon Brasilianerin, und sie hätten mir die Reise in meinen Paß eingetragen, das hatte man mir damals warnend gesagt. Deshalb bin ich nicht rüber. Sehr schade. Und jetzt kann ich nicht mehr fahren, weil ich krank bin. Jetzt, wo es möglich wäre.

Sie hatten erzählt, daß sie zu Ihrem Vater gestanden haben, und Ihre Mutter auch. Hatten Sie ein gutes Verhältnis zu Ihrem Vater?

Sehr gut.

Und Ihre Eltern haben sich auch gut verstanden? Sie hätten sich nicht getrennt?

„Nem por nada“ (um nichts in der Welt).

War dann auch klar, daß Ihre Mutter sagt, wir wandern aus?

Claro. Sie hat sogar meinem Vater vorgeschlagen, Jüdin zu werden, wenn er Wert darauf lege, aber das wollte er nicht. Er sagte, das sei nicht nötig. Mein Vater war bewußter Jude, aber nicht religiös.

Sie sind also in die Synagoge gegangen und haben die Feste gefeiert?

Wir sind ab und zu in die Synagoge gegangen und haben Feste gefeiert. Aber nicht so strikt.

Gab es denn in Leipzig viele Juden?

Ja. Da gab es eine große Gemeinde, ich weiß nicht wieviele. Wir hatten viele Bekannte aus der Jüdischen Gemeinde, ich war außerdem im jüdischen Sportklub. Ich habe Handball gespielt.

Wie war die Ankunft in Rio? Erzählen Sie mir doch davon.

Der Freund meines Vaters hat uns erwartet, er hatte uns vorher eine Wohnung besorgt. Zuerst waren wir in einer Pension in Leme (Stadtteil in Rio), wo meine Eltern ein Zimmer hatten. Früher hatten die alten Häuser neben dem Eingang einen Korridor, durch den man in die Wohnung kam. Ich hatte in dem Korridor ein Bett aufgestellt gekriegt. Ich hatte also kein Zimmer. Da mußten alle vorbei. Nachts nicht. Von da aus sind wir dann in das Haus von einem gezogen, das war auch interessant, einem deutschen Piloten von der Lufthansa, oder was weiß ich, wie die Kompagnie damals hieß, vielleicht gab es Lufthansa noch nicht, „não sei“ (ich weiß nicht). Der hatte ein Haus in Ipanema (Stadtteil in Rio) und hat uns Zimmer vermietet. Der Pilot blieb aber wohnen, der war mit im Haus.

War das ein Nazi?

Não (nein), er war kein Nazi. Es gab auch solche. Da haben wir eine Zeit gelebt. In Ipanema hat mein Vater ein Radiogeschäft von einem Juden übernommen, der das Geschäft als solches, mit Radios und allem, vermietet hat. Mein Vater hat das Geschäft geführt.

Haben Sie auch in dem Geschäft mitgearbeitet?

Nein, ich habe eine Stellung gesucht. Als erstes war ich bei dem holländischen Konsul als Kinderfräulein engagiert. Da bin ich aber weggegangen, weil irgend etwas gefährlich war. Da haben meine Eltern gesagt, da kannst du nicht mehr bleiben. Mit dem Kind war irgend etwas. Es war so frech.

Dann habe ich mich in einem deutschen Geschäft gemeldet, wie hieß denn dieses deutsche Geschäft auf der Avenida (große Straße), die hatten so medizinische Apparate. Es war ein ziemlich bekanntes Geschäft, die haben eine Angestellte gesucht, die deutsch spricht. Da mußte man sich schriftlich melden. Aber handschriftlich. Und die haben die Handschrift prüfen lassen, und wenn sie interessiert waren, haben sie einen

gerufen. Mich haben sie wegen meiner Schrift gerufen. Die haben eine graphologische Untersuchung machen lassen! Ich sollte hinkommen, „para tratar do emprego“ (um über die Einstellung zu sprechen). Da bin ich hingegangen, sie haben verschiedene Sachen gefragt und es war alles okay. Und dann haben sie gefragt: „Ach, sagen Sie, was haben Sie für eine Religion? Sind Sie jüdisch?“ Da habe ich gesagt: „Ich bin jüdisch.“ Ich bin immer als Jüdin durchgegangen. Da sagten sie: „Das kommt nicht in Frage.“ Da habe ich noch gedacht: „Dazu komme ich nach Brasilien. Daß ich das in Brasilien erleben muß. Dazu wandle ich aus.“ Es war schwer, eine Stellung zu finden.

Und ich habe die Sprache noch nicht gekannt. Ich habe das erste Vierteljahr geweint und habe immer gesagt, „nie in meinem Leben lerne ich die Sprache.“ Und plötzlich ist irgendeine Barriere gerissen. Nach einem Jahr habe ich ungefähr so gesprochen wie jetzt. Aber erst wollte diese Sprache nicht in meinen Kopf. Ganz kurze Zeit habe ich mit meinem Vater eine Stunde in der Woche Unterricht gehabt, dann nicht mehr, weil wir kein Geld hatten. So habe ich nur vom Hören gelernt. Mein Vater hat es sehr schnell gelernt, der konnte Französisch und Latein, er hat furchtbar schnell Portugiesisch gelernt. Auch schriftlich, alles, phantastisch. Und ich habe immer hintenan gestanden.

Und Ihre Mutter?

Meiner Mutter fiel es auch schwer. Ohne Unterricht, ohne die Grammatik ist es sehr schwer.

Hatten Sie Kontakte zu anderen jüdischen Immigrantinnen und Immigranten?

In die Pension, die wir später hatten, kamen nur Juden.

Haben sich die Jüdinnen und Juden viel untereinander geholfen?

Ja, sie haben immer zusammengehalten.

Und was hatten Sie zunächst für eine Stellung in Rio?

Gar keine, eigentlich, immer nur so kurze. Dann sind wir nach Nova Friburgo (eine kleine Stadt im Bundesstaat Rio, in den Bergen gelegen und daher etwas kühler, Anm. der Autorin) gegangen, weil wir aus dem Klima von Rio raus mußten; es war schädlich für meine Mutter, sie wurde in Rio sehr krank. Einige Kilometer außerhalb von Nova Friburgo hat mein Vater von dem restlichen Geld ein *sítio* gekauft.

Darauf bauten wir eine Pension, eine Hotelpension. Ich habe in der Pension lange, fünfzehn Jahre lang, mitgearbeitet. Meine besten Jahre bin ich da versauert. Es war ganz primitiv, ganz einfach. Ich bin immer mal nach Rio gefahren und habe Ärzte gefragt, ob sie nicht interessiert seien, ihren Rekonvaleszenten ein *sítio* mit gutem Klima zu empfehlen. Und da sind die Leute gekommen, weil es billig war. Es waren sehr viel Juden. Die, die kamen, waren krank von dem Klima oder von der ganzen Vergangenheit und Verfolgung.

Haben Sie auch Krankenpflege gemacht?

Não, es war nur Pension. Betten und Essen.

Haben Sie diese Arbeit gerne gemacht?

Nicht sehr gerne. Meine Mutter hat gekocht. Mein Vater hat geholfen, der hat die schriftlichen Sachen gemacht, hat beim Bedienen am Tisch mitgeholfen. Ich habe bedient und auch gekocht. Dann wurde meine Mutter in Nova Friburgo sehr krank, und da mußte ich, ob ich wollte oder nicht, kochen. Ich hatte keine Ahnung. Da bin ich in die Küche und habe gekocht. Und danach sagten alle, ich sollte weiter kochen.

Haben Sie koscheres Essen gekocht?

Nein, die Jüdinnen und Juden, die kamen, waren nicht so orthodox.

Was haben Sie gekocht? Wie hier üblich, Reis und Bohnen?

Ganz normal, nein, mehr deutsch. Knödel, Sauerkraut und Braten, alles mögliche. Sehr viel Nachtische, sehr viel Aufläufe, die habe ich gemacht, die Nachtische habe alle ich gemacht.

*Gab es auf dem *sítio* auch Landwirtschaft?*

Fast nicht. Sehr wenig. Wir hatten nur Hühner und sehr viel Land.

*Hatten Ihre Eltern das *sítio* bis zum Schluß?*

Nein. Wir haben es dann verpachtet und sind in die Stadt nach Friburgo gezogen. Ich habe in Rio gewohnt und als Sekretärin bei Mercedes-Benz gearbeitet.

Dann kam mein Vater zu mir nach Rio und ist dort gestorben. Ich weiß nicht, was ich dann gemacht habe, ich denke, ich habe immer noch als Sekretärin gearbeitet. Und meine Mutter blieb in Friburgo. Dann fing das mit Petrópolis (Städtchen in den Bergen bei Rio) an.

Wie haben Sie Ihre Freundin, mit der Sie die Firma in Petrópolis gegründet haben, kennengelernt?

Ich war in Rio, weil ich Zahnschmerzen hatte. Man hatte mir einen Zahnarzt, der dort schwarz arbeitete, empfohlen. Die Frau von ihm war seine Zahnarthelferin in der Praxis. Und ich habe nicht gewußt, daß es die Frau ist, ich habe gedacht, das ist eine Angestellte. Sie war sehr nett zu mir, hat mir immer die Hand gehalten, wenn es weh getan hat. Wir haben uns befreundet, und ich erzählte von unserem Hotel in Friburgo. Dann kam sie mit ihrem Mann in den Ferien zu uns ins Hotel. Dann waren wir jahrelang sehr befreundet, ich war hier in Rio zu Gast, sie war in Friburgo bei uns zu Gast. Dann kam die Cousine von dieser Zahnarthelferin mit ihrer Mutter zu ihr. Die Cousine war acht Jahre in Bolivien gewesen, und ihre Mutter wurde zu uns zur Erholung in das bessere Klima raufgegeben. Es war sehr heiß unten in Rio. Die Tochter hat ihre Mutter öfters besucht. Als die Mutter wieder gesund war, blieb die Tochter bei uns, sie hat bei uns gekocht, und so haben wir uns befreundet. Dann ist sie nach Petrópolis gezogen und hat mit der Schokolade angefangen.

Warum Petrópolis?

Sie mochte das Klima in Rio nicht. Dann bin ich auch nach Petrópolis gezogen und habe mitgearbeitet. Das war 1952.

Wie war die Geschichte von ihr? Warum war sie in Bolivien gewesen?

Sie war auch Jüdin, ist ausgewandert. Sie kam aus Westfalen. Sie war verheiratet, war dann geschieden und ist alleine nach Bolivien ausgewandert und hat dort Krawatten gemacht. Sie hat ihre Eltern kommen lassen, der Vater ist dann in Bolivien, in La Paz gestorben.

Was hatte sie in Deutschland gemacht?

Sie hatte ein eigenes Geschäft. Das hat man ihr weggenommen, das ganze Gebäude hat man ihr weggenommen. Es war ein Geschäft mit Kurzwaren und auch Hüten. Sie hatte alles verloren, aber mich wundert, daß sie nicht viel Wiedergutmachung gekriegt hat.

War ihr Mann auch Jude?

Ja, der ist nach Amerika ausgewandert und wollte sie trotz der Scheidung mitnehmen. Sie wollte aber nicht. Dann ist sie nach Bolivien gegangen, ganz alleine, da hatte sie niemand.

Wie hatte sie ihr Visum gekriegt?

Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Kam sie etwa zur gleichen Zeit nach Bolivien wie Sie nach Brasilien?

Ungefähr. Ein bißchen später. Sie hat diese *Kristallnacht* noch mitgemacht. Sie war über zwanzig und hat ganz alleine angefangen, Kravatten zu machen.

Und wie kam es, daß sie nach Brasilien kam?

Durch die Cousine in Rio, diese Zahnarthelferin, sie waren ja verwandt. Sie haben sie angefordert. Weil sie die Höhe von La Paz nicht mehr vertragen hat, das liegt doch so hoch. Sie war acht Jahre dort gewesen, und das ging aufs Herz. Da mußte sie raus. Man hat dort keine Ruhe gekriegt.

So habe ich mich mit dieser meiner Freundin zusammengetan und wir fingen an, Schokolade zu machen. Zuerst arbeiteten wir im „apartamento“ (Wohnung). Meine Freundin hat die Schokolade gemacht, und ich bin runter nach Rio gefahren und habe sie dort verkauft. Wir mieteten – in kurzen Worten erzählt – ein altes Haus, weil wir in unsrem „apartamento“ nicht mehr arbeiten durften, es war nicht mehr erlaubt. So begann die Zeit der Schokolade im größeren Stil. Wir arbeiteten wahnsinnig viel, manchmal schlief ich kaum.

Unsere Schokolade wurde sehr hoch gelobt. Wieder ein paar Jahre drauf nahmen wir in der Hauptstraße von Petrópolis, in der Rua do Imperador, einen Laden. „No fundo“, also im hinteren Teil des Hauses, fabrizierten wir Schokolade, vorne war der Verkaufsladen. Dann begann ich, das war mein Ressort, „confeitaria“ (Konfekt) zu machen. Ich probierte jedes Rezept aus, ließ mir sogar aus der Schweiz berühmte Bücher kommen. Die Rezepte probierte ich und änderte sie nach meinem Geschmack. Ein Teil der Sachen, die wir im Geschäft verkauften, habe ich erfunden. Dann machten wir Schokolade „atacado“ (für den Großhandel), und unsere Schokolade wurde in Brasilien und im Ausland sehr berühmt. Sie war als die Beste von Brasilien bekannt.

Wie kam es, daß Ihre Freundin mit der Schokolade anfing, war das ein Zufall oder war das eine Begabung?

Ich glaube, es war mehr eine Begabung.

Welchen Namen hatte die Schokolade?

Chocolates Katz. Nach meiner Freundin, sie hieß Katz. Wir hatten Präsidenten als Kunden, fast sämtliche Minister, die hatten hier in

Petrópolis ihre Sommerwohnungen und kamen immer in den Laden. Wir haben die „doces“ und „salgados“ (Süßigkeiten und Salzgebäck) für große Gesellschaften und für Minister geliefert und wurden immer bekannter. Das ging sehr lange Jahre. Ich war mehrmals in Europa, das konnte ich mir dann leisten. Anfangs hatten wir gar kein Geld. Wir begannen die Firma Katz auf dem Papier. Man mußte bei einer Firmengründung Kapital angeben, aber das existierte nicht. Das hatten wir nur auf dem Papier angegeben. Das war unser Beginn, und dann haben wir uns ganz schön rausgemacht. Wir konnten sehr gut leben. Dieses Haus hier hatte ich erst gemietet, dann haben wir es gekauft. Wir sind sehr viel verreist, ein bis zwei Mal pro Jahr.

Sie können wahrscheinlich keine Schokolade mehr sehen, oder?

Doch. Die Schokolade ist heute noch gut.

Das ist was Seltenes, in Brasilien gute Schokolade.

Fast in ganz Brasilien, besonders aber in der näheren Umgebung habe ich sehr viel ausgeliefert. Sehr viel nach Rio, sehr viel nach Teresópolis, São Paulo, Belo Horizonte. Ich habe verschiedene Städte gehabt. Wir hatten, wie gesagt, die ganze „sociedade“ (Oberschicht) als Kunden. Wir hatten mal eine Kundin, die ist nach Paris gefahren, und da hat eine Freundin von ihr gesagt, „bring mir doch mal die beste Schokolade aus Frankreich mit.“ Und da ist sie wiedergekommen, hat ihr die Schokolade gegeben, und dann hat sie gesagt, ich muß jetzt zu „Dona“ (Frau) Ruth, ich muß ihr was erzählen. Als sie zu mir kam, sage ich, „was war denn?“ Sagt sie: „Ich komme in das größte Geschäft in Paris, ein ganz elegantes Geschäft, und will Schokolade für meine Freundin kaufen. Da habe ich gesagt, sie sollen mir was Besonderes raussuchen, „das geht nach Brasilien“. Da haben die gefragt, „wo kommen Sie denn her aus Brasilien“, da habe ich gesagt, „aus Petrópolis“. „Aus Petrópolis?“, fragte die Inhaberin von dem Laden. „Was wollen Sie denn, warum kaufen Sie denn Schokolade von mir, wenn Sie in Petrópolis Chocolates Katz haben?“ Das in Paris. Toll, nicht?

Dann kam mal eine aus Amerika mit einem Zettel von der Verpackung, mit der Adresse. Sie wußte, sie fährt demnächst nach Brasilien und hat sich das Papier aufgehoben. Sie kam mit dem Papierchen an, hat uns gesucht, hat uns gefunden und hat erklärt, ihr hätte die Schokolade so gut geschmeckt, daß sie unbedingt zu uns wollte. Wir sind

sehr bekannt geworden. Heute noch. Ich habe erst aufgehört, wie ich im Krankenhaus war. Im September letzten Jahres (1995).

Freundin Sophia: Wir waren in Recife (Stadt im Nordosten Brasiliens) in Urlaub, als sie ins Krankenhaus kam. Nach einer Woche wurde sie mit einem UTI-Flugzeug (Intensivstation) transportiert und blieb dann zwei Monate interniert. Sie hatte „embolia pulmonal“ (Lungenembolie) und Thrombose. Der Arzt sah keine Chance, der hatte sie schon aufgegeben.

Ruth Bucki: Dann ist Sophia, die Tag und Nacht bei mir war, eine Ärztin empfohlen worden, und die hat mich gerettet. Durch Apparate. Ich sollte ins UTI, aber ich wollte nicht ohne meine Freundin gehen, und dann hat die Ärztin die ganzen Apparate ins Zimmer gebracht. Meine Freundin hat auch da im Krankenhaus geschlafen. Ich bin jetzt wieder draußen, aber ich bin noch nicht ganz hundertprozentig gesund. Ich bin noch ganz kippelig im Gehen, ein bisschen wackelig. Aber es geht mir noch gut. Ich hätte nicht gedacht, daß ich so plötzlich so krank werde.

Tut es Ihnen leid, daß Sie nicht mehr arbeiten können?

Es tut mir sehr leid. Das war mein Leben. Ich habe das 44 Jahre gemacht.

Wann ist Frau Katz gestorben?

1987. Sie ist an Bronchitis und Lungenembolie gestorben, sie hat sehr viel gearbeitet.

Sie haben in diesem Haus zusammengelebt?

Das gehörte uns. Alles, was wir gekauft haben, haben wir zusammen gekauft.

Und Sie haben es dann von ihr geerbt?

Wir haben das Testament gegenseitig gemacht, so habe ich alles geerbt.

Wie alt war Ihre Freundin, als sie gestorben ist?

Achtundsiebzig.

Sie erzählten vorhin, daß Sie Ihr Geschäft wegen eines Brandes aufgeben mußten?

Freundin Sophia: Das Feuer war nicht im Geschäft, sondern oben, im oberen Stock.

Ruth Bucki: Der Brand entstand durch den Mieter, nicht durch uns. Und es ist alles kaputtgegangen. Da habe ich sehr viel Geld verloren, dadurch, daß nichts mehr reinkam. Und durch meine Krankheit habe ich auch sehr viel Geld verloren. Da habe ich die Firma verkaufen müssen. Die Leute waren immer sehr interessiert, mir die Firma abzu kaufen, schon als ich noch gearbeitet habe. Das wollte ich nie. Jetzt war es „força maior“ (höhere Macht). Ich habe es verkauft, nicht gerade sehr günstig, aber was soll's, es war força maior. Und jetzt existiert Chocolates Katz weiter in Petrópolis, aber nicht am selben Ort, an einer Seitenstraße. Es ist ein sehr schöner Laden! Sie haben meine ganzen „funcionários“ (Angestellten), meine ganze „turma“ (Gruppe), übernommen. Es geht genauso weiter. Auch für die Abteilung „Confeitaria“, für die Abteilung „Chocolates“, hat er die ganze turma übernommen, es geht beides weiter. Ich habe leider nichts mehr zu tun, das ist sehr bitter.

Freundin Sophia: Du hast genug gearbeitet.

Ruth Bucki: Ich habe viel gearbeitet.

Haben Sie kein Hobby?

Ich habe kein Hobby, ich habe zuviel gearbeitet.

Wie alt sind Sie jetzt?

Achtzig.

(Zur Freundin:) Wie alt sind Sie?

Freundin Sophia: Einundsiebzig.

Als Ihre Eltern gestorben sind, haben Sie dann auch noch versucht, mit anderen Verwandten, die in irgendwelchen anderen Ländern leben, Kontakt aufzunehmen?

Ich habe zu den Verwandten, verteilt in aller Welt, keinerlei Kontakt. Wir sind ganz auseinander.

Hat das Gründe?

Das hat keine Gründe. Nur, keiner weiß, wo wer ist. Ich weiß nur, Südamerika, Johannesburg, einer war in Griechenland, mit dem hatten wir mal Verbindung. Ich weiß nicht wieso. Der ist auch gestorben. Aber sonst, keinerlei Verbindung. Ich habe keine Ahnung, wo sie sind.

Mein Onkel, mit dem hatten wir mal Verbindung, der ist in New York. Das ist ein sehr berühmter Mann gewesen. Der hieß Bucki wie ich. Röntgenologe. Der steht im „dicionário“ (Lexikon). Der war ein Freund von Einstein und hat diese Röntgentische erfunden, den Bucki-Tisch, und auch die Röntgenplatten zum Drunterschieben. Mein Onkel war schon in Amerika, dann ist er vom Virchow-Krankenhaus in Berlin als Direktor gerufen worden, daher ist er zurück nach Berlin. Und dann ist er wieder zurück nach Amerika, mit den Hitlers wurde es ihm zu blöd. Als ich in Amerika war, da war er leider schon tot. Er hat einen Sohn, aber mit dem habe ich keinerlei Kontakt.

Wie ist das mit der jüdischen Gemeinde in Rio, haben Sie da Kontakt?

Nein, aber durch das Hotel in Nova Friburgo habe ich heute noch sehr viele Freunde. Wir hatten dort einen Pingpong Tisch, und die Gäste haben immer gewartet, bis ich abgewaschen hatte. So habe ich sie alle kennengelernt und mich befreundet und immer wieder Freunde privat besucht. Durch das Hotel habe ich eigentlich meine ganzen Freundschaften gekriegt. Sonst hätte ich ja niemanden kennengelernt. Ich habe daran gedacht zu heiraten, ich war ein paar Mal nah dran, bin aber dann wieder zurückgetreten. Ich konnte mich nicht entschließen. Ich war zu selbständig. Ich bin eine Frau, die ganz auf sich alleine angewiesen ist. Ich war verlobt, aber ich habe es wieder auseinandergehen lassen.

War das ein Brasilianer?

Nein, ein deutscher Jude, den ich im Hotel kennengelernt hatte. Der ist schon gestorben. Jetzt wäre ich Witwe.

Und wie haben Sie Ihre jetzige Freundin kennengelernt?

Sophia kenne ich schon seit einundzwanzig Jahren. Wir haben für meine Mutter eine Person gesucht, denn meine Mutter wurde 95 Jahre. Ich war den ganzen Tag arbeiten und wollte meine Mutter nicht alleine lassen. Da habe ich jemanden gesucht, der deutsch spricht als „acompanhante“ (Begleitung). Ich setzte eine Annonce in die Zeitung, und da hat Sophia sich gemeldet.

Daraufhin ist sie zu Ihrer Mutter gezogen?

Ja, sie ist hier heraufgezogen. Und jetzt sind wir sehr befreundet, es ist mit ihr Haus. Ich bin sehr mit ihren Kindern verbunden, mit den

ganzen Enkeln, wir verstehen uns alle sehr gut. Sie sind meine Familie. Wir leben jetzt zusammen.

Hatten Sie andere Bekannte in Friburgo?

Nein, Friburgo hatte keine jüdische Gemeinde und nichts, und die Deutschen waren mir zu verdächtig. Da hatte ich den Verdacht, daß sie alle Nazis waren.

Und mit brasilianischen Leuten hatten Sie gar nicht soviel Kontakt?

Nein, ich war zwei Kilometer von der Stadt entfernt auf dem Land, ich hatte keine Verbindungen. Ich war sehr einsam, sehr, sehr einsam.

Das glaube ich, keine Geschwister ...

Ich habe eine Halbschwester in Deutschland. Und zwar ist sie von der ersten Ehe meines Vaters. Die Mutter war sogenannte „Arierin“. Mit der habe ich noch Verbindung. Sie mußte nicht weggehen.

Haben Sie Ihre Schwester später mal besucht?

Ja, ein paarmal, sie lebt in Bad Homburg.

Wie ist denn Ihr Verhältnis zu Deutschland, haben Sie Schwierigkeiten gehabt, noch mal hinzufahren?

Ich wollte nicht mehr hin. Ich hatte eine Aversion gegen Deutschland. Aber durch meine Schwester bin ich doch hingekommen.

Und wie war das?

Ganz normal. Ich bin dann sehr viel durch Deutschland gereist, ich bin aber nicht nur dort gewesen, ich war in England, in ganz Europa. Mit meiner Freundin zusammen, mit der von der Schokolade. Ich bin nie alleine gefahren.

Wie war Ihr Verhältnis zu den Deutschen nach dem Krieg?

Sie haben sich mir gegenüber sehr freundlich gezeigt. Aber ich habe gewußt, daß ihre Einstellung früher mal eine andere war, so daß ich mich zurückgezogen habe.

Fiel Ihnen das schwer, sich in eine ganz neue Kultur einzuleben, in die brasilianische Kultur?

Klar. Aber jetzt bin ich mehr Brasilianerin als Deutsche. Und das ganz gerne. Ich würde nicht wieder zurück wollen.

Haben Sie mal überlegt zurückzugehen?

Doch, ich dachte darüber nach, aber ich wollte nicht. Ich lebe doch viel länger in Brasilien, als ich je in Deutschland gelebt habe.

Jetzt habe ich noch eine Frage. Als hier in Brasilien 1964 der Militärputsch war, das hat Sie doch sicher an den Faschismus erinnert, oder?

Das war furchtbar. Ich bin einmal zu dieser Zeit auf der Avenida Atlantica (Prachtstraße am Meer in Rio) gelaufen und da kam plötzlich eine Gruppe anmarschiert, da habe ich gedacht, das sind lauter Nazis, es waren richtige Hitlerleute. Wie hießen denn diese mit den Hemden, die so an die Nazisten erinnern? Die Grünhemden oder Braunhemden haben sie die genannt. Integralisten! Integralisten hießen die. Da dachte ich, also dafür bin ich in Brasilien, das war wieder so ein Fall.

Was haben Sie von dem Militärputsch mitbekommen?

Ich habe nur ein paar Schüsse gehört, sonst habe ich nicht viel gemerkt.

Hat sich nichts für Sie geändert? Hat Ihnen die beginnende Militärdiktatur keine Angst gemacht?

Doch, schon. Aber *Getúlio Vargas*, der Präsident war, als wir ankamen, war ja auch ein Diktator. Schrecklich fand ich das. *Getúlio Vargas* war Hitlerfreund, war antijüdisch, war Antisemit.

Und Sie sind trotzdem in Brasilien geblieben?

Ja, wo sollte ich denn hin, wo sollten wir denn hin? Wir hatten ja keine Wahl.

Waren Sie dann erleichtert, als Getúlio Vargas in den Krieg gegen Deutschland eintrat, also zu den Alliierten kam?

Schon, aber da habe ich mir nicht viel Gedanken gemacht. Da hat man gedacht, „jetzt sind sie auf der richtigen Seite“.

Als hier die Militärdiktatur war und die Verfolgung von Linken und von allen möglichen Leuten, haben Sie das mitbekommen?

Da merkte man nicht viel von. Militäraufmärsche gab es viele. Ich war einmal bei einer Freundin in Laranjeiras (Stadtteil von Rio), saß in der „bonde“ (Straßenbahn), da gab es die noch, und wir mußten zwischen Panzern, die da aufgestellt standen, durchfahren. Das Militär hatte alles besetzt. Das war sehr gefährlich.

Wenn Sie sich hätten entscheiden können, hätten Sie Brasilien gewählt?

So wie ich es heute sehe, würde ich Brasilien wählen. Mir gefällt es hier. Ich schimpfe manchmal und denke, es ist nichts, aber ich fühle mich auch in Deutschland nicht mehr so wohl. Deshalb kann ich schwer sagen, was ich wählen würde. Wenn mir einer damals gesagt hätte, „Du kommst mal nach Brasilien“, hätte ich den für verrückt erklärt. Ich bin ja nie viel gereist. Damals gab es das nicht, daß man in der Weltgeschichte herumreiste, dazu gehörte ja wahnsinnig viel Geld. So viel Geld hatte mein Vater nicht, daß wir in Europa überall rumreisen konnten.

Wo haben Sie denn als Kind Urlaub gemacht?

In der Tschechoslowakei. In Marienbad hat meine Mutter Abmagerungskuren gemacht. Wir waren im Harz, an der Nordsee und an der Ostsee. Das war unser Urlaub. Weiter weg nie. Ich wußte gar nicht, wo Brasilien war. Und dann habe ich in der Schule eine Schulkameradin gehabt, die kam aus Afrika. Die haben wir angeschaut wie ein Weltwunder. Das war für uns ganz toll. Und jetzt bin ich in Brasilien. Ich finde, Brasilien hat mehr gute als schlechte Seiten.



Anita Prestes, 1996

Anita Leocádia Prestes, geb. im November 1936 in Berlin

Anita Prestes ist die Tochter von Olga Benario und Luís Carlos Prestes. Olga Benario war deutsche kommunistische Revolutionärin, die im Anschluß an eine Gefangenenbefreiung in Berlin in die Sowjetunion ins Exil ging. Dort wurde sie geschult und mit einem Genossen, Prestes, in den sie sich später verliebte, nach Brasilien geschickt, um dort eine Revolution vorzubereiten. Diese scheiterte 1935. Olga wurde 1936 in Brasilien festgenommen und zusammen mit einer Genossin, Elise Ewert, von Getúlio Vargas an Hitler-Deutschland ausgeliefert. Sie war zu diesem Zeitpunkt hochschwanger. Olga brachte Anita im Berliner Frauengefängnis Barnimstraße zur Welt. Anfang 1938 wurde ihr Anita abgenommen und vor den Gefängnismauern an die Großmutter Leocádia und ihre Tante Lígia übergeben. Olga und Elise kamen 1938 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Elise Ewert starb, geschwächt von den Folterungen in Brasilien, in Ravensbrück. Olga wurde 1942 mit einer Gruppe von weiblichen KZ-Häftlingen nach Bernburg deportiert und dort umgebracht.

Carlos Prestes heiratete nach seiner Freilassung 1945 in Brasilien und bekam mit seiner zweiten Frau, Maria Prestes, sieben Kinder. Anita lebt heute mit ihrer Tante Lígia Prestes, die sie großzog, in Rio de Janeiro. Lígia Prestes nahm am Interview teil.

Erinnern Sie sich an Ihre ersten Lebensjahre?

Ich erinnere mich weder an meine Mutter noch an Deutschland, das ich mit einem Jahr und zwei Monaten verließ. Ich wurde von der Gestapo in Berlin „abgeliefert“. Das war das Ende einer langen internationalen Kampagne zur Befreiung meines Vaters und anderer politischer Gefangener hier in Brasilien und meiner Mutter in Deutschland. Genau gesagt wurde ich freigelassen und meiner Großmutter und meiner Tante Lígia, die hier mit uns sitzt, übergeben. Das war im Januar 1938. Daran erinnere ich mich nicht, klar, denn ich war noch zu klein. Ich verbrachte mit den beiden eine Zeit in Frankreich, die Kampagne ging weiter, aber der Krieg kündigte sich an und Freunde rieten uns, nach Mexiko zu gehen. Mexiko war zu dieser Zeit ein demokratisches Land, General Lázaro Cárdenas war an der Macht und gewährte politisches Asyl. Mexiko war eines der Länder, in das die meisten politisch

verfolgten Deutschen vor dem Faschismus flüchteten. Es waren viele deutsche Kommunisten und Demokraten. Die Flüchtlinge aus dem Spanischen Bürgerkrieg, die Antifaschisten, alle diese Menschen gingen nach Mexiko.

Wir kamen in Mexiko Ende 1938 an, und da ich im November geboren bin, feierte ich meinen zweiten Geburtstag schon dort. Daran erinnere ich mich genausowenig wie an meine Mutter. Wir kamen zu dritt an, meine Großmutter, meine Tante und ich. Das heißt, meine ersten Erinnerungen habe ich an Mexiko, als ich drei, vier Jahre alt war. Alles davor weiß ich aus Erzählungen von Lígia, von anderen, oder habe ich gelesen. In Mexiko habe ich sieben Jahre gelebt, von zwei Jahren bis fast neun. Wir blieben bis 1945, bis es die Amnestie in Brasilien gab und mein Vater freigelassen wurde. Mein Vater und meine Mutter waren hier in Brasilien im März 1936 festgenommen worden. Olga wurde im September 1936 ausgeliefert. Mein Vater blieb bis April 1945, als in Brasilien die politischen Gefangenen freigelassen wurden, gefangen. Als er frei war, verbesserten sich die Bedingungen, und er ließ mich rufen. Meine Großmutter war 1943 in Mexiko gestorben. Lígia und ich sind dann im Oktober 1945 nach Brasilien zurückgekehrt. Zu diesem Zeitpunkt lernte ich meinen Vater kennen. Bis dahin hatte ich ihn nur über die Briefe gekannt. Das war auch der Zeitpunkt, als wir erfuhren, daß meine Mutter tot war. Bis dahin hatten wir vage Hoffnungen, daß sie noch am Leben sein könnte, denn nicht alle, die im Konzentrationslager in Deutschland waren, sind gestorben. Das war also etwa Mitte 1945, als meinem Vater über Freunde aus Deutschland bestätigt wurde, daß sie wirklich tot war, daß sie im Konzentrationslager Bernburg (Bernburg war zunächst kein Konzentrationslager, sondern eine sogenannte Euthanasiestation, in der geistig und körperlich Behinderte, aber auch andere umgebracht wurden, Anm. der Autorin) gestorben war. So lernte ich meinen Vater kennen und kam nach Brasilien. Das war die Zeit, in der er zum Senator gewählt wurde. Wir richteten hier in Rio ein Haus ein, damit wir ein etwas normales Leben führen konnten. Rio war damals die Hauptstadt der Republik. Mein Vater war zum Senator der Republik, für die Kommunistische Partei, gewählt worden; es war ein sehr prägender Moment. Die Kommunistische Partei hatte sich 1945 hier in Brasilien mit großer Popularität die Legalität erkämpft. Es war eine große Massenbewegung. Er kam hoch angesehen aus dem Gefängnis. Das hatte mit dem Sieg der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg zu tun. Auf der ganzen Welt hatten Kommunisten

großes Ansehen, genauso war es in Brasilien. So wählte die Partei im Dezember 1945 einen Senator und vierzehn Abgeordnete. Danach fanden Landeswahlen statt, und auch da wurden viele kommunistische Parlamentarier gewählt. Das führte dazu, daß in der Verfassungsgebenden Versammlung viele Kommunisten saßen, denn zuerst gab es Wahlen für die Verfassungsgebende Versammlung. Danach verwandelte sich diese Verfassungsgebende Versammlung in Senat und Abgeordnetenhaus. Mein Vater wurde also Senator, und wir bezogen ein Haus in der Nähe des Largo do Machado (großer zentraler Platz) hier in Rio, und ich ging endlich in die Schule. Damals war es übrigens eine bescheidene Gegend. Es war auch kein großartiges Haus, aber es war das, was wir uns zur Miete leisten konnten. Ich lebte dort viele Jahre. Mein Vater war jedoch nur kurze Zeit Senator. Die Partei wurde 1947 wieder verboten, und er ging wieder in den Untergrund. Es begann die Zeit des Kalten Krieges, mit massiver Verfolgung kommunistischer Leute. Am ersten Januar 1948 wurden allen parlamentarischen Kommunisten die Mandate abgenommen. Also tauchte mein Vater wieder unter, etwas davor schon, und blieb 10 Jahre in der Illegalität.

Hier in Brasilien?

Hier in Brasilien. Von 1948 bis 1958 blieb er in der totalen Klandestinität, er hatte nur mit sehr wenig Leuten Kontakt. In diesem Zeitraum ging ich nach Moskau, und Lígia begleitete mich. Die Kommunistenverfolgung in Brasilien war sehr heftig. Ich war zwölf oder dreizehn Jahre alt. Es hatte viele Drohungen und anonyme Briefe gegeben. Ich mußte die ganze Zeit in Begleitung ausgehen, denn ich war ein sehr bekanntes Mädchen. Es gab Zeiten, da ging ich mit zwei Sicherheitsbegleitern in die Schule. Es waren zwei Parteigenossen, denn die Partei hatte Angst, daß ich entführt würde. Ich wußte davon nichts, diese Details wurden mir nicht erzählt. Aber ich wußte, daß unsere Familie anonyme Briefe erhielt. In diesem Klima entschieden die Partei und mein Vater, daß es besser sei, wenn ich aus Brasilien verschwand. So ging ich zum Lernen nach Moskau, ich war vierzehn Jahre alt. Wir mußten Russisch lernen, meine Tante und ich. Es war für eine Heranwachsende wie mich schwierig, in einer fremden Stadt, einem fremden Land zu sein. Es war eine sehr krasse Veränderung, daran erinnere ich mich. So schloß ich das Gymnasium in der Sowjetunion ab und blieb sieben Jahre dort.

Wohnten Sie in einer brasilianischen Gemeinschaft?

Nein, in Moskau gab es sehr wenig Brasilianer. Wir waren Gäste des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der UdSSR. Wir wohnten in einem Haus, wo andere russische Familien wohnten. Wir lebten ganz normal wie alle anderen auch, ich ging in eine ganz normale sowjetische Schule. Als ich die Schule beendete, konnte ich sogar besser Russisch als Portugiesisch. Als ich nach Brasilien zurückkam, hatte ich Schwierigkeiten zu sprechen, es war die fehlende Übung. Aber ich habe es schnell wieder gelernt.

Warum diese Rückkehr?

Einmal, weil sich die Situation in Brasilien sehr verbessert hatte. Juscelino Kubitschek war 1956 gewählt worden (mit Unterstützung der Kommunisten, er amtierte bis 1961, Anm. der Autorin), es kam zu einer politischen Öffnung. Es gab die Perspektive, daß die Partei wieder legal werden könnte.

Ligia: Aber ursprünglich, noch in Moskau, nachdem du beschlossen hattest, wieder nach Brasilien zurückzukehren, gingen wir davon aus, zunächst in den Untergrund gehen zu müssen. Denn von der Verbesserung der Situation hatten wir nicht gewußt. Anita hatte die Schule in Moskau beendet und hätte zur Universität gehen können. Sie hatte die Goldmedaille beim Schulabschluß bekommen und hätte keine Eingangsprüfungen machen müssen. Aber sie beschloß, nach Brasilien zurückzukehren, um im Untergrund zu arbeiten. Ich wäre mit ihr gemeinsam in den Untergrund gegangen.

Anita: Mein Vater fand auch, daß es Zeit wurde zurückzukehren. Klar, ich hätte in Moskau bleiben und studieren können. Aber ich wollte zurück, um hier zu kämpfen, um mich hier in Brasilien zu engagieren.

Ligia: Als wir ankamen, hatten wir die Überraschung, daß sich die Situation verbessert hatte und alles einfacher geworden war.

Anita: Daraufhin war es wirklich nicht mehr nötig, in den Untergrund zu gehen. Als ich ankam, nahm ich gleich an der Kampagne zur Rücknahme des Haftbefehls gegen meinen Vater teil. Er und alle aus dem Präsidium der Partei waren wegen den drohenden Verhaftungen in den Untergrund gegangen. Wenn sie aufgetaucht wären, wären sie festgenommen worden. Weil eben alles einfacher war, konnte diese große Kampagne gegen die Haftbefehle durchgeführt werden. Ich nahm als Tochter von Prestes teil, die ihren Vater seit zehn Jahren

nicht mehr gesehen hatte. Das war einer der Begleitumstände, der half, daß die öffentliche Meinung für das Thema sensibilisiert wurde. Wir waren im November 1957 zurückgekommen und im März 1958 wurden die Haftbefehle aufgehoben. Mein Vater konnte zum legalen Leben zurückkehren, die Kommunistische Partei wurde zwar nicht legalisiert, konnte aber legal arbeiten. Ich ging zur Universität und wirkte bei der kommunistischen Jugendbewegung mit. Das war der Zeitpunkt, wo ich in die Partei eintrat, vorher war ich nicht Mitglied der Partei gewesen.

Ich studierte Chemie an der Universidade do Brasil, heute heißt sie Landesuniversität von Rio de Janeiro, an der Praia Vermelha (übersetzt „Roter Strand“, ein kleiner Strand in Rio unterhalb des Zuckerhuts), kennen Sie die Praia Vermelha? Ich absolvierte das ganze Studium. Nur ist ein Detail wichtig: Meinen Abschluß machte ich 1964, dem Jahr des Militärputsches. Ich hatte in den letzten zwei Studienjahren ein Praktikum in der Gummifabrik der Petrobras (bras. staatl., heute privatisierter Erdölkonzern) gemacht, in Duque de Caxias, einer Stadt nahe bei Rio. Diese Fabrik gibt es immer noch.

Ich hatte also eine sehr klare Vorstellung, was ich nach dem Studium machen würde. Ich hatte mich auf industrielle Chemie spezialisiert und wollte in der Kautschukindustrie arbeiten, denn das war etwas, was mich sehr interessierte und mir sehr gut gefiel. Aber mit dem Militärputsch ging alles den Bach runter. Alle sogenannten Subversiven, Linken, Kommunisten wurden aus der Petrobras rausgeschmissen. Ich hatte nicht die kleinste Chance zu bleiben, ich war eine sehr bekannte Person. Allein der Name „Prestes“ sagte schon alles. Danach bekam ich keine Stelle mehr. Die chemische Industrie war in den Händen der Multinationalen. Heute ist sie das noch mehr als früher. Ich weiß noch, daß ich einiges versuchte, aber es war unmöglich. Angesichts dessen konnte ich durch die Hilfe eines Professors ein Stipendium für die Postgraduierung, für meinen „mestrado“ (entsprach damals einer Promotion) bekommen. Das war nicht einfach, die Verfolgung war zu dieser Zeit sehr ernst. Dieses Stipendium lief zwei Jahre, und wir konnten damit leben. Gegen Ende des „mestrado“-Kurses wurde die Situation immer schlimmer, die Verfolgung in Brasilien nahm zu, ich war im IPM. Wissen Sie, was das IPM¹ ist? Das waren Prozesse, die angestrengt wurden; in einen war ich verwickelt und sollte Aussagen machen; die Polizei klopfte also von neuem bei uns zu Hause an und der

Druck durch die Polizei nahm sehr zu. Deswegen wurde mir sogar von den Genossinnen und Genossen der Partei wieder geraten, für eine Zeit aus dem Land zu gehen. So ging ich wieder nach Moskau und studierte dort zwei Jahre politische Ökonomie. 1968 kam ich zurück nach Brasilien und kurz darauf wurde das AI 5 verabschiedet, der „Institutionelle Akt Nummer 5“², was eine noch größere Repression bedeutete. Das war eine sehr ernste Situation, und ich ging wieder in den Untergrund. Ich arbeitete für die Partei in São Paulo in der Illegalität.

Und Ihr Vater?

Mein Vater war seit 1964 im Untergrund. Hauptsächlich hier in Rio. Er verließ Brasilien erst 1971, als er in die Sowjetunion ging. Ich blieb hier bis 1973 in der Illegalität. Aber dann wurde diese „Umzingelung“ sehr ernst. Es bestand nicht nur das Risiko, gefangengenommen zu werden, sondern auch gefoltert und ermordet zu werden. Die Situation war 1971 und 1972 sehr brutal. Viele von den Leuten, die mit mir, oder mit der Parteiarbeit zu tun hatten, sind gefangengenommen worden. Es wurde ein Prozeß gegen mich eröffnet, um mich in Untersuchungshaft zu bringen.

Ohne daß jemand wußte, wo Sie sich aufhielten?

Sie wußten nicht den exakten Ort, wo ich war, aber ich wurde polizeilich gesucht, die Kontrolle wurde stärker. So verließ ich 1973 illegal das Land. Das war mir mit Hilfe der Partei gelungen, ich wurde zum Glück nicht erwischt. Ich wurde in Abwesenheit in einem offensichtlich politischen Prozeß verurteilt. Ich hatte die größte Haftstrafe erhalten, viereinhalb Jahre Gefängnis, obwohl es Leute aus der Parteiführung gab, die weit mehr Verantwortung getragen hatten als ich und trotzdem viel leichtere Strafen als ich erhielten.

Welche waren die Anklagepunkte?

Es waren alles erfundene Beschuldigungen. Ich wurde zur großen Anführerin von allem erklärt. Was nicht der Wahrheit entsprach. Es gab Führungsmitglieder der Partei, die verurteilt worden waren. Ich war nicht mal in der Parteizentrale gewesen, ich war nur im Präsidium der Partei des Bundeslandes Rio de Janeiro. Ich wurde zum Sündenbock. Ich hatte aber das Land verlassen, war wieder in die SU gegangen, und mein Vater war auch dort. Bei dieser Gelegenheit machte ich meinen Doktor in politischer Ökonomie. Denn es war in Moskau sehr schwer,

etwas zu studieren, das mit Brasilien zu tun hatte. Ich bevorzugte Geschichte, es gab aber dort keine Forschungsquellen dafür, also machte ich den Doktor in Ökonomie.

Und die Chemie?

Die Chemie war gestorben. Ich hatte keine Möglichkeit gehabt, in der Chemie zu arbeiten, und hatte mich schon zu sehr in die politische Arbeit eingemischt. Also ging ich eher in Richtung Politik und schrieb meine Doktorarbeit über die politische Ökonomie Brasiliens.

Ich blieb in der SU bis 1978, studierte, arbeitete politisch. 1978 ging ich nach Paris, denn es gab dort ein Amnestie-Komitee. Ich hatte schon in Brasilien an dem Komitee für Amnestie und Solidarität teilgenommen. Dann kam 1979 die Amnestie. So kehrten wir nach Brasilien zurück, mein Vater, ich, die Mehrzahl der Brasilianer und Brasilianerinnen, die im Exil waren. Es waren sehr viele Leute im Exil gewesen. Danach machte ich viel politische Arbeit gemeinsam mit meinem Vater. Ab 1982 beschloß ich, eine Doktorarbeit in Geschichte zu schreiben, denn das war das, was ich am meisten mochte. Ich schrieb über die „Kolonie Prestes“⁴³ eine Doktorarbeit, die ich 1989 zu Ende brachte. Es war gut, daß mein Vater das noch erleben konnte, er ist die Hauptperson in dieser Doktorarbeit. Es war schön, daß er da war, als ich die Arbeit verteidigte. Kurz darauf ist er gestorben.

Hat die Arbeit ihm gefallen?

Sie hat ihn sehr begeistert. Danach gelang es mir, eine Stelle an der Universität zu bekommen. Ich nahm an einer Ausschreibung teil, und heute bin ich Hochschullehrerin für Geschichte Brasiliens. Ich forsche heute noch über die Geschichte Brasiliens. Mein Buch, d. h. diese Promotion, wurde veröffentlicht. Ich habe danach auch einige weitere Bücher geschrieben. Sie handeln alle von der Geschichte Brasiliens von 1920 bis 1940.

Was hatte die Geschichte Ihrer Mutter für einen Einfluß auf Ihr Leben? Der Einfluß Ihres Vaters ist mir sehr klar geworden: Sie wurden Kommunistin, Sie gingen in die Partei. Was hatte das Leben Ihrer Mutter für einen Einfluß auf Sie?

Ich glaube, beide Einflüsse haben sich überschritten, sie sind nicht zu trennen. Wichtig war meine Erziehung durch meine Tante Lígia und meine Großmutter. Seit ich drei oder vier Jahre war, wußte ich, daß meine Eltern im Gefängnis waren, ich wußte das halt, soweit ein Kind

in diesem Alter so etwas überhaupt versteht. Mir wurde immer alles erzählt, sie haben nie etwas vor mir verschwiegen. Ich wußte, daß meine Mutter deutsche Kommunistin war, daß sie gefangen war, daß sie im Konzentrationslager war. Ich wußte, daß mein Vater in Brasilien im Gefängnis war. Wir korrespondierten, zwar unregelmäßig, aber beide, meine Tante und meine Großmutter, korrespondierten mit meinem Vater und meiner Mutter. Später hörte diese Korrespondenz auf, der letzte Brief, der von meiner Mutter kam, war von Ende 1941. Danach gab es keine Nachricht mehr von ihr. Die Unterbrechungen in der Korrespondenz mit meinem Vater waren auch sehr groß. Manchmal verbot die Polizei ihm zu schreiben, dann war er monatelang unter Bestrafung. Das war sicher einer der Gründe für den frühen Tod meiner Großmutter. Für Leocádia war gerade die Situation meines Vaters sehr schwer zu ertragen.

Schon von klein auf, also schon mit drei oder vier Jahren, wußte ich, daß die beiden Revolutionäre waren, daß sie kämpften, daß sie gefangen waren. Sie schrieben, schickten mir Briefe. Diese Briefe wurden vorgelesen. Das ging so bis ich sieben Jahre alt war. Mit sieben wurde ich in der spanischen Sprache alphabetisiert, und das erste, was ich tat, war meinem Vater einen Brief zu schreiben. Das waren aber nicht getrennte Einflüsse, die von meinem Vater und meiner Mutter. Ich kann nicht sagen, welcher größer war. Ich wuchs damit auf, ihre Geschichten kennenzulernen, ich bewunderte sie. Über meinen Vater wußte ich wahrscheinlich mehr, denn die Familie, in der ich aufwuchs, war eine brasilianische. Meine Großmutter und meine Tante wußten halt mehr über meinen Vater als über meine Mutter. Aber alles, was sie über meine Mutter wußten, wurde an mich weitergegeben. Ich wuchs auf, indem ich sie kennenlernte und sie mir zum Modell machte. Daher war da nichts, was ich unverhofft entdeckte. Ich erfuhr alles Stück für Stück, in der Zeit, in der ich heranwuchs.

Haben Sie von Angehörigen in Deutschland erfahren, sind Sie dort gewesen und konnten welche kennenlernen?

Die Familie meiner Mutter wollte mit mir nichts zu tun haben. Die Familie war sehr gegen Olga eingestellt. Sie wissen ja, daß Olga mit der Familie gebrochen hatte, als sie sechzehn war; sie verließ dann das Haus und ging nach Berlin. Anscheinend hat sie danach wieder angefangen, ihrem Vater zu schreiben. Ihr Vater war in dieser Zeit ein sehr fortschrittlicher Sozialdemokrat. Er starb aber schon 1933, kurz nach

dem Aufstieg Hitlers. Ihre Mutter wollte kein bißchen helfen, als Olga im Gefängnis war. Sie wollte nicht mal helfen, mich aus dem Gefängnis zu holen, denn die Gestapo hatte meine brasilianische Großmutter nicht als Verwandte anerkannt. Meine Eltern hatten kein Dokument, das bewies, daß sie verheiratet waren. Ich verließ Deutschland mit einem Dokument, das mich „Anita Benario“ nannte. Mein zweiter Vorname, Leocádia, und mein Nachname Prestes wurden nicht anerkannt, obwohl mein Vater hier in Rio im Gefängnis mit Hilfe des Anwalts Sobral Pinto ein Dokument anfertigte, in dem er die Vaterschaft anerkannte. Das hat aber schließlich dazu geführt, daß die Gestapo mich doch meiner Großmutter Leocádia übergab. Vorher schon war sie mit einer Frauendelegation nach Berlin und München gefahren. In München besuchten sie Frau Eugenia Benario, Olgas Mutter. Das einzige, was Olgas Mutter tat, sie bat die Frauen, daß sie sich zurückziehen, daß sie ihr Haus verlassen mögen.

Sie hat die Delegation nicht einmal empfangen?

Sie wollte sie nicht einmal hereinbitten. Sie sagte, daß für sie Olga gestorben sei, nicht mehr existiere, daß sie nicht darüber sprechen wollte. Sie hatte sehr viel Angst.

Wovor hatte sie Angst, vor Verfolgung durch die Nazis?

Das muß es gewesen sein, sie war Jüdin, nicht wahr? Sie war auch reaktionär und antikommunistisch. Später kam sie ins Konzentrationslager, sie und ihr Sohn, Olgas Bruder, mein Onkel. Sie waren die einzigen direkten Verwandten.

So wurden sie genauso wie Olga umgebracht?

Genauso. Es war die Politik Hitlers, die Jüdinnen und Juden zu enteignen. Olgas Familie hatte ein Haus, sie hatten einige Besitztümer. Sie wurden enteignét und beschlossen ihre Tage im Konzentrationslager. So war es also, ihre Familie wollte mit mir nichts zu tun haben. Meine Mutter hatte die größte Angst, daß ich in die Hände ihrer Familie fallen könnte, sie wollte dies unter keinen Umständen. Es lebten einige Vettern von ihr in England, die, als sie erfuhren, daß es eine internationale Kampagne für meine Befreiung gab, anscheinend daran interessiert waren, mich aufzunehmen. Olga hatte davor sehr viel Angst und wollte das unter keinen Umständen. So hatte ich später keinen Kontakt mit ihrer Familie. Direkte Familie gibt es nicht mehr. Sie hatte einen Bruder, der nicht verheiratet war und, wie ich schon

sagte, im Konzentrationslager starb. Es gab Vettern und Cousinen, die über die Welt verstreut leben. Vor etwa fünf Jahren tauchte, in Reaktion auf das Buch „Olga“ von Fernando Morais, eine entfernte Cousine aus Kanada auf. Sie erfuhr von dem Buch und schrieb mir. Jetzt hält sie eine Korrespondenz mit mir aufrecht. Sie ist sehr am Abstammungsbaum interessiert, also schickte sie mir den Abstammungsbaum der Familie Benario. Es gibt Benarios auf der ganzen Welt, aber ich habe zu der Familie keine größere Beziehung. Sie haben sich ja nie für mich interessiert. Neben dieser Cousine gibt es einen Cousin, einen entfernt verwandten Benario, der in Israel lebt und mir zweimal geschrieben hat; ich habe geantwortet, aber das war alles. Sie sind jetzt interessiert, das sehe ich aus den Briefen, denn ich kenne sie nicht persönlich, weil meine Mutter nach ihrer Meinung eine sehr wichtige Frau geworden ist. Es gibt zwei Bücher über sie, es erscheinen Artikel in Zeitungen über sie, in Deutschland werden Straßen nach ihr benannt. Als würden sie plötzlich entdecken, daß Olga Benario eine sehr wichtige Frau war.

In welchem Konzentrationslager war die Mutter von Olga? In einem in Süddeutschland?

Ich weiß es nicht, niemand hat mich davon informiert. Ende der fünfziger Jahre hat ein Anwalt aus München hier nach Brasilien geschrieben. Er hatte mich ausfindig gemacht. Da meine deutsche Großmutter enteignet worden und ins Konzentrationslager gekommen war, hatte ich Anrecht auf eine Entschädigung durch die deutsche Regierung. Daraufhin gab ich ihm eine Vollmacht und er vertrat meinen Fall. Ich bekam wirklich eine bestimmte Summe dieser Wiedergutmachung, die ausreichte, diese Wohnung zu kaufen. Wenigstens das. Ich war ihre einzige Erbin. Der Anwalt schrieb, daß, wenn ich mich nicht äußerte, es andere, weiter entfernt verwandte Erben geben würde, Vettern und so. Sie wissen ja, wie das ist, wenn ein Erbe auftaucht. Es war kein großes Erbe.

Wußte auch dieser Anwalt nicht, in welchem Konzentrationslager die Mutter von Olga gestorben war?

Nein. Diese Korrespondenz war schwierig, denn er schrieb in Deutsch, und wir mußten es übersetzen lassen. Aber er war sehr korrekt.

Als ich vor drei Jahren (1993) in Deutschland war, besuchte ich München und erfuhr ein wenig mehr über meinen Großvater. Nicht sehr viel mehr. Mein Großvater war ein sehr fortschrittlicher Mensch, er war ein Arbeiteranwalt. Sogar Fernando Morais erwähnt das in seinem Buch. Den ersten Kontakt, den meine Mutter, als sie klein war, mit der Arbeiterbewegung und der Situation der Arbeiter hatte, bekam sie über das Rechtsanwaltsbüro des Vaters. Alle sagten, daß er eine sehr humane, sehr solidarische Person war. Eine Frau, die in seinem Büro arbeitete, als er noch lebte, korrespondiert heute mit mir. Sie ist schon sehr alt, an die achtzig. Sie lebt in München, kannte meinen Großvater und bewunderte ihn sehr. Sie sagt, daß alle ihn sehr mochten. Anders als meine Großmutter, die niemand mochte. Sie soll sehr hart und unsensibel gewesen sein. Er dagegen soll sehr verständnisvoll und verbindlich gewesen sein. Das Geld, das er in der Tasche hatte, soll er verteilt haben, es war ja eine sehr harte Zeit zu Beginn der dreißiger Jahre. Er half, so vielen er konnte, insbesondere Arbeitern. Und meine Mutter hat das mitgekriegt. Sie las seine Bücher, er hatte wohl eine große Bibliothek. Zu dieser Zeit begann sie sich für das Leben und die Situation der Arbeiterklasse zu interessieren. Damals hatte sie den ersten Kontakt mit sozialen Problemen.

Starb er 1933, weil er krank war?

Es scheint, daß er durch Hitlers Aufstieg sehr gebeutelt war, er starb kurz darauf. Wir wissen nicht sehr viel.

Wie ist heute Ihr Verhältnis zu Deutschland? Sind Sie 1993 zum ersten Mal nach Deutschland gefahren?

Ich war dort schon früher, das war 1961. Ich war von der kommunistischen Jugend der DDR eingeladen worden. Ich verbrachte dort fünf oder sechs Wochen und reiste durch das ganze Land. Ich lernte Berlin, Ostberlin, kennen, es war gerade die Zeit des Mauerbaus. Die Situation war sehr angespannt. Ich besuchte fast die ganze DDR zu der Zeit. Übrigens fand ich, daß in Ost-Deutschland großer Wohlstand herrschte. Ich kannte ja die Sowjetunion, im Vergleich dazu war der Lebensstandard in der DDR sehr hoch. Neben Berlin besuchte ich Rostock, Leipzig, Dresden, kleinere Städte wie Karl-Marx-Stadt, das eine große Eisenhütte hatte. Ich war auch in Weimar und besuchte zwei KZ-Gedenkstätten: Buchenwald und Ravensbrück, wo meine Mutter gewesen war. Ich war in Weimar, wo ich das Haus Goethes besichtigte, außerdem besuchte ich viele Museen, Galerien, Theater, ich war sehr

aktiv. Ich war in Fabriken, Kolchosen, war auf dem Land, in den Bergen, bin Ski gefahren. Es war eine sehr interessante Reise. Später hatte ich keine Gelegenheit mehr zurückzukehren. Erst 1993, zum 85jährigen meiner Mutter, am 12. Februar 1993, lud mich eine antifaschistische Gruppe aus Schwedt ein, die schon seit längerem mit mir korrespondierte. Schwedt liegt an der Grenze zu Polen, an der Oder. Eine Frau stand dieser Gruppe vor, aber geschrieben haben mir mehrere Leute. In Kooperation mit mehreren Städten konnten sie mich dann zur Feier des 85. Geburtstags meiner Mutter einladen. Die sozialdemokratische Sozialministerin Hildebrandt finanzierte die Fahrtkosten, denn die Gruppe aus Schwedt hatte kein Geld. Ich fuhr für 13 Tage und besuchte Frankfurt am Main und andere Städte, immer im Kontakt mit antifaschistischen Gruppen, die Veranstaltungen zum Gedenken an meine Mutter abhielten. In den Veranstaltungen ging es immer auch um aktuelle Probleme, besonders um das Wiedererstarken des Faschismus. In Frankfurt am Main macht eine Gruppe Erinnerungsarbeit für ehemalige Antifaschistinnen und Antifaschisten. Danach war ich in München, wo es eine große antifaschistische Gruppe gibt. Im Anschluß fuhr ich nach Berlin, nach West- wie nach Ostberlin, die da schon wiedervereint waren. Ich war in der Galerie Olga Benario. Danach fuhr ich nach Schwedt, die Stadt, mit der ich die ersten Kontakte pflegte. Dort blieb ich ein paar Tage, wir fuhren auch wieder nach Ravensbrück. Die Gedenkstätte Ravensbrück ist heute anders, als sie vorher war. Es gibt Kräfte, die wollen, daß das Museum geschlossen wird, Sie wissen sicher davon. Im Museum haben sie das Gefängnis genutzt, d. h. die Zellen. Sie legten einige Zellen zusammen, um größere Räume zu bekommen, und jeden dieser Räume haben sie einem Land gewidmet, den ehemaligen Gefangenen dieses Landes. Zum Beispiel Belgien oder Frankreich. Aus einigen Ländern kamen mehr Frauen nach Ravensbrück als aus anderen. Abhängig vom Material, das sie hatten, gestalteten sie das Museum. Es gibt einen Raum, der nur zur Erinnerung an jüdische und revolutionäre Frauen eingerichtet ist, dort wird an meine Mutter erinnert. Davon habe ich sogar ein Foto. Jetzt wollen sie die Baracken wiederaufbauen, zu der Zeit als ich dort war, waren die Baracken nicht für Besuche zugänglich. Als ich dort war, kamen auch einige Frauen, die im KZ Ravensbrück gefangen gewesen waren und sogar meine Mutter kannten.

Haben sie von Ihrer Mutter erzählt?

Sie haben erzählt, nur war es eine schwierige Unterhaltung, immer mit Übersetzung dazwischen. Es waren drei Frauen dort, die meine Mutter kannten, alle sehr alt und krank.

Was haben sie erzählt?

Dinge, die wir schon wußten, denn ich hatte beim Besuch davor schon die Gelegenheit gehabt, mit anderen ehemaligen KZ-Häftlingen zu sprechen, einige von ihnen sind bereits gestorben. 1961 lebten selbstverständlich noch mehr ehemalige Häftlinge. Maria Wedmeyer zum Beispiel, eine Genossin, die im Konzentrationslager viel Kontakt mit meiner Mutter hatte, lebt heute nicht mehr. Diese Frauen betonten alle die große Solidarität, die meine Mutter hatte, sie war eine sehr solidarische Person, versuchte immer, die Frauen aufzumuntern, den Frauen zu helfen. Sie suchte nach Aktivitäten, um die Stimmung im Konzentrationslager zu verbessern, kleine Arbeiten, Gymnastik, politische Diskussionsrunden, für die sie Landkarten zeichnete. Sie war eine sehr aktive Person, die andere aufheiterte. Es heißt, daß das Monument in Ravensbrück von ihrer Gestalt inspiriert ist.

Die Statue der Frau, die eine entkräftete Frau auf den Armen trägt?

Ligia: Olga wurde mehrmals bestraft dafür, daß sie ihren Kameradinnen zu Hilfe eilte, wenn diese während der Arbeit ohnmächtig wurden oder starben.

Anita: Sie war eine starke, widerständige Frau, nicht nur geistig, sondern auch körperlich, mehr als andere. Elisa Ewert, die hier zusammen mit ihr verhaftet und ausgewiesen wurde – sie wurden gemeinsam verschifft – war schon älter und hat nicht so lange durchgehalten. Sie starb vor Olga im KZ an Tuberkulose. Sie war älter und war hier in Brasilien schlimm gefoltert worden, deswegen hat sie im Konzentrationslager nicht so lange durchgehalten, sie kam nicht mehr ins Gas, sie wurde vorher krank.

Das sind in etwa die Dinge, die die überlebenden Frauen erzählten. Nun, ich erzählte gerade von meiner letzten Reise. Ich war in Ravensbrück, ich war in Frankfurt an der Oder, fuhr auch über die Grenze, es gibt ein kleines polnisches Städtchen auf der anderen Seite. Dann fuhr ich zu einem Treffen nach Hamburg, wo es ein Theaterstück gegeben hatte, vielleicht haben Sie davon gehört, das meiner Mutter gewidmet war. Es hieß so ähnlich wie „Olgas Haus“. Insgesamt war es eine interessante Reise, besonders, da zu sehen war, daß AntifaschistInnen, auch

wenn sie es schwer haben, sich bewegen, sich äußern, versuchen, die Erinnerung an Menschen wie meine Mutter, die gegen den Faschismus gekämpft haben und Opfer des Faschismus geworden sind, aufrechtzuerhalten. Gerade in München war das sehr sichtbar, dort habe ich auf meinem Vortrag am meisten Publikum gehabt. Aber auch in Berlin, in der Galerie Olga Benario, kamen sehr viele Leute zusammen.

Wie viele denn etwa?

In die Galerie Olga Benario kamen etwa 200 Menschen, sie war komplett überfüllt und niemand paßte mehr hinein. Sie kennen den Raum, er war voll, es mußten viele stehen, einige blieben draußen. In München waren es auch sehr viele, ich weiß es nicht so genau, über hundert jedenfalls.

Schön war, daß auch in Berlin einige ehemalige Häftlinge auftauchten, es waren zwei Frauen, die im Gefängnis in der Barnimstraße, wo ich geboren bin, gefangen gewesen waren. Eine hatte mich gesehen, als ich ganz klein war. Es sprachen auch jüngere Leute. Es war aber doch immer wieder wegen der Übersetzung schwierig. Der Kontakt ist erschwert, auch wenn die Übersetzerin gut ist. Manchmal sprechen mehrere Personen zur gleichen Zeit, das kann eine Übersetzerin nicht alles wiedergeben. Aber es war schön. Die Galerie macht eine gute Arbeit, zumindest in der Zeit, als ich dort war, tat sie das, fand ich. Es arbeiten mehrere junge Frauen, Lehrerinnen, in der Galerie. Sie nahmen mich mit, damit ich einige historische Orte in diesem Viertel kennenlernte. Das Viertel heißt Neukölln und war der Ort, wo meine Mutter politisch gewirkt hatte.

Ein Arbeiterviertel.

Genau. Ich hatte ein sehr interessantes Treffen mit einer Gruppe, die bis heute versucht, Traditionen aufrechtzuerhalten. Zumindest einer dieser Alten aus der Gruppe erinnerte sich an meine Mutter. Sie versammeln sich regelmäßig, anscheinend einmal pro Woche in einer Kneipe dort, eine typisch deutsche Sache, sie trinken viel Bier und singen revolutionäre Lieder. Sie hatten mich also zu einem ihrer Treffen eingeladen. Die Frauen der Galerie machen Orte des antifaschistischen Kampfs dieses Stadtteils ausfindig, auch, um dann bei der Stadt zu fordern, daß Schilder zur Erinnerung angebracht werden, die diese Erinnerung lebendig halten. Sie zeigten mir ein altes Gebäude, in dem anscheinend – es weist einiges darauf hin, ist aber nicht sicher – meine

Mutter gelebt hat, als sie in Neukölln politisch arbeitete. Es ist ein altes Haus, typisch für Deutschland, mit vier Stockwerken.

Sprach Ihre Mutter portugiesisch?

Sie lernte gerade Portugiesisch hier in Brasilien, aber sie war zu kurze Zeit hier, sie war ein Jahr hier, ein Jahr in Freiheit. Einige Monate war sie dann noch gefangen. Sie sprach ein wenig. Mit meinem Vater sprach sie französisch. Im Gefängnis, wo sie mit Brasilianerinnen gefangen war, hat sie sicher mehr portugiesisch gesprochen. Sie konnte es schon sprechen, denn sie las brasilianische Literatur. Als sie in Deutschland im Gefängnis saß, bat sie meine Großmutter und meine Tante, die sich in Paris befanden, brieflich um portugiesische Bücher, damit sie Portugiesisch übe. Später hat sie auch meinen Vater darum gebeten. Die Frauen haben ihr wirklich was geschickt, stimmt's?

Lígia: Wir haben Bücher geschickt, ich weiß nicht, was ankam.

Anita: Aber es sind Briefe da, worin sie sich auf diese Bücher bezieht.

Lígia: Sie nahmen ihr immer die Hälfte weg.

Anita: Sie interessierte sich für Bücher von José Alencar, „Iracema“, „Gaurani“ und so weiter. Alles kam nicht an, aber einiges.

Lígia: Nicht mal die ganzen Nahrungsmittel kamen an. Olga schrieb, daß ihre Milch versiegte, denn die Ernährung war sehr schlecht. Daraufhin schickten wir zwei Mal im Monat ein 20-Kilogramm-Paket mit Nahrungsmitteln. Nahrungsmittel, die sie nutzen konnte, ohne sie erhitzen zu müssen, denn in der Zelle gab es keinen Herd, nicht mal einen Kocher, gar nichts. Das war nicht erlaubt. Wir schickten also pro Monat 40 Kilogramm, die Hälfte davon nahmen sie weg. Wir zahlten Unsummen an Zollgebühren, manchmal das Doppelte des Wertes der Nahrungsmittel. Olga stillte, bis Anita ungefähr ein Jahr alt war. Je länger sie stillte, desto länger konnte Anita bei ihr bleiben. Ich weiß noch, wie schmerzlich es war, daß sie die Hälfte der Nahrungsmittel wegnahmen.

Anita: Aber Polizei ist Polizei, noch dazu die Gestapo in Deutschland.

Lígia: Es gibt Briefe, in denen sie schreibt, daß sie mit dir zusammen Schokolade ißt.

Anita: Das hat mein Leben gerettet, denn so konnte sie sich besser ernähren. Sie bekam dadurch Kraft, und ich konnte überleben.

Eine andere Frage: Wie ist hier in Rio de Janeiro Ihr Kontakt zu Jüdinnen und Juden?

Obwohl meine Mutter Jüdin war und Jüdinnen und Juden mich als Jüdin sehen, betrachte ich mich nicht als Jüdin in diesem Sinne. Ich habe nichts gegen Juden. Aber ich wurde nicht in einer jüdischen Familie aufgezogen, habe keine jüdische Kultur. Ich habe nichts gegen das Judentum, aber ich fühle mich einfach überhaupt nicht als Jüdin. Meine eigene Mutter hat, nach den Briefen, die sie meiner Großmutter und Lígia schrieb, nie die jüdische Religion praktiziert. Ganz im Gegenteil, sie hatte damit gebrochen, sie war eine Kommunistin, eine Internationalistin, daher bin ich nicht mit diesem Blick auf die Kultivierung der jüdischen Religion aufgewachsen. Ich kenne Menschen, und es ist mir egal, ob sie jüdisch sind oder nicht.

Lígia: Als aber die Polizei, die Gestapo, zu Olga sagte, sie müsse sich von Anita trennen, sobald sie abgestellt hätte, interessierte sich Olga dafür, wohin Anita gehen könnte. Sie schrieb uns einen Brief, in dem sie uns bat, daß wir dafür sorgen, daß Anita nicht in solch eine Umgebung geriete wie die ihrer Familie. Sie wollte nicht, daß Anita aufwächst wie sie aufgewachsen war. Das heißt, sie lehnte die orthodoxe Erziehung ab.

Anita: So wie ich das verstehe, lehnte sie die möglicherweise sehr verschlossene jüdische Lebensweise ab.

War sie denn glücklich, als sie erfuhr, wo Sie gelandet waren?

Anita: Sie war sehr zufrieden, als sie erfuhr, daß ich bei meiner Großmutter und bei Lígia war. Es gibt Briefe, in denen sie das sagt. Sie hat es nicht sofort erfahren, erst einige Tage später.

Lígia: Sie ist nicht froh gewesen, sie hat zu sehr unter der Trennung gelitten, sie hat sich damit nicht abgefunden. Sie war aber sicher beruhigt, denn es war wenigstens eine brasilianische Familie, die Familie ihres Mannes, den sie sich ja ausgesucht hatte.

Haben Sie sonst Kontakt zur Jüdischen Gemeinde?

Anita: Ich weiß nur, daß es hier mehrere Jüdische Gemeinden gibt.

Lígia: Als die Partei noch existierte, hat die jüdische Gemeinschaft aktiv an der Arbeit der Kommunisten teilgenommen.

Anita: Nicht die ganze jüdische Gemeinschaft, aber es gab eine sehr aktive Gruppe, eine Gruppe jüdischer Kommunisten, mit denen wir Kontakt hatten, weil sie Kommunisten waren.

Lúgia: Wir sind uns während der politischen Treffen begegnet, auf den Veranstaltungen, den Kongressen. Jetzt, nachdem sich die Partei aufgelöst und zerschlagen hat – nachdem mein Bruder nicht mehr der Parteisekretär war –, haben wir den Kontakt mit ihnen verloren. Heute haben wir nur noch sporadische Kontakte.

Anita: Ich haben eine Freundin, die Jüdin ist. Sie ist Tochter eines Kommunisten, sie war selbst Kommunistin, aber auch sie hat nichts mit dem Judentum zu tun. Ich bin ihre Freundin, so wie ich mit einer Frau anderer Nationalität, Araberin oder irgendeiner anderen, befreundet sein könnte. Aber tatsächlich waren die Jüdinnen und Juden hier als Kommunistinnen und Kommunisten sehr aktiv. Maria Luiza Tucci Carneiro arbeitet zur Zeit über jüdische kommunistische Frauen, die in den dreißiger Jahren verfolgt und gefangen wurden, in der Zeit der Herrschaft von Vargas und dem Aufstieg des Faschismus auf der ganzen Welt; es sind brasilianische Frauen der jüdischen Gemeinde, hauptsächlich von São Paulo. Maria Luiza Tuzzi Carneiro hat einiges in den Archiven des DOPS⁴ entdeckt. Diese Archive wurden erst kürzlich geöffnet. Ich habe letztes Jahr mit ihr gesprochen. Sie hat eine sehr umfassende Dokumentation über zu dieser Zeit verfolgte und verhaftete Kommunistinnen zusammengestellt. Es gab damals auch Ausweisungen. Vielleicht haben Sie von Genny Gleiser gehört. Genny Gleiser war eine Jüdin, sehr jung, zwanzig Jahre. Sie war Tochter eines rumänischen Juden, der auch in São Paulo lebte. Sie war in der kommunistischen Jugend aktiv, sehr aktiv, sie wurde verhaftet, verschwand und blieb einige Zeit verschwunden. Dann wurde sie gefunden und aus Brasilien deportiert. Es gab eine große Kampagne zu ihrer Befreiung, aber nichts wurde erreicht, obwohl sogar ein Brasilianer sie heiratete, damit sie hätte bleiben können.

Lúgia: Sie wurde nicht deportiert, sie wurde ausgewiesen.

Anita: Sie wurde ausgewiesen, konnte aber auch nicht aussuchen, wohin sie gehen wollte.

Lúgia: Ihr Verschickungsort war Rumänien, aber sie wurde erst mit einem französischen Schiff nach Frankreich gebracht, und als sie in Le

Havre ankam, haben sie die Hafendarbeiter, die „dockers“, von Bord geholt.

Anita: Sie haben Genny Gleiser vom Schiff geholt. Weil es diese Erfahrung schon gab, kam es, daß das Schiff von Olga, die „La Coruña“, direkt ohne anzulegen nach Hamburg fuhr.

Ligia: Es gab nicht nur den Fall von Genny Gleiser. Als ich mit meiner Mutter in Paris war, sind mehrere Gruppen von Jüdinnen und Juden so gerettet worden, denn sie kamen per Schiff in Le Havre an, und die „dockers“ von Le Havre befreiten sie.

Anita: Es war die Zeit der Frente Popular (Volksfront) in Frankreich, eine sehr gute Zeit.

Ligia: Eigentlich war der Zielort der Jüdinnen und Juden Bessarabien⁵, eine fürchterliche Diktatur zu dieser Zeit. Ich kannte viele der brasilianischen Jüdinnen und Juden, die zu dieser Zeit ausgewiesen wurden. Einige sind danach nach Spanien, in den Spanischen Bürgerkrieg, einige blieben in Paris und organisierten sich in der Jüdischen Gemeinde in Paris. Sie gingen in unserem Haus ein und aus, wir tauschten Neuigkeiten aus, wir lasen zu der Zeit die brasilianischen Zeitungen. Jetzt erinnere ich mich auch wieder, der Bestimmungsort dieser ausgewiesenen Jüdinnen und Juden war Deutschland.

Anita: War es nicht Bessarabien?

Ligia: Doch, aber um nach Bessarabien zu kommen, mußten sie von Frankreich nach Hamburg, und von Hamburg sollten sie einen Zug nach Bessarabien nehmen. Und dort war dann die Gestapo. Deshalb haben die „dockers“ sie befreit.

Anita: Aber in Bessarabien war es um keinen Deut besser als in Deutschland.

Ligia: Es war schrecklich dort. Die Gestapo selbst war beauftragt, diese deportierten Jüdinnen und Juden nach Bessarabien zu schicken, denn Bessarabien war von den Deutschen besetzt. Le Havre war nicht der Zielort des Schiffs, dort wurde nur ein Halt gemacht.

Die anderen Gefangenen, die Gefängnisgenossinnen von Olga in Brasilien, blieben sie bis 1945 im Gefängnis?

Die Mehrheit kam früh raus, ich glaube, keine blieb lange Zeit gefangen.

Lígia: Es waren, wenn überhaupt, dann nur leichte Strafen.

Waren sie alle Brasilianerinnen?

Es gab die zwei Deutschen, meine Mutter und Elisa Ewert, die dann gemeinsam im September 1936 ausgeliefert wurden. Es war noch die Frau von Ghioldi (Frau und Herr Ghioldi hatten an dem kommunistischen Aufstand teilgenommen; Anm. der Autorin) drinnen, Carmen Ghioldi, die Argentinierin war, die auch rauskam und ausgewiesen wurde. Die anderen waren Brasilianerinnen, Antifaschistinnen, brasilianische Kommunistinnen. Sie wurden nicht mal verurteilt, sie wurden einfach freigelassen. Niemals konnte irgendwas gegen sie bewiesen werden.

Haben diese Frauen Olga nicht unterstützt?

Im Knast gab es Solidaritätsaktionen, es gab so was wie eine Knastrebellion, als sie erfuhren, daß Olga weggebracht werden sollte. Die gefangenen Männer rebellierten, und die Frauen nahmen auch teil. Aber es war kaum möglich, etwas gegen die Staatsmacht zu machen. Die Polizei hat versucht zu verhandeln. Sie taten so, als ob Olga in eine Frauenklinik gebracht werden würde, um unter besseren Bedingungen zu sein, es sollte ein Krankenhaus sein, wo sie gut betreut werden sollte. Sie haben akzeptiert, daß sie begleitet würde. Sie ging also begleitet von einem gefangenen Arzt und Maria Werneck, ihrer Zellengenossin, einer Anwältin übrigens. Aber auf dem Weg wurden sie getrennt, es gab keine Widerstandsmöglichkeit. Olga wurde zum Schiff gebracht. Es gab dann mehr als einmal großen Protest im Gefängnis. Es war allen klar, daß das so laufen würde. Es gab keine Möglichkeiten, das zu verhindern. Sehen Sie, ein Anwalt hat sogar „Habeas corpus“ für meine Mutter beantragt (Grundrecht, nicht ohne Prozeß verurteilt werden zu dürfen, Anm. der Autorin). Er bekam es nicht durch. Es wurde das Habeas corpus verweigert! Das heißt, es war eine komplett illegale Aktion, denn nach dem brasilianischen Recht hätte sie, da sie mit einem Brasilianer verheiratet war und Mutter eines brasilianischen Kindes werden würde, nicht ausgewiesen werden dürfen, noch viel weniger ausgeliefert. Es gab diesen Anwalt, ein sehr bekannter Anwalt zu dieser Zeit, Heitor Lima, er war es, der den „Habeas corpus“-Antrag gestellt und ihn nicht genehmigt bekommen hat. Er schrieb einen Brief, der im Getúlio-Vargas-Archiv in der Getúlio-Vargas-Stiftung zu finden ist, Sie können den Brief fotokopieren. Dieser Anwalt hat an Frau Darci Vargas, die Frau von Getúlio Vargas,

geschrieben, und humanitäre Gründe für eine Rücknahme des Ausweisungsvorhabens gegen Olga aufgeführt. Er bekam nicht einmal Antwort.

Warum hat Getúlio Vargas Olga an Hitler ausgeliefert, was denken Sie?

Ich denke, es war in erster Linie ein Racheakt gegen meinen Vater. Genauso aber ging es darum, Hitler einen Gefallen zu tun, obwohl Hitler meines Wissens keinen Druck ausübte. Meine Mutter war eine in Deutschland sehr bekannte und gesuchte Kommunistin. Sie hatten sehr schnell entdeckt, wer sie war – die brasilianische Polizei hatte Verbindungen mit der Gestapo. Sie schickten die Fingerabdrücke nach Deutschland. Olga gab nie ihre Identität preis, sie sagte immer nur, sie sei Maria Prestes. Aber über die Fingerabdrücke und das Foto, das die brasilianische Polizei sofort an die Gestapo schickte – und die Gestapo war gut organisiert –, entdeckten sie schnell, daß sie eine in Deutschland registrierte und gesuchte Kommunistin war.⁶ Getúlio Vargas nahm die Möglichkeit wahr, Hitler ein Geschenk zu machen. Er wollte zu dem Zeitpunkt gute Beziehungen zu Deutschland haben. Es war die Zeit des „marco compensado“⁷, in der es statt Devisen nur Ausgleichsgeschäfte gab, daher konnte die Auslieferung von Vorteil für die brasilianische Regierung sein. Filinto Müller⁸, der berühmte Polizeichef in Brasilien, wollte Prestes auch eins auswischen, weil er früher aus der Coluna Prestes rausgeflogen war.

Ich möchte einen neuen Fragenkomplex anschneiden: Wie sieht die kommunistische Bewegung und wie sieht die antifaschistische Bewegung in Brasilien im Moment aus?

Die kommunistische Bewegung ist in einem sehr schlechten Zustand, sie ist gespalten, ich würde sogar sagen, so gut wie aufgelöst. Es gibt isoliert Kommunistinnen und Kommunisten. Wir hier, ich und Lígia, sind Kommunistinnen, aber was die Partei betrifft, die hat sich aufgelöst, sie ist zertrümmert. Die linken Gruppen Brasiliens sind gespalten, unorganisiert, vernichtet, es ist eine sehr schwierige Situation.

Wie ist das passiert?

Das war eine komplizierte historische Entwicklung. Zwanzig Jahre Militärdiktatur haben entschieden zu dieser Situation beigetragen. Klar war es nicht nur das, aber die Diktatur hat einen großen Teil der Linken physisch liquidiert, umgebracht. Sie hat der Linken die Struk-

tur genommen, hat die Organisation zerstört. Nun, es ist eine komplexe Sache, das läßt sich nicht mit zwei Worten erklären. Außerdem hat die internationale Situation in Brasilien einen großen Einfluß, es gehört alles zusammen. Und die antifaschistische Bewegung in Brasilien kann nicht Bewegung genannt werden. Es gibt einzelne. Ab und zu erscheinen Veröffentlichungen, aber ich denke, es besteht hier kein Bewußtsein über die Gefahr des Faschismus.

Treten hier Faschistinnen und Faschisten auf?

Es gibt ein Wiedererwachen. Neo-Faschisten, parafaschistische Gruppen, die gab es ab und zu. Selbst die Intellektuellen haben kein Bewußtsein über Faschismus, sie sind sehr gespalten und ziellos. Es herrscht Apathie, Sie haben das vielleicht beobachtet. Die Flucht geht dahin, alle Probleme individuell zu lösen.

Obwohl es doch Bewegungen gab, die Bewegung „diretas já“ (Direktwahlen sofort!⁹), danach die Bewegung gegen Collor,¹⁰ die die Untersuchungskommission hervorbrachte, und später seine Amtsenthebung und all die Demonstrationen in dieser Zeit.

Das stimmt, es gab das alles, aber die Bewegung gegen Collor war sehr oberflächlich. Ich glaube, daß, weil Collor so verschlissen war, die dominierenden Sektoren ihn zum Sündenbock gemacht haben. Das hat zu den Demonstrationen gegen ihn geführt, die Demonstrationen der „bemalten Gesichter“, der Jugend, die auf die Straße ging.

Lígia: Es war sehr manipuliert.

Anita: Es erstarb sofort. Der Moment ging vorbei, und dann war Schluß. Es hat zu nichts weiterem geführt. Collor reist durch die Welt, hat sehr viel Geld, das Opfer war einzig P. C. Farias¹¹. Der wurde kürzlich ermordet. Collor hatte viel mehr Verantwortung als er, und mit Collor ist nichts passiert. P. C. Farias wurde verurteilt und festgenommen.

Lígia: Gerade heute wurde der Präsident in Bahia (Bundesstaat im Nordosten Brasiliens) von einer Studentengruppe ausgepiffen.

Anita: Das war eine winzige Gruppe des PC do B.¹² Die Leute vom PC do B sind für Aktionen gut. Es sind radikale, aber isolierte Aktionen. Ich glaube nicht, daß es ewig so schlecht weitergeht. Aber es ist eine schwierige Zeit.

Was ist mit Fernando Henrique (Fernando Henrique Cardoso, Präsident Brasiliens seit 1995), war er nicht Sozialist?

In der Tat, er war es, er war Mitglied der Kommunistischen Partei. Ich habe Fernando Henrique sogar noch gekannt. Später war er es nicht mehr, aber er war wenigstens eine progressive Person. Ich denke, er hat eine Abmachung, einen Pakt mit dem Imperialismus, mit dem großen internationalisierten Kapital geschlossen. Es ist kein Zufall, daß er reich geworden ist. Niemand wird einfach so reich, ein Uni-Professor, ein Hochschullehrer der USP (Universidade de São Paulo). Er hat eine *fazenda*, betreibt Rinderzucht mit Rasserindern. Er ist dem großen Kapital verpflichtet, der Politik des Internationalen Währungsfonds. Ich weiß nicht, ob Sie dieses Detail erfahren haben: Sofort, nachdem er angetreten war, haben ihn die JournalistInnen herausfordernd gefragt: „Wie werden Sie das vereinbaren, Sie, der Sie das Buch geschrieben haben ‚Engano sobre o imperialismo‘ (Irrtum über den Imperialismus), wie können Sie heute diese Position haben?“ Daraufhin antwortete er: „Alles, was ich in der Vergangenheit geschrieben habe müssen Sie vergessen. Es ist überholt, es war eine andere Epoche, die Welt hat sich verändert.“ Er war sehr klar. Er hat vorher sehr getäuscht. Er war ein von den Medien fabrizierter Kandidat. Er war ein Soziologe, ein Hochschullehrer, hatte Anerkennung in den intellektuellen Kreisen und im Ausland. In Frankreich, in den USA. Denn er hatte während der Diktatur im Ausland im Exil gelebt, er war Hochschullehrer an wichtigen ausländischen Universitäten, er war kein aktiver Politiker. Er wurde eben erschaffen. Unter der Regierung von Itamar Franco (Vize-Präsident von Collor, nach dessen Amtsenthebung für zwei Jahre Präsident) wurde er zuerst zum Außenminister ins Itamaraty (Regierungssitz) berufen und wurden dann Handelsminister. Das war schon der Pakt mit dem großen Kapital. Er setzte den „plano real“ ein (Währungsreform von 1995, bei der die brasilianische Währung dollarisiert wurde), das hat ihm die Wahl – unter Mithilfe der Medien, der TV Globo – gesichert. Im Grunde war das ein Prozeß vergleichbar der Wahl von Collor, der ein unbekannter Politiker dort oben in Alagoas (Bundesstaat im Nordosten Brasiliens) gewesen war. Die Medien können heute alles machen. Bei dem niedrigen Politisierungsgrad der Bevölkerung klappt es, daß die Menschen dem Bild, das sie im Fernsehen sehen, glauben. Die Werbung für die Kandidatur von Fernando Henrique baute auf dem Bild auf, daß er ein Linker war, verfolgt worden war und ins Exil gehen mußte. Seine Sprache der Mo-

dernen, der Reformen, hat beeindruckt. Viele gute Leute haben im Glauben für ihn gestimmt, daß sich effektiv was verändern wird. Er hat betrogen. Jetzt erst beginnen die Leute, ihre Illusionen über ihn zu verlieren. Das war wie mit Collor.

Ligia: Collor sagte, er sei Reformler, er würde mit der Korruption Schluß machen.

Anita: Als Collor gewählt wurde, war das die erste freie Präsidentschaftswahl nach zwanzig Jahren Diktatur. Das heißt, es gab eine ganze Generation, die noch nie einen Präsidenten gewählt hatte. Die letzte Präsidentschaftswahl war 1960 gewesen, stellen Sie sich das vor!

Was es heute an interessanter Bewegung gibt, sind die Landlosen. Sie sind in einer verzweifelten Lage. Aber da weiß ich nicht, was das werden wird. Ihre Anführer, ich habe sogar schon einige von ihren Erklärungen gelesen, sagen interessante Dinge. Ich weiß nicht, wie beständig sie sind, und bis wohin sie gehen werden. Die Kirche hat in dieser Bewegung Einfluß. Alleine werden sie nicht weit kommen. Letztens habe ich gelesen, daß sie Kontakte mit der städtischen Bewegungen suchen, mit der Arbeiterbewegung. Ohne das werden sie nicht viel erreichen. Sie müssen sich gemeinsam mit der städtischen Arbeiterbewegung äußern. Aber diese städtische Arbeiterbewegung ist vollständig in den Händen der „pelegos“, der korrumpierten Anführer. Im Moment ist die Situation entmutigend.

Anmerkungen (bearbeitet von Anita Prestes)

(1) *IPM:* Inquérito Político Militar, eine von der Militärdiktatur eingerichtete Institution, die „subversive Elemente“ verfolgen sollte.

(2) *AI 5:* Ato Institucional Nr. 5, Institutionelle Maßnahme Nr. 5, leitete im Dezember 1968, während der Militärdiktatur (1964 – 1985), eine Zeitspanne besonders großer Repression ein.

(3) *Coluna Prestes:* Revolutionäre Kolonne von jungen Militärs und Zivilisten gegen die Regierung Arthur Bernardes (1924 – 1927), nach ihrem Anführer Luís Carlos Prestes genannt. Es waren um die 1.000 Männer, die Mitte der zwanziger Jahre einen 25.000 Kilometer langen Marsch durch Brasilien machten, um der verarmten Bevölkerung, insbesondere im Landesinneren, politische Aufklärung und Befreiung von der Herrschaft der Großgrundbesitzer zu bringen. In den befreiten Gebieten gab es für kurze Zeit revolutionäre demokratische Basisstrukturen. Die sehr populär ge-

wordene Kolonne erlitt kein einziges Mal eine Niederlage. Carlos Prestes ging 1927 mit der Truppe nach Bolivien und Uruguay. Später ging Prestes nach Moskau, wo er Olga Benario kennenlernte. Beide wurden von der Kommunistischen Internationalen unter anderem Namen nach Brasilien geschickt, um eine linke Revolution vorzubereiten, die 1935 scheiterte.

(4) *DOPS*: „Divisão de Ordem Política e Social“, Brasilianische Staatspolizei, Folterer in der Zeit der Militärdiktatur von 1964 bis 1985 in Brasilien.

(5) *Bessarabien*: Heute Teil von Moldau (GUS), Mitte der dreißiger Jahre Gebiet in Rumänien, in dem über 200.000 der ca. 750.000 rumänischen JüdInnen lebten. In Rumänien lebte die drittgrößte jüdische Gemeinschaft Europas. Nach dem Anschluß Rumäniens an Hitler-Deutschland wurde Bessarabien 1940 von der Sowjetunion erobert, von der deutschen Wehrmacht 1941 zurückerobert, später von der Roten Armee erneut zurückerobert. Nach dem Beitritt Rumäniens zu den Alliierten wurde Bessarabien trotzdem nicht wieder rumänisches Gebiet. Während der Zeit des Faschismus wurden ca. 150.000 bessarabische und bukowinische (Bukowina: Gebiet und Nachbarschaft von Bessarabien) JüdInnen ermordet; heute leben in Rumänien noch ca. 9.000 JüdInnen.

(6) Zur Identifizierung von Olga: Der brasilianische Botschafter in Berlin, Moniz de Aragão, liebte es, „Personen der ‚israelischen Rasse‘ zu identifizieren“. Zum Dank für die Identifizierung von Olga anhand von brasilianischen Zeitungsfotos, bat er den brasilianischen Außenminister, ihm und damit der Gestapo Kopien von in Brasilien beschlagnahmten Akten zukommen zu lassen, die sich auf kommunistische Aktivitäten in Deutschland bezögen. (aus Fernando Morais, S. 201)

(7) „*Política do marco compensado*“: „Politik der kompensierten Mark“, was bedeutete, daß die brasilianische Regierung deutsche Produkte im Tausch für Sendungen brasilianischer Produkte erwerben konnte.

(8) *Filinto Müller*: Berühmter Polizeipräsident während der Diktatur von Getúlio Vargas (1930 – 1945), der sich brüstete, eine unvergleichliche Repressionswelle gegen Kommunisten und Demokraten entfesselt zu haben.

(9) „*diretas já*“: Kampagne der Oppositionsparteien und der Gewerkschaften für Präsidentschaftsdirektwahlen, die ohne Erfolg war. Der Präsident wurde nach Beendigung der Militärdiktatur 1985 (der letzte Militär-Präsident war der Militär und ehemalige Geheimdienstchef João Batista Figueiredo) noch einmal vom Kongreß bestimmt. Immerhin hatte nicht das Militär entschieden, und auch nicht der Kandidat der militärfreundlichen Partei PDS konnte die Mehrheit der Stimmen gewinnen, sondern der Kandidat der Oppositionsparteien, Tancredo Neves, gewann Anfang 1985 die

Wahl. Sein Vize, José Sarney, wurde jedoch schließlich Präsident, weil Tancredo Neves noch vor seinem Amtsantritt im April 1985 starb.

(10) *Fernando Collor*: Erster 1989 direkt vom Volk gewählter brasilianischer Präsident nach der Militärdiktatur. Wegen Korruption (er soll in seiner kurzen Amtszeit schlagartig millionenfach reicher geworden sein) wurde gegen ihn nach zwei Jahren Amtszeit ein Amtsenthebungsverfahren, weltweit selten angewandtes politisches Instrument gegen Politiker, eingeleitet, das in seiner Amtsenthebung endete. Collor floh außer Landes, lebt nun von der US-Regierung protegiert in Miami.

(11) *P. C. Farias*: Dieser Mann war Schatzmeister während der Wahlkampagne von Collor, er soll der Hintermann bei den Betrugsgeschäften des Präsidenten Collor gewesen sein, ein Geschäftsmann, der sich über Collor Millionenaufträge sicherte. Er und seine Geliebte wurden Mitte 1996 in ihrem Haus ermordet aufgefunden.

(12) *PC do B*: Partido Comunista do Brasil (Kommunistische Partei von Brasilien), eine Abspaltung des PCB (Kommunistische Partei Brasiliens), die 1962 erfolgte. Luís Carlos Prestes stand der PCB 40 Jahre vor.

2. Kapitel

Hintergründe zur jüdischen Flucht und Emigration von Deutschland nach Brasilien

Deutschland war lange Zeit ein Auswanderungsland. Weiße Deutsche hatten Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts als MigrantInnen in anderen Ländern mit Ausbeutung zu kämpfen. Trotzdem fanden sie zum Beispiel im Einwanderungsland Brasilien relativ gute Bedingungen vor – es sei denn, sie waren jüdisch. Weiße, nichtjüdische Deutsche genossen in Brasilien einen positiv-rassistischen Bonus. Für jüdische Deutsche, egal, ob weiß oder nicht, galt kein Bonus. Politisch und kulturell behandelte die politische Elite in Brasilien sie eher wie Schwarze. Das bemerkt Jeffrey Lesser, der 1995 in Brasilien ein Buch über den Antisemitismus und die Diskriminierung von JüdInnen während der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre veröffentlichte.

Trotzdem gingen etwa 3,5 Prozent der vor den Nazis fliehenden deutschen JüdInnen ab 1933 nach Brasilien. Nicht, weil das Land sie reizte, sondern weil andere Länder wie USA oder Palästina sie nicht aufnahmen. Manchmal erboten sich Verwandte oder Bekannte, ein Visum zu ermöglichen, oft verhalf der Zufall zu einer Einreise nach Brasilien.

Ab 1925, der Zeit der jüdischen Emigration aus Osteuropa nach Brasilien, lieferten sich brasilianische Intellektuelle einen antisemitischen Diskurs, der durch die Ereignisse im faschistischen Deutschland bestärkt wurde. Immerhin konnte der Antisemitismus in Brasilien die jüdische Einwanderung nicht verhindern.

Die Frauen, die für dieses Buch interviewt wurden, erwähnen Gesetze und historische Ereignisse, die in ihren Interviews unerklärt bleiben. Daher schlage ich in diesem Kapitel einen weiten Bogen und berichte allgemein über Flucht- und Ankunftsbedingungen. Hier sind die Ausführungen unter den Überschriften etwas ausführlicher als im Glossar. Die Themen überschneiden sich, und sie nach Überschriften zu trennen ist nur sinnvoll im Hinblick auf die Übersichtlichkeit und damit während der Lektüre der Interviews hier schnell mal nachgeschlagen werden kann.

Einwanderungsland Brasilien

Nicht erst ab 1933 ist Brasilien Einwanderungsland. Nach der Befreiung von Portugal, 1822, förderte das brasilianische Kaiserreich die Einwanderung. Die brasilianischen Herrscherinnen und Herrscher fürchteten den Anspruch Argentiniens auf Grenzland. Genauso fürchteten sie die Rücknahme von Land durch kämpfende Indígenas. Daher hielten sie die Besiedlung von urwaldbestandem Land an der Grenze zu Argentinien und im gesamten Süden für sinnvoll. Also kam die brasilianische Regierung auf die Idee, europäischen MigrantInnen Grenzland im Süden Brasiliens zu versprechen. Aber europäische jüdische und protestantische MigrantInnen griffen bei dem Angebot zunächst kaum zu, denn alle Religionen, außer der katholischen Staatsreligion, waren in Brasilien zu der Zeit verboten. Protestantischen SiedlerInnen war erlaubt, ihre Religion privat auszuüben. Zur Wahl gehen durften nur KatholikInnen.

Brasilien war als Einwanderungsland bei West-, Ost- und SüdeuropäerInnen aus weiteren Gründen unbeliebt: In ihren rassistisch geprägten Phantasien mischte sich die Angst vor Indígenas mit der Angst vor Urwald und Krankheiten. Außerdem waren die ökonomischen Möglichkeiten für eingewanderte LandarbeiterInnen wirklich nicht vielversprechend, und *fazendeiros* (Farmbesitzer) behandelten ihre ArbeiterInnen, d. h. jetzt die europäischen MigrantInnen, ähnlich schlecht wie zuvor SklavInnen. Für sie waren die armen europäischen MigrantInnen ein Ersatz, denn 1855 wurde in Brasilien der Sklavenhandel verboten. 1888 wurde offiziell die Sklaverei abgeschafft.

Trotz dieser inneren und äußeren Barrieren fand die freiwillige Einwanderung nach Brasilien bis zum Ende des letzten Jahrhunderts statt. Sie war weiß, europäisch und katholisch.

Deutsche Emigration nach Brasilien – Gründung von deutschen Städten

Ab dem Jahr 1824 gewann die deutsche Emigration nach Brasilien an Bedeutung. Zu der Zeit gründeten Deutsche São Leopoldo, eine Stadt in Rio Grande do Sul, dem südlichsten Bundesstaat Brasiliens. Zunächst war die deutsche Emigration landwirtschaftlich ausgerichtet. Ihren Höhepunkt erreichte sie nach dem Ersten Weltkrieg. Es waren verarmte proletarische oder durch die Inflation und Wirtschaftskrise in

Deutschland ruinierte bürgerliche Frauen und Männer, die ihr Glück in Brasilien suchten. Darunter waren ab 1920 extrem nationalistische Personen, die die Weimarer Republik ablehnten. Aber auch SpartakiStInnen wanderten aus Deutschland aus, in der Hoffnung, in Brasilien ihre sozialen Utopien zu verwirklichen. Insgesamt sind ca. 155.000 Deutsche nach Brasilien emigriert, 90.000 vor dem Ersten Weltkrieg. Um 1937 liegt in Brasilien die Zahl der Deutschen und derer, die deutsche Vorfahren haben, bei ca. 1 Million (nach Emílio Willems, zitiert bei Ethel Kosminsky, 1985). Zum Vergleich: Aus Südeuropa, vorrangig Italien, wanderten von 1890 bis 1919, also innerhalb von fast 30 Jahren, mehr als 2,6 Millionen Menschen nach Brasilien ein. Von 1880 bis 1900 stellte Italien 60 Prozent der ArbeitsmigrantInnen in Brasilien.

Anfang dieses Jahrhunderts fanden brasilianische Behörden europäische MigrantInnen zu politisiert, zu faul und zu gewinnsüchtig. Daher warfen sie ihre rassistischen Bedenken über Bord und erlaubten ab 1908 japanischen MigrantInnen die Einreise nach Brasilien. Von 1918 bis 1938 wanderten 150.000 JapanerInnen nach Brasilien ein. Heute bilden neben ItalienerInnen Menschen aus Japan eine der größten MigrantInnengruppen in Brasilien.

Die Nachkommen der zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert nach Brasilien verschleppten und versklavten Menschen kommen aus unterschiedlichen Gebieten Afrikas. Sie machen heute etwa die Hälfte der brasilianischen Bevölkerung (ca. 170 Millionen) aus. Brasilien ist immer noch ein rassistisches Land: Die Einkommensverteilung zwischen Arm und Reich verläuft in etwa zwischen schwarzen und weißen BrasilianerInnen.

Auch die jüdischen ImmigrantInnen und Flüchtlinge hatten bei der Ankunft in Brasilien mit ihren rassistischen Vorurteilen gegenüber AfrobrasilianerInnen zu kämpfen, und haben das heute noch, wie aus einigen der Interviews herauszulesen ist.

In der Konzentration auf jüdische deutsche Frauen in diesem Buch blende ich nun die freiwillige und erzwungene Migration anderer Gruppen nach Brasilien aus. Ich möchte aber betonen, daß die deutsche jüdische wie auch die deutsche nichtjüdische Migration nach Brasilien für das gesamte Land quantitativ ziemlich unbedeutend war.

Auswanderungsland Deutschland

Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts rühmte sich Deutschland, ein Land zu sein, das menschliche Arbeitskraft exportiert. So stach Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg sogar als eines der größten Auswanderungsländer Europas hervor. Schon ab 1849 arbeitete die Landkolonisierungsgesellschaft „Hamburger Kolonialverein“ (portugiesisch: Sociedade Hamburgesa de Colonização). Diese Siedlungsgesellschaft bekam zuerst 4.000 km², später nochmal 200 km² im südbrasilianischen Bundesstaat Santa Catarina. Dort gründeten Deutsche die nächsten deutschen Städte Joinville und Blumenau (Friedrich Prüser, 1957).

Um die Jahrhundertwende war die deutschsprachige Bevölkerung in den drei südlichsten Bundesstaaten Rio Grande do Sul, Santa Catarina und Paraná mit 200.000 bei einem Fünftel der Einwohnerschaft dieser Bundesstaaten angelangt (Prüser). Und das, obwohl in Preußen 1859 und später im deutschen Kaiserreich zwischen 1871 und 1896 die Auswanderung von Deutschland nach Brasilien untersagt worden war. Gründe für das Verbot waren die massive Ausbeutung und die vielen Erkrankungen im tropischen Klima. Gerade sehr viele Deutsche wanderten wieder in ihr altes Land zurück. Auf Druck der Dampfschiffahrtsgesellschaften hob Preußen das Verbot aber Ende des letzten Jahrhunderts wieder auf.

Nach der Jahrhundertwende gründeten sich weitere Auswanderungsgesellschaften wie z. B. die „Hanseatische Kolonisierungsgesellschaft“ (Companhia Colonizadora Hanseática).

Brasilien hatte 1891 die erste Republik ausgerufen und sich eine Verfassung gegeben, in der die Religionsfreiheit verankert war. Große Auswanderungswellen von Deutschland erreichten Brasilien aber erst nach dem Ersten Weltkrieg und nach dem Börsenkrach 1929.

1926 hatten die deutsche und die brasilianische Regierung über die Anwerbung deutscher EinwanderInnen nach Brasilien verhandelt, denn auf den Kaffeeplantagen in São Paulo herrschte Arbeitskräftemangel. Als die brasilianische Regierung die Gewährung von freier Überfahrt zurückzog, zerschlugen sich die Kooperationspläne. Die Verhandlungen für dieses deutsch-brasilianische Geschäft hatte Herman von Freedon, ein Bremer, im Auftrag der „Reichsstelle für das Auswanderungswesen“ geführt. 1927 gründete er mit dem Startkapital von 5 Millionen Mark in Berlin zusammen mit dem Bremerhavener

Erich Koch-Weser und dem Reichskanzler a. D. Luther die *Gesellschaft für Wirtschaftliche Studien in Übersee*. Aufgabe der Gesellschaft war, die Bedingungen und die Beratung für auswanderungswillige Deutsche, die von der ökonomischen Krise betroffen waren, zu verbessern. KooperationspartnerInnen für diese (wie für alle anderen Auswanderungsgesellschaften) waren Schiffahrtsgesellschaften, deutsche Banken und die deutsche Regierung (mehr dazu s. u.).

Schon nach dem Ersten Weltkrieg verlangte die deutsche Regierung von EmigrantInnen, daß sie ihre ethnische Identität im neuen Land weitertrugen. 1931 wurde die *Gesellschaft für Siedlung im Ausland (GSA)* gegründet. AuswanderInnen, die ab 1935 über diese Gesellschaft emigrieren wollten, mußten „arisch“ nach den Nürnberger „Rassen“gesetzen sein. Über die GSA kam nur eine Siedlung im brasilianischen Bundesstaat Paraná zustande. Sie hieß Terra Nova (Neues Land). Die *Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee* wurde schon Mitte der dreißiger Jahre in die GSA eingegliedert, weil die GSA nazifreundlich war (Information von Geert Koch-Weser, Sohn von Erich Koch-Weser). Die *Studiengesellschaft*, wie viele die *Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee* abkürzend nannten, war von Erich Koch-Weser, ehemaliger Reichsjustiz- und -innenminister und Jude, mitgegründet worden. Er war bis 1933, bis er selbst nach Rolândia ging, ihr Vorsitzender.

Eine in Brasilien sehr erfolgreiche Landkolonisierungsgesellschaft war die *Englische Landgesellschaft*, die offiziell *Paraná Plantations* hieß. Die „Cotton Plantations Syndicate“, die vormals im Sudan Baumwollplantagen besaß, hatte die *Paraná Plantations* gegründet, weil der Sudan politisch zunehmend „instabil“ wurde (Ethel Kosminsky, 1985). Daher suchte und fand diese kolonialistische Gesellschaft neues Land für Baumwollplantagen in Brasilien, nur wurde darauf nie Baumwolle gepflanzt (genauer siehe unten).

Jüdische (deutsche) Emigration und Flucht nach Brasilien

Eine Volkszählung von 1872 behauptet, daß in Brasilien keine Jüdin und kein Jude leben. Zeitgenössische ForscherInnen aber nehmen an, daß in dieser Zeit 2.000 JüdInnen in Brasilien lebten, vermutlich waren es weit mehr. Schon Pedro Alvares Cabral, der im Jahr 1500 offiziell Brasilien „entdeckte“ und für Portugal unterjochte, ließ sich von dem Seemann und Dolmetscher Gaspar da Gama, einem Juden, bera-

ten. In der „Jüdischen Zeitung“ vom 8. 12. 33 vermerkt einE unbekannter AutorIn, daß es Juden waren, die als erstes das wertvolle Brasilholz nach Europa exportierten. Die Maranen (auch Marranen oder Maranen geschrieben, (Schimpf-) Wort für getaufte spanische JüdInnen, die ihre Religion im geheimen ausübten) durften ihre Religion bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in Brasilien frei ausüben. Es gab eine Synagoge in Bahia und einen Rabbiner in Olinda. Wegen der brutalen portugiesischen Inquisition, auch innerhalb Brasiliens, flohen viele JüdInnen nach Nordbrasilien, das unter holländischer Herrschaft stand (später wurde es von Portugal zurückerobert). Die Inquisition in Brasilien endete erst Ende des 18. Jahrhunderts.

Als *Getúlio Vargas* in Brasilien 1930 provisorisch an die Macht kam, waren die Ziele brasilianischer Politik Urbanisierung und Industrialisierung. Brasilianische Politiker lobten die brasilianischen Städte als „europäisiert“ und „verweißlicht“, im Gegensatz zur Provinz, die eher „schwarz“ und „indianisch“ war. Von rassistischer Regierungsseite gern gesehen war deshalb, wenn weiße Landwirte aus Europa sich zur Landwirtschaft im brasilianischen Landesinneren niederließen.

Die japanische Einwanderung hatte rassistische Debatten ausgelöst, aber JapanerInnen ließen sich mehrheitlich in den Provinzen nieder, weit weg von rassistischen Diskursen. Das Vorurteil über JüdInnen und Juden besagte, daß sie nur in die überfüllten Großstädte gingen. Vorurteil hin oder her, schließlich wurde die Einwanderung von JüdInnen von politischer Seite, von den Medien und Intellektuellen aus ökonomischen Gründen befürwortet. Es wurde erwartet, daß genauso wie die japanische auch eine jüdische Einwanderung dem „armen“ Brasilien Gewinn bringen würden. Aus „kulturellen“ (rassistischen) Gründen wurde die jüdische Immigration aber immer noch abgelehnt. Die Sätze des argentinischen Außenministers 1936 sagen über die Vorurteile gegenüber jüdischen MigrantInnen – ohne JüdInnen explizit zu nennen – alles: Die EinwanderInnen müßten ein gewisses kulturelles Niveau besitzen, dürften keine Analphabeten sein und dürften nicht mit destruktiven Ideen infiziert sein. („Jüdische Zeitung“, 11. 12. 36).

In die USA waren zwischen 1840 und 1900 ca. 875.000 europäische JüdInnen eingereist, nach Argentinien 27.000. Zwischen 1904 und 1924 gründete die ICA (auch JCA, Jewish Colonisation Association, 1891 gegründet) in Rio Grande do Sul ländliche Kolonien für einige tausend osteuropäische JüdInnen. Diese Kolonien sollten mit dem Vorurteil aufräumen, JüdInnen würden sich nur in Städten niederlassen.

Die ICA wollte nach ihren Worten einen neuen bäuerlichen Einwanderertypus schaffen, „schwer arbeitende, an ihrem Boden hängende Menschen und wertvolle Bürger ihrer neuen Heimat“ (Ansprache des Präsidenten der ICA, d'Avigdor Goldsmid, zitiert in „Jüdische Zeitung“, 27. 11. 36).

Zwischen 1924 und 1934 stieg die Einwanderung aus Osteuropa nach Brasilien stark an (ca. 93.000 Menschen, von denen ca. 50 Prozent jüdisch waren). 60.000 jüdische Menschen lebten um 1930 in Brasilien und wurden mehr und mehr wahrgenommen. Intellektuelle hatten in politischen Debatten in Brasilien die sogenannte „Jüdische Frage“ (Jeffrey Lesser, 1995) aufgeworfen. Die antisemitischen Äußerungen in Medien und Politik erhielten mit dem Erstarken des Nationalsozialismus in Deutschland und des Faschismus in Italien Nahrung. Der Antisemitismus wurde, wie Jeffrey Lesser (1995) herausstellt, zu einer „respektablen Haltung“.

Etwa 10.000 deutsche jüdische Flüchtlinge sollen während der NS-Zeit nach Brasilien geflohen sein, sagen einige Quellen (Fremde in Bremen, 1993, S. 116; Lesser, S. 320). Argentinien soll in der Zeit auch etwa 10.000 aufgenommen haben (an JüdInnen insgesamt 63.500, Maria Luiza Tucci Carneiro, 1996, S. 139; in Argentinien lebten schon 1936 etwa 250.000 jüdische Menschen, „Jüdische Zeitung“, 2. 10. 36). Ethel Kosminsky (1985) spricht von über 50.000 jüdischen MigrantInnen, die während des deutschen Faschismus aus ganz Europa nach Brasilien auswanderten.

Tabelle 1: Jüdische Flucht aus Deutschland

1933:	37.000	1937:	23.000	1941:	8.000
1934:	23.000	1938:	40.000	1942-45:	8.500
1935:	21.000	1939:	78.000		
1936:	25.000	1940:	15.000		

Insgesamt flohen nach diesen Zahlen zwischen 1934 und 1945 ca. 280.000 deutsche Jüdinnen und Juden vor den Nazis (Biographisches Handbuch (1980), Jeffrey Lesser, 1995). Etwa 525.000 JüdInnen und etwa 340.000 konvertierte JüdInnen lebten vor 1933 in Deutschland.

Zum Vergleich: 55.000 Jüdinnen und Juden gingen von Deutschland nach Palästina, bis 1939 die jüdische Einwanderung in Palästina durch

die Briten massiv behindert wurde. In die USA wanderten während der NS-Zeit ca. 100.000 JüdInnen ein.

Vor 1934 waren die Jüdinnen und Juden, die in Brasilien ankamen, wie schon erwähnt, meistens aus Polen, Rußland oder Rumänien (Heranças e Lembranças, 1991). Ab 1934 war es Jüdinnen und Juden nur möglich, nach Brasilien einzuwandern, wenn sie „gerufen“, d. h. eingeladen wurden (durch eine sogenannte „chamada“, port. Ruf), oder wenn sie 210 US-Dollar bis zu dem Zeitpunkt hinterlegten, zu dem sie sich nachweislich niedergelassen und ein Einkommen hatten. Außerdem galt ab 1934 in Brasilien eine Verordnung, daß nur 2 Prozent der Stärke der Nationalität nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1920 einwandern durften („Jüdische Zeitung“, 1. 6. 34). 1935 stellten Behörden TouristInnenvisa nur für die Dauer von sechs Monaten aus. 1936, als der Druck aus Deutschland zu fliehen in Folge der Umsetzung der Nürnberger „Rassen“gesetze für JüdInnen zunahm, machten die Gesetze in Brasilien ein Visum immer unerreichbarer. In der Zeit mußten zum Beispiel 70 jüdische „TouristInnen“ aus São Paulo nach Paraguay oder Uruguay ausreisen, obwohl in den Jahren davor in Brasilien Menschen mit ungesichertem Aufenthaltsstatus per Dekret eine feste Aufenthaltserlaubnis bekamen. Die verschärfte Kontrolle von Visa und TouristInnenvisa hatte u. a. mit der Angst vor EmigrantInnen aus dem Spanischen Bürgerkrieg zu tun („radikale Elemente“, hieß es in den brasilianischen Zeitungen, „Jüdische Zeitung“, 27. 11. 36). Die Ablehnung von deutschen jüdischen MigrantInnen hatte also auch mit einer geschürten Angst vor KommunistInnen zu tun. Kommunistisch und jüdisch wurde in der brasilianischen Presse zu der Zeit in einem Atemzug genannt. In diesem Klima konnte sich trotz weltweitem Protest 1936 der brasilianische Präsident *Getúlio Vargas* erlauben, die schwangere Olga Benario und ihre Genossin Elise Ewert an Hitler auszuliefern (siehe Interview mit der Tochter von Olga Benario, Anita Prestes, in diesem Buch).

Ab 1937 war die Einwanderung nach Brasilien für „Personen semitischer Herkunft“ legal fast unmöglich. *Getúlio Vargas* hatte ein geheimes Dekret (geheim, weil er die internationalen Reaktionen befürchtete) an alle Konsulate in Europa geschickt, das untersagte, Visa an Jüdinnen und Juden zu vergeben. In den jüdischen Zeitungen in Deutschland nahm unterdessen auf der Anzeigenseite die Werbung für Schiffspassagen nach Südamerika, für tropentaugliche Kleidung, Koffer, Elektrogeräte, Möbel, Transfer- und Vermögensberatung und in-

ternationale Spediteure zu. Genauso nehmen die Länderberichte, Berichte über Einwanderungsbedingungen, über Schulen für jüdische Kinder und Jüdische Gemeinden in Auswanderungsländern zu (z. B. Artikel „Schulwesen in Südamerika“ aus dem „Jüdischen Nachrichtenblatt Wien“ vom 14. 2. 1939 oder die ganzseitige Fotoseite mit dem Text „Landarbeit erleichtert die Auswanderung, Jüdische Mädchen werden Siedlersfrauen“ im „Jüdischen Nachrichtenblatt Wien“ vom 14. 4. 39). Außerdem erscheinen Berichte über die sogenannten Kindertransporte („Jüdisches Nachrichtenblatt“, 13. 12. 38, siehe auch Interview mit Inge Rosenthal in diesem Buch).

Es ist deprimierend festzustellen, daß die Lage für JüdInnen in Europa immer gefährlicher wurde und gleichzeitig andere Länder ihre Einwanderungsgesetze immer härter gestalteten. Da gelang es nur dem Papst 1939, die brasilianische Regierung zu überreden, 3.000 europäische Juden und Jüdinnen nach Brasilien einreisen zu lassen – wenn sie zum katholischen Glauben übergetreten waren. Infolge dieser Visumsmöglichkeit wurden auch „gefälschte“ (Ethel Kosminsky, 1985, S. 44) Taufen durchgeführt. Trotz des antisemitischen Dekrets von 1937 wanderten viele Jüdinnen und Juden weiterhin legal und illegal nach Brasilien ein. Dabei spielte neben dem Druck, den andere Länder machten, die philosemitische („judenfreundliche“) Haltung des damaligen Außenministers Oswaldo Aranha eine Rolle. Das erklärt, warum 1939 mehr Jüdinnen und Juden nach Brasilien einwanderten als in den sieben vorhergehenden Jahren. Es gibt aber eine widersprüchliche Quelle. Ethel Kosminsky (1985) sagt, daß sich unter den schärferen Bedingungen die offizielle Zahl der nach Brasilien einreisenden JüdInnen von 1937: 9.000, 1938: 5.000 auf 1939: 2.300 verminderte.

Die Begründung für oben genanntes Regierungsdekret war, die Zahl von 58.000 zwischen 1934 und 1937 eingewanderten Menschen „semitischen“ Ursprungs seien genug. Fünf Ausnahmen ließ der Einreisestopp 1938 zu: Eheleute oder Familienangehörige bis zum zweiten Grad durften nach Brasilien kommen, wenn die Verwandten einen legalen Status in Brasilien hatten. Touristen oder Handelsvertreter bekamen eine Einreiseerlaubnis, wenn das Ursprungsland eine Rückkehr garantierte. WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen sowie auch TechnikerInnen bekamen recht unbürokratisch Visa, jedoch nur, wenn sie von der Regierung angefordert worden waren. Kapitalisten konnten ein „Kapitalistenvisum“ erwerben, wenn sie ein Mindestkapital von 500.000 US-Dollar in Brasilien investierten (später waren es „nur“

noch 250.000 US-Dollar). Hintergrund für diese restriktivere Einwanderungspolitik war sicher auch der Staatsstreich von Vargas Ende 1937, als er den Estado Novo, den neuen Staat (im Grunde eine Diktatur) ausrief.

Tabelle 2:

In Brasilien eingereiste (europäische) Jüdinnen und Juden (nach Lesser, 1995)

1925:	1.690	1933:	3.317	1941:	1.500
1926:	3.154	1934:	3.794	1942:	108
1927:	3.175	1935:	1.758	1943:	11
1928:	3.167	1936:	3.418	1944:	6
1929:	4.874	1937:	2.003	1945:	120
1930:	3.558	1938:	530	1946:	1.485
1931:	1.985	1939:	4.601	1947:	2.637
1932:	2.049	1940:	2.416		

Erst ab 1933 waren darunter viele Jüdinnen und Juden aus Deutschland, vorher kamen sie hauptsächlich aus Polen.

1938 stellte Brasilien folgende Quote auf: 80 Prozent der ImmigrantInnen mußten Landwirte sein, 20 Prozent durften aus anderen Berufen kommen. Ab 1939 übertrug die Regierung die Visavergabe von den brasilianischen Konsulaten in Europa (und anderswo) an das Paß-Amt in Brasilien und machte dadurch die Visavergabe kontrollierbarer.

Nazi-Deutschland verbot am 23. 10. 1941 für jüdische Menschen die Flucht. Trotzdem reisten in dem Jahr noch über 8.000 Jüdinnen und Juden illegal aus Deutschland aus. Übrigens verdiente Brasilien gut an der jüdischen Einwanderung: In diesen Jahren brachten JüdInnen 35 Millionen US-Dollar mit.

Antisemitismus in Brasilien

Wie schon erwähnt, hatte Mitte der dreißiger Jahre die „Jüdische Frage“ im sozialen und politischen Leben Brasiliens einen Platz eingenommen. Einerseits erhofften brasilianische Politiker mit der Einwanderung von JüdInnen eine ökonomische Verbesserung für Brasilien. Andererseits vermittelten sie und die Medien weiterhin das Bild von

JüdInnen als nichteuropäisch, also nicht willkommen. Es gab im Alltagsleben für Jüdinnen und Juden in Brasilien aber weniger Behinderung als z. B. in Argentinien, denn das Phantasiebild von JüdInnen als gleichzeitig kommunistisch und kapitalistisch zeigte sich in den Alltagsbegegnungen als unhaltbar. In der Realität waren jüdische ImmigrantInnen weder reich noch arm, interessierten sich eher selten für politische Fragen und integrierten sich schnell in die brasilianische Gesellschaft. Die „Jüdische Frage“ zu entwerfen war allein Problem von rassistischen und nationalistischen brasilianischen Politikern. Eine dieser rechten Strömungen nannte sich „nativistas“. Das bedeutet „die Ursprünglichen, Einheimischen“. Sie verkündeten eine „brasiliidade“, einen sehr vagen Entwurf eines „Brasilientums“. Die Behauptung, in Brasilien gäbe es keinen Rassismus (auch heute noch allerorten zu hören), wurde unwidersprochen mit der Behauptung kombiniert, jedeR, die/der nicht schwarz sei und in Brasilien lebe, gehöre der brasilianischen Rasse an und sei BrasilianerIn. So gab es ein Gesetz, das die Einwanderung von AfrikanerInnen und AsiatInnen verbot. Nicht nur die „Nativisten“ hofften, daß die Zahl der fünf Millionen nach Brasilien verschleppten AfrobrasilianerInnen, nicht wachsen, sondern durch „Vermischung“ langsam „verschwinden“ würde. Kein Zweifel, das rassistische Gedankengut aus Europa hatte sich in den Köpfen brasilianischer PolitikerInnen und Intellektueller niederschlagen. Mit „europäisch“ waren Weiße gemeint. JüdInnen wurden einer „jüdischen Rasse“ zugeschlagen und ab 1937 wurde in Brasilien eine Person, die einen jüdisch klingenden Namen hatte, auch als JüdIn bezeichnet.

1933 verhandelte der Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen mit Brasilien um die Aufnahme von deutschen jüdischen Flüchtlingen. Das führte zu keinem Ergebnis, denn die brasilianische Regierung hatte Angst, daß ihre Verhandlungen mit Nazi-Deutschland über einen neuen Handelsvertrag dadurch scheitern könnten. Die brasilianische Presse hetzte, jüdische Flüchtlinge würden Geld nach Brasilien transferieren, um die Kommunistische Partei zu finanzieren. Da half nicht, daß der Flüchtlingskommissar betonte, daß die Flüchtlinge keine Kommunisten oder Radikale seien. Das einzige, was dem Flüchtlingskommissar gelang, war die Anwerbung von ca. 30 deutschen jüdischen WissenschaftlerInnen für den Aufbau von elf neuen Universitäten und Forschungseinrichtungen in Brasilien. Darunter waren: USP (Universidade de São Paulo), Universidade Nova do Rio de Janeiro, Institu-

to Butantan (Schlangeninstitut in São Paulo) und das Instituto Oswaldo Cruz (in Rio). Übrigens nahm auch die Universität Belgrad 1933 sechs jüdische entlassene Professoren in ihr Kollegium auf.

Jüdische Organisationen und Medien in Brasilien

Die größte jüdische Organisation in Brasilien war die oben erwähnte ICA (Jewish Colonisation Association), deren brasilianisches Büro sich in Rio befand. Erfolg der ICA war, daß JüdInnen mit einem Empfehlungsschreiben der ICA auch ein brasilianisches Visum bekamen. Die ICA verbreitete in Berlin einen Prospekt mit dem Titel: „Brazilye: A Tsukunftsland far Idisher Emigratsye“. Sie war von Rabbi Isaiah Rafalowitzh, dem Vorsitzenden der ICA in Rio, verfaßt worden.

1924 entstand in Brasilien sogar eine Vereinigung der jüdischen Prostituierten. Sie hieß SRBI (Sociedade Religiosa e Beneficiente Israelita, zu deutsch: Religiöse Israelitische Wohltätigkeitsvereinigung). In Rio gab es ein Jiddisches Wandertheater, in São Paulo einen jüdischen Sportclub. Außerdem existierten in Brasilien jüdische Arbeitervereine („Jüdische Zeitung“, 7. 8. 36). Für Ankömmlinge gab es Kredite bei der „laispar kasse“. Im Buch „Heranças e Lembranças“ ist erwähnt, daß 1923 jüdische Ankömmlinge in Rio eine Woche umsonst unterkommen und essen konnten. Rio und São Paulo besaßen selbstverständlich mehrere jüdische Schulen. „Dos Idische Vochenblatt“ erschien in Rio, in Porto Alegre „Di Menschkeit“. In den Zeitungen tauchten Anzeigen auf, daß Schiffspassagen von Osteuropa nach Rio in Rio im voraus gekauft werden konnten, sie kosteten 760 *mil réis*, damals ca. 90 Dollar. Zwei Drittel der JüdInnen, die nach 1925 nach Brasilien kamen, hatten ihre Schiffspassagen von Verwandten in Brasilien gekauft bekommen. 1934 gründeten Jüdinnen und Juden in São Paulo eine Liga zur Abwehr des Antisemitismus. Dies meldete die „Jüdische Zeitung“ in Deutschland vom 11. Mai 1934 mit dem Zusatz, daß aus dem Staat Rio Grande do Sul zweiundzwanzig ausländische antisemitische Agitatoren ausgewiesen worden sind. 1940 wurde in Rio die Associação Religiosa Israelita (ARI) gegründet, die ankommenden Flüchtlingen, die zu der Zeit hauptsächlich aus Deutschland kamen, geistige und soziale Unterstützung bot.

Getúlio Vargas verbot den Gebrauch von *Jiddisch*, und die *zionistische* Bewegung (Heranças e Lembranças, 1991). Außerdem gab es in Brasilien auch Berufsverbote für jüdische ÄrztInnen, AnwältInnen und

BuchhalterInnen. In São Paulo war die Situation leichter, deswegen gingen viele JüdInnen später von Rio nach São Paulo, so daß dort heute die größte Jüdische Gemeinde in Brasilien lebt. Nach dem Beitritt Brasiliens zu den Alliierten 1942 durfte in der Öffentlichkeit nicht mehr Deutsch gesprochen werden (es waren alle Sprachen der „Achsenmächte“, d. h. Deutsch, Italienisch und Japanisch verboten, siehe auch im Glossar unter *enemy alien*).

Dank der Arbeit der ICA, die, wie schon erwähnt, selbst *chamadas* ausstellen konnte, nahm die jüdische Einwanderung in Brasilien nur kurzzeitig ab. Eigentlich waren *chamadas* Briefe von Angehörigen aus Brasilien, die sie ihren Angehörigen schickten, um sie zum Kommen aufzufordern. Dieser „Ruf“ mußte von der lokalen Polizei und vom Handels-, Arbeits- und Industrieministerium genehmigt werden. Daher hatte die lokale Polizei sowie die Bundesregierung bereits eine Akte über die oder den ImmigrantIn, wenn sie ankam. Ab 1933 flohen mehr und mehr JüdInnen aus Zentral- und Westeuropa nach Brasilien, die konservativ und bürgerlich waren und oft etwas Anfangskapital mitbrachten (zu dieser Gruppe gehören die meisten der hier interviewten Frauen). Das Ansehen der JüdInnen in Brasilien stieg durch diese „Bessergestellten“; antisemitische Äußerungen wurden weniger, aber die Arm-Reich-Spaltung belastete die jüdischen Gemeinschaften, wie das auch in der Stadt Rolândia zu sehen war.

Faschistische Bewegung in Brasilien

Am meisten Zuspruch von FaschistInnen besaß in den zwanziger und dreißiger Jahren die AIB (Ação Integralista Brasileira), die größte organisierte antisemitische Gruppe in Brasilien. Sie bewunderte Hitler, orientierte sich aber mehr am Faschismus in Portugal und Italien. In den Dreißigern hatte sie 180.000 Mitglieder. 1938 versuchten die Integralisten einen Staatsstreich. Nach Ethel Kosminsky (1985) finanzierten deutsche Industrielle und Nazis die Integralisten mit fast einer Million US-Dollar.

Zur Verbreitung antisemitischer Schriften trug Gustavo Barroso, der Präsident der Academia de Letras (Philosophische Gesellschaft) bei, der die Hetzschrift „Die Protokolle der Weisen von Zion“ in Brasilien herausbrachte. Selbst ein Teil der Linken war antisemitisch: Die ANL (Aliança Nacional Libertadora), die von der zu diesem Zeitpunkt verbotenen Kommunistischen Partei Brasiliens (PCB) gegründet worden

war, wollte alle ausländischen Firmen nationalisiert haben. Diese Firmen und den internationalen Imperialismus assoziierte die ANL mit dem Judentum.

Es hat aber in Brasilien auch Protestdemonstrationen gegen Antisemitismus gegeben, die des öfteren von der Polizei gewaltsam aufgelöst wurden.

Ein gewisser Francisco Campos aus dem Staat Minas Gerais gründete 1931 die „camisas pretas“ (Schwarzhemden) und wurde im selben Jahr Erziehungsminister Brasiliens und 1933 Berater von *Getúlio Vargas* (Jeffrey Lesser, 1995).

Einerseits sollte nach Meinung einiger Politiker Brasilien „verweißlicht“ werden (das Stichwort hieß „branqueamento“). Jeffrey Lesser erwähnt in seinem Buch den Historiker und Professor Francisco José de Oliveira, selbst Schwarzer, der die „neuen arischen Zentren“ im Süden Brasiliens lobte. Übrigens fanden auch in Brasilien Eugenikkongresse statt, der erste 1929!

Der zunehmende Nationalismus erfand statt der „Verweißlichung“ die akzeptiertere Politik der „Brasilianisierung“ (das Stichwort hierfür war wie oben erwähnt „brasilianidade“) der Gesellschaft, für die in der Öffentlichkeit sich viele bekannte Personen einsetzten.

Nazis in Rolândia

Für die jüdischen Ankömmlinge in Rolândia ab 1933 stelle ich mir die Situation zwiespältig vor: Sie waren den Nazis entkommen, trafen aber in und um Rolândia auf einige faschistische Deutsche, die nach mündlichen Berichten Nazipropaganda im Radio hörten, Nazi-Paraden durchführten und Hitlers Geburtstag feierten. Viele der interviewten Frauen erwähnen Menschen mit deutschen Vorfahren als besonders konservativ und hitlerfreundlich. Auch in den Interviews, die Ethel Kosminsky von 1976 bis 1978 mit jüdischen Frauen und Männern in Rolândia durchführte, stellen die InterviewpartnerInnen die Nachkömmlinge von Deutschen in Brasilien als rechtskonservativ da. Das stimmt nicht durchgängig, wie einige interviewte Frauen sagen. Aber Tatsache ist, daß es NSDAP-Zellen in Südbrasilien gab, die sich ganz klar auf die „Deutschstämmigen“ stützten. Für den Fall eines Sieges des Faschismus in Deutschland und Europa sollten nach dem Zweiten Weltkrieg aus den drei südlichen brasilianischen Bundesstaaten eine

deutsche Kolonie aufgebaut werden. Wie gesagt, diese Nazizellen fanden großen Anklang bei Menschen in Brasilien mit deutschen Vorfahren, die selbst nie in Deutschland gewesen waren und ein gefährlich chauvinistisches Nationalbewußtsein hatten.

In einigen mündlichen Berichten wird der „Club Concordia“ in Rolândia, einer der beiden großen „Clubs“, als von Nazianhängern gegründet beschrieben. In seinen Statuten soll noch jahrzehntelang der Beitritt von Juden und Jüdinnen untersagt worden sein.

Die meisten der national gesinnten Nachkömmlinge von Deutschen in Rolândia waren von den zwei südlichen Bundesstaaten Brasiliens (Rio Grande do Sul und Santa Catarina) in den Norden Paraná gezogen. Einige Nazis sind aber in den dreißiger bis fünfziger Jahren von Deutschland nach Rolândia ausgewandert. Einige der interviewten Frauen haben diese Nationaldeutschen wahrgenommen, andere erklären heute, daß es unbedeutend wenige waren. In der Enge der von einander abhängigen SiedlerInnengemeinschaft mitten im Urwald in Rolândia, stelle ich mir die erneute Konfrontation der Flüchtlinge mit dem deutschen Faschismus beängstigend vor.

Daß auch einflußreiche Personen in Rolândia Nazis waren, ist bewiesen. Zwei Beispiele: Der ab 1936 amtierende evangelisch-lutherische Pfarrer Zischler in Rolândia, der einige der geflüchteten konvertierten Juden in seiner Gemeinde hatte, war der Konsulagent des Nazi-Konsulates von Curitiba, Hauptstadt des Bundeslandes Paraná. Er soll, laut Erzählungen, von der Kanzel mit Hitlergruß begrüßt und die Nazi-Uniform getragen haben. Auch soll, so berichten einige Interviewte bei Ethel Kosminsky, die Nazifahne auf dem Dach der Kirche geweht haben. Der heutige evangelisch-lutherische Pfarrer von Rolândia gab mir Einblick in die Gemeindeunterlagen. Die Korrespondenz und Protokolle der Gemeinderatssitzungen zwischen 1938 und 1945 fehlen. Erhalten ist die Korrespondenz von 1934 bis 1936, in der es u. a. um die Einstellung eines eigenen Gemeindepfarrers in Rolândia geht. Mehrere dieser Briefe (von Pfarrern, dem Leiter der „Kolonie Roland“ und von der Kirchenleitung in Santa Catarina und Rio Grande do Sul) sind mit „Heil Hitler“, „mit deutsch-evangelischem Gruß“, „mit

deutschem Gruß“* unterschrieben. In einigen wird vom Erhalt des Deutschtums geredet, für den die deutschen Geistlichen sorgen sollen. Bei einigen der Briefe ist der untere Abschnitt des Briefes, auf dem sich die Unterschrift befinden müßte, abgerissen. Ich vermute, daß belastendes faschistisches Material entfernt wurde. Der evangelische und der katholische Pfarrer mußten 1939 für einige Wochen ins Gefängnis nach Curitiba, durften danach aber ihre Ämter in Rolândia wieder bekleiden. Ihnen wurde vorgeworfen, junge Männer mit deutschen Vorfahren als Soldaten für Hitler rekrutiert zu haben. Pastor Zischler wird auch 1942 noch mal verhaftet.

Nicht ganz so straflos kam Oswald Nixdorf in Rolândia davon, der von vielen jüdischen Flüchtlingen in Rolândia als („harmloser“) Nazi bezeichnet wird. Er war der Verwalter der Berliner *Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee*. Ethel Kosminsky, die ihn auch interviewt hat, berichtet, daß er 1942 (Kriegseintritt Brasiliens auf der Seite der Alliierten) nach seiner Festnahme in Curitiba einen Prozeß anstrengte und dadurch sein enteignetes Land nach vielen Jahren wiederbekam. In seiner Autobiographie beschreibt Nixdorf selbst, wie er sich an den Chef der NSDAP in Brasilien, Herrn Cossel, wandte. Der deutsche Konsul in Curitiba machte ihn sofort zu seinem Konsulagenten (Oswald Nixdorf, 1979, S. 88–91). Die Anwesenheit Nixdorfs muß für einige jüdische Flüchtlinge schwer zu ertragen gewesen sein. Er soll viel für die Flüchtlinge getan haben, sie waren aber auch sehr abhängig von ihm, denn er bekleidete in der neuen Siedlung mehrere Ämter: Er war nicht nur Verwalter für die *Studiengesellschaft* in Rolândia, er war auch Präsident der selbstgegründeten „Deutschen Siedler-Versammlung“ und nannte sich „Kolonie-Leiter“. Nach Briefen aus der lutherischen Pfarrei war er ab 1935 für die *Gesellschaft für Siedlung im Auslande (GSA)* aus Berlin tätig. In seinem Buch erwähnt er verschwommen, daß die *Studiengesellschaft* in Schwierigkeiten stecke (es waren ganz klar rassistische politische Gründe, die *Studiengesellschaft* aufzulösen!) und er nun von der *GSA* bezahlt würde.

Ab 1942 durfte in Brasilien öffentlich kein Deutsch gesprochen werden, deutsche Schulen wurden geschlossen. Da erwischte es genauso

* Auch nationaldeutsche Juden in Deutschland grüßten in ihren Briefen mit dem „deutschen Gruß“ (siehe „Jüdische Zeitung“, 8. 5. 1934), was zeigt, wie groß der Druck war.

Jüdinnen und Juden. Einige Juden in Rolândia kamen wegen deutscher Gespräche auf der Straße für ein paar Tage ins Gefängnis. Wer reisen wollte, mußte mit sich ein *salvo conduto* führen, eine Art Geleitbrief.

Die „Englische Landgesellschaft“ (Paraná Plantations) und die „Gesellschaft für Wirtschaftliche Studien in Übersee“

1927 wurde die *Studiengesellschaft* mit Hilfe der Reichsregierung gegründet. Sie sollte verarmte und auswanderungswillige LandwirtInnen beraten, Möglichkeiten für ihre Niederlassung im Ausland erkunden und der Vereinzelung vorbeugen. Konkret sollte in Südamerika ein Gebiet gefunden werden, wo kirchliche Betreuung, kulturelle Angebote, ärztliche Versorgung und Möglichkeiten für Genossenschaftsgründung gegeben waren.

Das Land der *Paraná Plantations* befand sich im Norden des Bundesstaates Paraná. Die *Paraná Plantations* wollte die Länderschließung gut organisiert wissen. Sie hatte 1925 der brasilianischen Regierung insgesamt 450.000 *alqueiren* Land abgekauft (für 8.712 *contos reis*), um es ausländischen Siedlern und Siedlerinnen weiterzuverkaufen. Die Tochtergesellschaften der *Paraná Plantations*, die *Companhia de Terras Norte do Paraná* und die *Companhia Estrada de Ferro São Paulo-Paraná* (Eisenbahngesellschaft), besaßen insgesamt über 1.000.000 ha Land in Paraná – das ist ein Gebiet halb so groß wie Belgien (Geert Koch-Weser, Staden Jahrbuch 1986/87). Sie hatten vor, entlang einer Eisenbahnlinie alle 10 Kilometer eine kleine und alle 100 Kilometer eine große Ortschaft zu errichten, um eine „Pionierländerschließung“ durch einzelne Landbesitzer und ihre Familien zu vermeiden.

Zunächst erhielt die *Studiengesellschaft* einen Brief, in dem sie darum gebeten wurde, deutsche SiedlerInnen auf die Ländereien der *Paraná Plantations* aufmerksam zu machen. Dann schloß die *Englische Landgesellschaft* Anfang 1932 mit der *Studiengesellschaft* in Berlin Verträge über Landkäufe ab. Die Existenz dieser beiden Gesellschaften, später auch der *GSA*, wurde für die jüdische Emigration und Flucht nach Nordparaná überlebenswichtig.

1932 erschien im Nachrichtenblatt der „Reichsstelle für das Auswanderungswesen“ eine Mitteilung über die geplanten neuen Siedlungen in Brasilien. Eine war Londrina (Klein-London), eine Neu-Danzig genannt worden (Neu-Danzig heißt heute Cambé). Im Dezember 1925

waren die ersten Käufer – acht JapanerInnen – in Londrina angekommen. Erich Koch-Weser fuhr im Auftrag der *Studiengesellschaft* 1933 nach Brasilien und schrieb einen „Bericht über eine Reise nach Brasilien“, der als Publikation der *Studiengesellschaft* 1933 erschien. Der Bericht wurde außerdem gekürzt in der Zeitschrift „Die Hilfe“ (Nr. 22 und Nr. 23 von November und Dezember 1933) publiziert. Darin beschreibt er Bodenqualität in Nordparaná, die Flüsse, Städte, Währung, Klima etc.

Die Kaufbedingungen zwischen der *Paraná Plantations* und der *Studiengesellschaft* waren folgende: Fünf *contos reis* kostete jedes Landgebiet von 10 *alqueiren*. Das sind 5.000 *milreis*. Ein Tageslohn für Rodungsarbeiten lag zu der Zeit bei 5 bis 6 *milreis*, das entsprach etwa 1 bis 1,5 RM. Diese Summe mußte innerhalb von fünf Jahren gezahlt werden. Koch-Weser spricht in seinem Bericht davon, daß 30 Prozent sofort gezahlt werden mußten, der Rest innerhalb von drei Jahren. Um einen Eindruck vom Schreibstil und der politischen Einstellung, vielleicht auch der politischen Taktierkunst Koch-Wesers zu vermitteln: Er spricht in seinem Bericht von der „Führung des Deutschtums“ in Brasilien, für die nicht nur Konsulate verantwortlich sein sollen, sondern auch deutsche Schulen, Pfarrer und Lehrer. Er erwähnt keine zur Auswanderung gezwungenen JüdInnen, er sagt nur: „Worauf sich das Interesse Deutschlands in erster Linie konzentrieren müßte, ist die landwirtschaftliche Siedlung in Brasilien namentlich durch Personen mit Kapital. Brasilien ist fast das einzige Land der Welt, wo deutsche Siedler noch vorurteilslos aufgenommen werden.“ Außerdem sei Brasilien gut für den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, „der im Mittelpunkt des deutschen Ringens steht“ („Die Hilfe“, S. 593).

Ein großes Landstück wurde für die Berliner *Studiengesellschaft* reserviert. Ab 1933 interessierten sich mehr und mehr deutsche Jüdinnen und Juden für den Erwerb von Landbriefen in Brasilien, Ersatz für direkten Geldtransfer ins Ausland, den die Nazis stark behinderten. Bis 1934 durften noch pro AuswanderIn 10.000 RM (in Devisen) mitgenommen werden, danach 2.000 RM; 1936 waren es 1.000 RM und 1938 nur noch 10 RM (zu der Zeit etwa 50 US-Dollar; Susanne Behrend berichtet während ihres Interviews, daß das in Brasilien etwa 70 *milreis* waren). Die Reichsfluchtsteuer, 1931 ursprünglich zur Behinderung von Auswanderung eingeführt, wurde ab 1933 dem zunehmenden Auswanderungsdruck der deutschen jüdischen Bevölkerung angepaßt, d. h. erhöht. JüdInnen mußten bei ihrer Auswanderung da-

mit rechnen, ein Viertel ihres Einkommens und ein Viertel ihres Vermögens abgeben zu müssen („Jüdische Zeitung“, 23. 6. 33). Fluchtsteuer mußten zunächst die bezahlen, deren Vermögen mehr als 200.000 RM oder deren Jahreseinkommen mehr als 20.000 RM betrug. Später mußten die Reichsfluchtsteuer schon diejenigen bezahlen, deren Vermögen 50.000 RM betrug („Jüdische Zeitung“, 5. 2. 37, und Max Hermann Maier, 1975). Die Reichsfluchtsteuer und die verordneten jüdischen „Sühneleistungen“ (nach der Reichspogromnacht mußten JüdInnen 1,25 Milliarden RM an „Kollektivbuße“ zahlen) brachten dem Deutschen Reich 1938 zwei Milliarden Reichsmark ein, ca. 5 Prozent der Steuereinnahmen jenes Jahres. Jüdisches Vermögen wurde ab 1938 (aber schon davor gab es ähnliche Bestimmungen) mit der „Sperrmark“ belegt. Das bedeutete, daß das zurückgelassene Guthaben einer EmigrantIn in ein Sperrguthaben verwandelt wurde und der Aufsicht von Devisenstellen unterstand. Nur in drei Fällen gaben die Devisenstellen es frei: Wenn ein Kredit an einen (sogenannte „arischen“) Deutschen (im Ausland) gegeben werden sollte, bei Erwerb von Grundbesitz oder zur Bezahlung von Versicherungsleistungen (Raul Hilberg, 1990). Devisen für das neue Land konnten in Deutschland 1936 nur mit Verlusten von 50 Prozent gekauft werden („Jüdische Zeitung“, 30. 10. 36). Der Verlust wurde jedes Jahr größer. Zum Beispiel erhielt die 1938 nach Rolândia fliehende Familie Maier für ihr Vermögen noch 6 Prozent des Wertes der Reichsmark in ausländischer Währung (Max Hermann Maier, 1975). Nach 1941 wurden die Sperrkonten von den Nazis konfisziert.

Aufgrund dieser Schwierigkeiten handelte die *Englische Landgesellschaft* mit der deutschen Regierung aus, daß Juden auf das Konto der *Englischen Landgesellschaft*, die einen Sitz in Berlin hatte, Geld einzahlen konnten. Mit diesem Geld wurde deutsches Eisenbahnmaterial gekauft. Das transportierten deutsche Schiffe nach Brasilien. Die brasilianische Regierung ließ die *Englische Landgesellschaft* eine Eisenbahnlinie in den Urwald bauen, da sie Interesse an der Urbarmachung des Landes und der Aufwertung von Urwaldland durch verbesserte Infrastruktur hatte. Sobald das Eisenbahnmaterial im Hafen von Santos angelangt war, bekamen die (geflohenen) SiedlerInnen, wenn sie es zudem geschafft hatten, ein Visum für Brasilien zu ergattern, Landbriefe ausgehändigt. Zwischen 1936 und 1939 kostete eine *alqueire* (24.200 m²) 100 RM, das entsprach 500 *milreis* damaliger brasilianischer Währung. Die Durchschnittsgröße der an die SiedlerInnen ver-

gebenen Ländereien auf dem fruchtbaren Boden von Nord-Paraná (der „terra roxa“) war 64 *alqueiren*. Die *Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee* kassierte als Mittlerin zwischen den auswanderungsbereiten JüdInnen aus Deutschland und der *Paraná Plantations* 10 Prozent des Landpreises für kulturelle Zwecke. Damit wurden in Rolândia ein Krankenhaus und eine Schule aufgebaut. Was die kirchliche Betreuung angeht, hatte sich die *Studiengesellschaft* vorsorglich an den evangelischen Oberkirchenrat in Berlin gewandt, damit diese „Heimatkirche“ in ihren brasilianischen Gemeindeverbänden nach einem geeigneten Pfarrer für Rolândia suchen möge. Der Vorsitzende des evangelischen Gemeindeverbandes von Santa Catarina und Paraná in Blumenau, Herr W. Scheerer, korrespondierte daraufhin mehrmals mit Oswald Nixdorf, dem „Kolonieleiter“ von Rolândia. Übrigens unterschrieb Nixdorf seine Briefe mit „Herzlichen Gruß und Heil Hitler“, Scheerer unterschrieb mit „deutsch-evang. Grüße u. Heil Hitler“.

Zum Glück hatte sich die *Englische Landgesellschaft* geweigert, die Auflagen der deutschen Regierung für die Siedlung Rolândia zu erfüllen. Die wollten, daß Rolândia eine Nazi-Zelle werde; Neueinwanderer sollten nach rassistischen Gesichtspunkten klassifiziert werden.

Rolândia entwickelte sich völlig anders, als es sich die Nazis erhofft hatten. In Rolândia lebten bald nur verhältnismäßig wenig Deutsche, und die Zahl der JüdInnen, die zu Beginn im Verhältnis zu anderen hoch war, nahm prozentual ab und machte kaum mehr ein paar Prozent der EinwohnerInnen Rolândias aus. Ausschlaggebend für den großen Zuzug von ausländischen und brasilianischen Menschen war der Kaffeeboom. 1956 wurden in Brasilien 1 Million Tonnen Kaffee geerntet, 50 Prozent der Weltkaffeernte! Rolândia lag inmitten des neuerschlossenen Kaffeeanbaugebiets, zog ZuwanderInnen aus allen Teilen Brasiliens an und wurde in kürzester Zeit wohlhabend. Die Bevölkerung wuchs von 1.761 im Jahr 1938 (davon waren ungefähr 1.400 BrasilianerInnen und 360 AusländerInnen) auf etwa 15.000 im Jahr 1957.

1944 wurde die *Companhia de Terras do Norte do Paraná* an eine Banker-Gruppe aus São Paulo verkauft und hieß ab da *Companhia Melhoramentos Norte do Paraná*. Heute ist der Kaffeeboom schon lange vorbei, die Weltmarktpreise sind gesunken, in anderen Regionen der Welt wird Kaffee billiger und ohne Frostgefahr angebaut. Rolândia und die umliegenden Farmen verarmen. In dem ruhigen Provinzstädtchen leben heute etwa 50.000 EinwohnerInnen.

3. Anhang



Foto oben:
Blick auf eine Weide von Hertha Levys Land, 1937

Foto unten:
Hertha Levy beim Melken



Foto oben:
Hertha Levys Haus, 1937

Foto unten:
Hertha Levy beim Hühnerrupfen



Foto oben: ...
Frau Wendels Haus

Foto unten:
Frau Wendel beim Heumachen

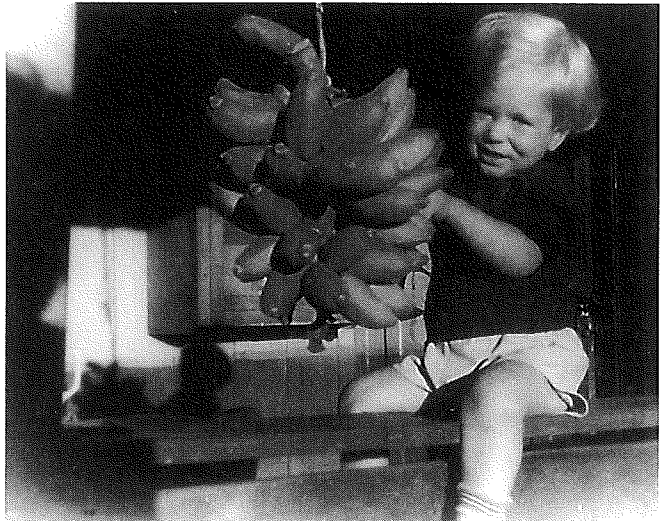


Foto oben:
Drei Töchter von Frau Wendel

Foto unten:
Kind von Frau Wendel mit Bananenstaude



Foto oben:
Susanne Behrend (geb. Stern) mit ihrem Mann im eigenen Haus,
1949

Foto unten:
Susanne Stern mit ihrer Großmutter auf der Veranda, 1943

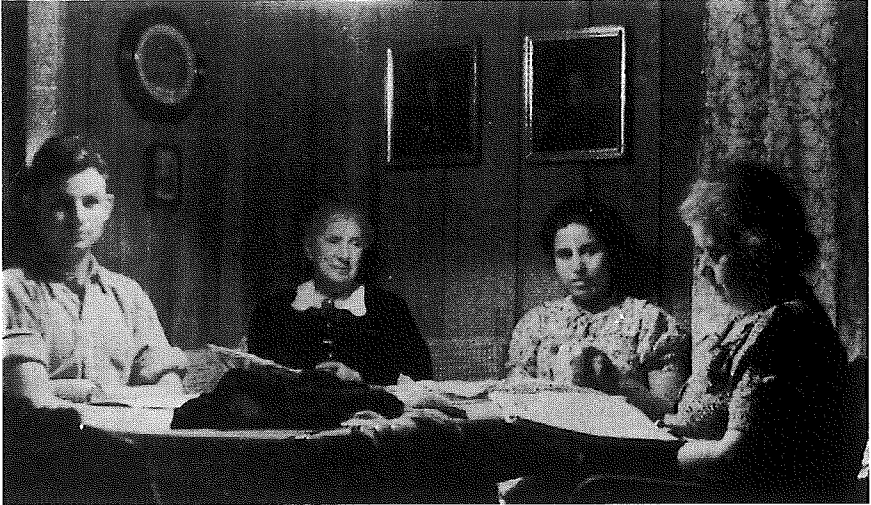


Foto oben:
Abends bei Familie Stern im Wohnzimmer, 1943

Foto unten:
Susanne Stern auf dem Schiff nach Brasilien, Mai 1939

Dokumente

ÜBERSEE-TRANSPORTE

Jeden Samstag nach
 Nur eine komfortable Klasse. Gut, billig, bequem.
NEW-YORK
 Fabrikate
Vlissingen Antwerpen
 „Stela“-Dampfer RM 24123
 „Land“-Dampfer RM 24122
Einschiffung auch in Southampton
 Bordgelder, Ladungsvaluta gratis
 Reichentransport laut Genehmigung
 Red Star Linie
 Größter Dampfer für die Ostsee
 Wiss. u. Kabinette 3
 Tel. R-27-1-14

RED STAR LINE

Auslandstausch
 Auswanderer und Rückwanderer tauschen ihre Grundst., Hypothekensforderungen und sonstige Werte mit Genehmigung d. Devis.-Stelle durch
Louis Grünberger
 Breslau, Hohenzollernstraße 84
 Vermögens- und Treuhänderverwalter
 Grundstücks- u. Hypothekensmakler

Nach
Palästina Süd-Amerika Nord-Amerika Süd-Afrika
 Schiffskarten für alle Linien und nach allen Ländern
 Visa- und Kreditbesorgung
Walter Joel
 Breslau 13, Kala-Wilb.-Str. 17 / Tel. 32334
 Konzess. Auswanderungs-Agentur der RED-STAR-LINE

Wohnungs-Umzüge
 aller Art, spez.
Übersee-Transporte
 sachgemäß und preiswert
 Spedition- u. Lagerges. m. b. H.
Adolf Imbach & Co.
 Fernspr.: 5844/43
 Breslau - Schlesierstr. 2

Für Auswanderer
 Pension in Paraguay u. Vorn in West-Indien einschließlich gutem Viehbestand, sehr gut eingerichtet
Villa in Frankreich
 mit 1360 qm Park
 für Sanatorium besonders geeignet, sowie Grundstücke usw. im Ausland, in Deutschland mit Genehmigung der Devisen-Stelle zahlbar, vermittelt
Louis Grünberger
 Breslau, Hohenzollernstraße 84
 Vermögens- und Treuhänderverwalter
 Grundstücks- u. Hypothekensmakler

Für
Auswanderer
 vorteilhafte Angebote in
**Leinensaccos
 Leinenhosen
 Regen- u. Wettermänteln
 Übergangsmänteln**
**Sportanzügen
 Straßenanzügen
 Ulstern und Palots**
L. PRAGER
 Spezial-Geschäft für Herren- und Knaben-Bekleidung
 Albrechtstraße 31

Auswanderer!
 Vergesse nicht die **Doppel-Vautesch** mit **Handgriffen** in 2 **bequeme Betten** zu **verwandeln**.
 Spezialhaus für **Polstermöbel** mit **eigener Werkstatt**
Sesselhaus J Günzburger
 Breslau, Schweidnitzer-Str 50

GEMEINDEBLATT

**Auswandern?
Spediteur!**

Fragen Sie
B. FRIEDLÄNDER & Co
INTERNATIONALE SPEDITEURE
BERLIN W9 - UNIKSTR. 13 - BT. 5395 74

(Süddeutsche Volkszeitung)
Breslau, den 6. Oktober 1936
20. November 1936

Tropensichere
Armband-Uhren
mit 15 steinigem Ankerwerk ab 32⁰⁰

Marken - Uhren
„O m e g a“
„Longines“
„Glashütte“
in großer Auswahl

Arnhold Rosenthal
Neue Schweidnitzer Straße 5
Fernsprecher 2 76 70

Nach Südamerika
Argentinien, Brasilien, Uruguay

ma D. „Lipari“ - „Belle Isle“ -
„Eubée“ - „Kerguelen“
der Compagnie des Chargeurs Réunis

Nächste Abfahrten:
28. Juli, 11. Aug., 29. Aug., 12. Sept.

Vertretung für Schlesien:
Walter Joel
Kais.-Wilh.-Str. 177 Rof 32334
Besorgung v. Einreise- u. Touristenvisa

Zur Auswanderung

Elektr. Kühlchränke
Elektr. Herde und Kochplatten
Staubsauger
Petroleumkocher

BBI

Alle Taschenstraße 3 B
und
Kaiser-Wilhelm-Straße 3
Telefon 534 86

Holland-Amerika Linie

BORDGELDER

Auskünfte: Wien I, Schubertring 11
Telephon U-19-0-35



Die deutschsprachigen jüdischen Zeitungen veröffentlichten ab 1933 zunehmend Anzeigen für „Auswanderungswillige“.
Obige Anzeigen sind entnommen aus: „Jüdisches Gemeindeblatt“, „Jüdisches Nachrichtenblatt Wien“, „Jüdische Zeitung“ (vormals „Jüdische Volkszeitung“).

Eidesstattliche - Erklärung !

Ich, Frau Ilse Rosenthal geb. Lobbenberg früher wohnhaft in Altona/ Elbe geb. am 20. November 1907 erkläre hiermit an Eidesstatt, dass ich mit Frau meta Cohn geb. Katzenstein früher wohnhaft in Hamburg, Kaiser- Wilhelmstr. 35 seit mehr als 30 Jahren eng befreundet bin. Diese Freundschaft führte, nach meiner Verheiratung, mein Mann Julius Rosenthal ebenfalls früher wohnhaft Altona/ Elbe mit Herrn Siegbert Cohn bis zu unserer zwangweisen Auswanderung Ende 1938, weiter. Da wir wirkliche Freunde waren und auch heute noch sind, hatten wir alle geschäftlichen sowie privaten Angelegenheiten stets gemeinsam besprochen. Ich kann aus diesem Grunde bestätigen, dass es meinen Freunden Cohns stets wirtschaftlich ausgezeichnet ging, dieselben eine elegant eingerichtete 5 Zimmer-Wohnung hatten (Möbel, Teppiche Gardinen) aus den bekannten "Werkstätten- Katzenstein" stammten. Ferner beschäftigten Sie ausser für Ihre Kinder eine sehr teure geprüfte Baby- Schwester noch Hauspersonal. Privat hatten Cohns sehr viele Verwandte sowie Freunde und hatten einen sehr grosszügig geführten Haushalt. Da wir uns oft über die Kosten eines solchen Haushalts unterhielten, nannte Herr Cohn, mir sowie auch meinen Mann die Summe von ca. 1.000.00 Mk. monatlichen Privatverbrauch. Da wie oben erwähnt, ich die Familie so genau kannte, wusste ich, dass Sie niemals über Ihre Verhältnisse gelebt hatten, da sie ein erklebnisses Geschäft hatten.

Buenos Aires , 8. Mai 1956

stehende eigenhändige Unterschrift der
Ilse Rosenthal

Buenos Aires

Ilse Rosenthal



beauftragte ich hiermit auf Grund Ihrer vor
mir erfolgten Vollziehung - Anerkennung.
Buenos Aires, den 14. Mai 1956

M. ...
Konsulatssekretär

bei der Botschaft

Gebühren der Bundesrepublik Deutschland
nach § 37a Konsulargesetz

Um von der BRD „Wiedergutmachung“ zu bekommen, mußten verfolgte Jüdinnen und Juden nachweisen, was ihnen durch die Nazis geraubt wurde und was sie vor dem Faschismus besaßen.

Sie mußten eidesstattlich erklären, was sie verloren hatten, wo sie in Ausbildung oder Beruf beeinträchtigt waren. Außerdem mußten sie Zeuginnen und Zeugen suchen, die in eidesstattlichen Erklärungen belegten, welchen Lebensstandard die Person hatte, wie gut die jeweilige Firma lief etc. Die Aufnahme eines Wiedergutmachungsverfahrens war an einen „Mindestverlust“ gebunden. Durch willkürliche Umrechnungen und schlechtere Wechselkurse bekamen die Überlebenden oft sehr wenig Geld.

Eidesstattliche Erklärung.

Ich, Hans Helmut Behrend, wurde am 23 Juni 1919 in Berlin-Dahlem geboren und bin Volljude im Sinne der Rassengesetze. Ich besuchte das Arndt-Gymnasium in Berlin-Dahlem bis zum Jahre 1937, das ich Ostern 1937 mit dem Reifezeugnis vorliess. Ich wollte Diplom-Landwirt werden und zu diesem Zwecke die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin absolvieren, aber diese Absicht war aus rassistischen Gruenden undurchfuhrbar. Deshalb wanderte ich im April 1937 zusammen mit meinen Eltern nach Brasilien aus. Mein letzter deutscher Wohnsitz war Berlin-Halensee, Hektorstrasse 6.

Hier in Brasilien konnte mein Vater ein kleines landwirtschaftliche Gut erworben, auf dem ich bis zum Jahre 1947 als Hilfsarbeiter arbeitete, ohne mehr als den Lebensunterhalt zu verdienen. Im Jahre 1947 tat ich mich mit einem Freunde zusammen, um mit ihm gemeinsam ein kleines Saogewerk zu betreiben. Da sich aber dieser Versuch, selbststaendig zu werden, als nicht durchfuhrbar herausstellte, nahm ich im Jahre 1950 eine kaufmaennische Stellung in einem Baumaterialien-geschaeft an, in Rolandia. In dieser Stellung bin ich jetzt noch taetig. Ich bin verheiratet und habe ein Kind.

Vorstehendes versichere ich an Eidesstatt. Die Bedeutung einer eidesstattlichen Erklaerung ist mir bekannt.

Rolandia, 18.Dezember 1956.

Hier liegen zwei eidesstattliche Erklärungen vor: die eine ist eine Zeugin für Familie Cohn, d. h. die Eltern von Ursula Stern (geb. Cohn), deren Erklärung die deutsche Botschaft in Argentinien beglaubigte (im Besitz von Ursula Stern); die andere ist eine persönliche Erklärung von Helmut Behrend (vermutlich geht es um seinen „Ausbildungsschaden“, eine abgebrochene Ausbildung), dem Mann von Susanne Behrend (im Besitz von Helmut Behrend).

Самое — HM Verwaltungsgebühr bezahlt

4.2.1939

DEUTSCHES REICH

Stempelmarke

REISEPASS

Nr. *St. 23/39*

NAME DES PASSINHABERS

Eva Sara Stern
geb. Pielschowskij

~~BEGLEITET VON SEINER EHEFRAU~~

~~UND VON KINDERN~~

STAATSANGEHÖRIGKEIT:

DEUTSCHES REICH

Dieser Paß enthält 32 Seiten

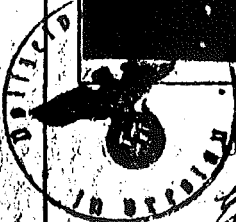
Paß zur Ausreise von Meta Cohn, Ursula Sterns Mutter. In diesem Paß ist das große „J“ für „jüdisch“ aufgedruckt, das in vielen Ländern zum Einreiseverbot führte, zeitweise auch in Brasilien. Jüdinnen waren gezwungen, im Paß den zweiten Vornamen „Sara“, Juden als zweiten Vornamen „Israel“ einzutragen (im Besitz von Ursula Stern).



Ehefrau



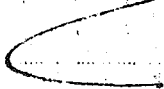
Lichtbild



Unterschrift des Paalinhabers

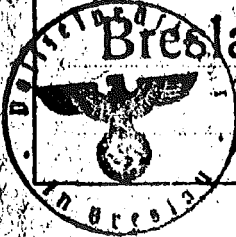
Herrn Hans Stern

und seiner Ehefrau



Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenstehende Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

4. Feb. 1939



Breslau

, den

Homburg

2

PERSONENBESCHREIBUNG

Beruf	<i>Ehefrau</i>	Ehefrau
Geburtsort	<i>Breslau</i>	
Geburtsort	<i>Breslau</i>	
Geburtsort	<i>9. 8. 1891</i>	
Wohnort	Breslau	
Gestalt	<i>mittel</i>	
Gesicht	<i>langlich</i>	
Farbe der Augen	<i>grau</i>	
Farbe des Haares	<i>grau gemischt</i>	
Besond. Kennzeichen	<i>keine</i>	

KINDER

Name	Alter	Geschlecht

Visto autorizado pelo Ministério das Relações Exteriores, Consulado n.º 24 de Quem de 1938

10000 - 30/04

CONSULADO DO BRASIL EM Berlim

Visto N.º 327

Para para o Brasil

Nome Mrs Sara Klein

Viaja para o Brasil em caráter permanente

De acordo com o art. 24 letra 1 do Dec. N. 3.010, de 1938.

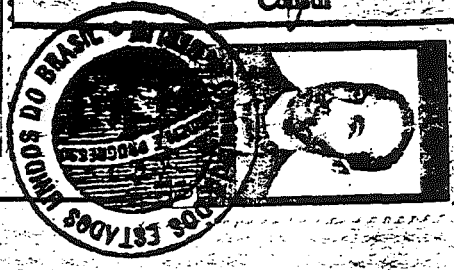
Recebeu a documentação completa apresentada

Berlin de Feb. de 1938

Comandante
Capul



45000 BRASIL DOURO



74 - Sucrosta Auf. Sucrosta

Dresdner Bank Filiale Breslau

28. März 1939

[Handwritten signature]

Devisenmarkblatt der Reichsbank
für Auslandsdrainagen ausgestellt.

74 - Sorten im Gegenwert
von ~~RM 943~~ verkauft
Breslau, den 1. April 1939
Dresdner Bank Filiale ~~Breslau~~

Hamburg, Hafen.
ausgereift am
14. APR. 1939



COMISSARIA DE POLICIA
MARITIMA DO PORTO
SANTOS - Est. São Paulo
República de E. U. do Brasil

Vale de Desembarque em 4. MAI 1939

[Handwritten signature]

SUB-INSPEÇÃO

Inspeccoria Federal de Imigraçao
PORTO DE SANTOS
Vista de desembarque
4 MAR 1939
Inspector H

Der Polizeipräsident Hamburg.

VII. F. Nr. 681 B.

Hamburg, den 17. Januar 1907



Gebühr 2,00 Mk.
Geb. Buch Nr. 1277

Gültig für Auswanderungszwecke und
gültig für drei Monate, vom Tage der
Ausstellung an gerechnet.

Führungszeugnis.

Es wird hiermit bescheinigt, daß Mela Nann
Cohn geb. Katzenstein
geboren am 26. 4. 1877 in HAMBURG



1. weder bestraft worden ist, noch sich im Anklagezustand befindet wegen Vergehen, auf welche 5 Jahre oder mehr Gefängnis steht,
 2. sich nicht an Bestrebungen beteiligt, welche die Änderung der zur Zeit bestehenden sozialen und politischen Ordnung bezwecken, noch daß sie — zu Parteien oder Gruppen gehört, die diesen Zweck verfolgen,
 3. sich keinen verbotenen Handlungen widmet, die gegen die guten Sitten und gegen die öffentliche Ordnung verstoßen, daß er — sie — einen Beruf ausüben kann, welcher ihm — ihr — seinen — ihren Lebensunterhalt ermöglicht und nicht auf öffentliche Unterstützung angewiesen ist.
- Diese Bescheinigung bezieht sich auf die letzten 5 Jahre.

Im Auftrage:


Polizeipräsident

(Stempel)

Wodr. 3379,
VII. A. 19.

Jüdinnen und Juden mußten zur Ausreise Berge von Papieren besorgen. Eines war ein polizeiliches Führungszeugnis, hier von Frau Cohn (geb. Katzenstein), Mutter der in diesem Buch interviewten Ursula Stern (im Besitz von Ursula Stern).

Liste des Umsatzgutes von:

Robert Armin Israel C o h n und Ehefrau Meta Sara, geb. Katzenstein sowie Kinder Heinz-Werner Israel und Ursula Sara.

Bestandswäsche vor 1933

- in unserem Besitz:
- 19 Kopfkissen
 - 14 Betttücher
 - 18 Bettbezüge
 - 8 Veterschlaglaken
 - 7 weiße Tischtücher
 - 7 bunte Tischtücher
 - 20 weiße Servietten
 - 18 bunte Servietten
 - 12 kl. Zierdecken
 - 2 Fries
 - 6 Tablettdecken
 - 26 Frottehandtücher
 - 21 Händehandtücher
 - 12 Geschirrhandtücher
 - 6 Toilettücher
 - 12 Staubtücher
 - div. Topfransoseer u. Paradehandtücher
 - div. Gardinen u. Rollos
 - 7 Kinderbettbezüge
 - 6 Kinderbetttücher
 - 0 Kl. Bettscher
 - 8 Kinderkopfkissen
 - 4 Kinderbadhandtücher
 - 2 Kinderfederbetten
 - 2 Kinderfederkissen
 - 2 Steppdecken
 - 2 Federbetten
 - 2 vierteilige Matratzen
 - 4 Kopfkissen
 - div. Portieren
 - div. Sofakissen
 - 2 Ziertischdecken
 - 1 Plättdecke, 1 Fotoapparat
 - Kleidung vor 1933 in unserem Besitz:
 - 1 Fuchs
 - 1 Damenbademantel
 - 1 Damenvintermantel
 - 1 Pelzmantel
 - 1 Paar Veterschichtstiefel
 - div. Damenkleider
 - 1 Polzregen
 - 1 Damenrainmantelanzug
 - div. Schawls u. Dreiecktücher
 - div. Strandzeug
 - div. Handtaschen
 - div. modischer Schmuck
 - div. Pullover
 - 1 Kostüm
 - Herbstjackchen u. Hofschuhe
 - 1 Abendkleidchen
 - 14 Kinderkuren
 - 1 Porzellanrock
 - 3 Damenröcke

Auflage vor 1933 in unserem Besitz:

- div. Anzüge
- 1 Frackweste, 1 Frackjacke
- 1 Smoking
- 1 Zylinder
- 1 Paar Lackschuhe
- 1 Krankebeutel
- 1 Gebettuch u. 1 Riemen
- div. Gebettbecher
- 1 Paar Herrenregenschuhe
- Vor 1933 in unserem Besitz:
- 1 Schreibmaschine
- 1 Klappstuhl u. div. Stühle
- 1 Gasherd
- 1 Tischuhr, 1 Wecker
- 1 Bild
- 1 Grammophon m. Platten m. Plattensort.
- 2 Akkordäcker
- 1 Reisekoffer
- 1 Kaffeemaschine
- 1 Kabanett
- 12 Bouillontassen
- 1 Messervice
- div. Küchenporzellan, Glas, Steingut
- div. Schlüssel, Körbchen, Vasen
- 2 Heizkissen
- 1 elektr. Plättstein
- div. Werkzeug
- 1 Schrankkoffer
- div. Koffer
- 1 Toilettegarantur
- Krawattenklammer
- div. Kristall
- 1 Haarschneidemaschine
- Auflage vor 1933 in unserem Besitz:
- 0 Kuchenblech
- 24 Metallöffel
- 13 grosse Gabeln
- 12 kl. Gabeln
- 13 Messer
- 13 grosse Messer
- 12 kl. Messer
- 1 Aufhängelöffel
- 1 Spargelheber
- div. Tortenheber
- 12 Messerklammer
- 12 Grützenschalen
- 1 Kartenschale
- 6 Fischbestecke
- 2 Brotkörbe
- 1 Teedieb, 1 Zuckerzange
- 1 neunarmiger Leuchter
- 1 Weinuntergats, 2 Russknacker
- 2 Leuchter
- 1 Gabetmasor (Korn)
- 1 Geflügelgabel
- div. Buttermesser
- 1 Serviettenständer

Jüdinnen und Juden mußten in der Nazizeit in Deutschland Listen ihres Eigentums verfassen. Einen Teil ihres Eigentums mußten sie an NS-Behörden abgeben (Liste im Besitz von Ursula Stern).

Liste des Umzugsgutes von Siegfried Armin Israel Sohn und Ehefrau Katzenstein sowie Kinder Heinz- Werner Israel und Ursula

Nach 1933 888888888 in unseren Besitz.

- div. Sommerkleider
- div. Winterkleider
- Kostüm
- Wintermantel
- div. Complete
- div. Blusen
- Pyjamas, Nachthemden
- Hosenhosen, Hemden, Schlüpfer
- Unterkleider, Leibbinden
- Strümpfe, Söckchen
- Kittel, Untertaillen
- Taschentücher m. Behälter
- Handschuhe m. Behälter
- div. Schawls u. Gürtel
- div. Schuhe u. Hausschuhe
- 1 Morcenrock
- div. Pullover, Gürtel
- Strumpfhalter, Müstenhalter
- div. Strandzeug, Badetasche
- 1 Regenmantel, 1 Regenschirm
- div. Hüte u. Mützen
- div. Handtaschen
- div. Modischer Schmuck
- div. Briefpapier, Fotoalben
- 1 Mahksten m. Inhalt
- 1 Apotheke m. Inhalt
- 1 Teewagen
- div. Grammophonplatten
- 1 Stadttasche
- 1 Petroleumofen
- 1 Nähmaschine
- 1 Mottensack für Betten
- 2 Kindersteppdecken
- 2 Kinderüberschlagelaken
- 1 Ventilator
- 1 Reiseesecaire
- div. Kravatten m. Tasche
- div. Kragen m. Tasche
- div. Toilettegegenstände
- div. Schuhputzmittel
- 1 Puppenwagen m. Puppen,
- 1 Roller, div. Spielzeug
- div. Schreib- u. Drosachen
- div. Herrenanzüge
- div. Herrenstrandzeug
- div. Stöcken, Gürtel, Handschuhe
- 1 Herrenbadeanzug
- 1 Herrensommermantel, Wintermantel
- div. Hüte, Schuhe, Mütze, Hausschuhe
- 1 Herrenpullover, Taschentücher
- Gamaschen, Herrenpyjamas, Oberhemden
- Herrenunterwäsche, Kittel
- 1 Kasette

- div. Knaben u. Mädchenmantel
- 1 " 1 " Regenmantel
- div. Mädchenkleider
- div. Knabenanzüge u. Hos-n
- div. Kinderstrandzeug
- div. Mädchen- u. Knabenanzüge, Leibbind
- " " " " Wäsche
- " " " " Socken u. Strümpf
- " " " " Pullover
- " " " " Schuhe, Hausschuhe
- " " " " Trümpf, Ganzüge
- " " " " Gamaschen, Hos-n
- " " " " Mützen, Kappen
- 1 Mädchenhandtasche, Haussacke, Strick-
jacke
- div. Mädchen u. Knabenstrümpfen
- div. Kinderkragen u. Linschen
- div. Kindertaschentücher, Unterlagen

Neuan-schaffungen im Gesamtwerte von ca. R. 85.--

1 gold. Schmuck
1 Tischuhr

Einen großen Teil ihres Eigentums durften Jüdinnen und Juden auf die Flucht nicht mitnehmen. Deswegen ist diese zweite Liste kürzer als die erste. Beim Packen der Reisekisten war die Gestapo anwesend und kontrollierte das Gepäck (Liste im Besitz von Ursula Stern).

Gemeindeverwaltung der Hansestadt Hamburg.
Verwaltung für wirtschaftliche Unternehmen
und für Verkehrsangelegenheiten
Öffentliche Ankaufsstelle

Hamburg, den 2. März 1939
Böckerbreitergang 73

Nr. ... 602 ...

Von Herrn Siegbert Armin Israel Cohn
Frau 23.4.05

.....Kaiser-Wilhelmstr. Nr. 35

ausgewiesen durch Unbedenklichkeitsbescheinigung der Devisenstelle
sind heute zum Ankauf eingeliefert worden am 26/39

1 gold. Herren Ankeruhr 234019

54 1/2



Der Schätzungswert, beträgt:	RM	25,...
abzüglich Verwaltungsgebühr 10%	RM	2,50
ausgezahlt sind:	RM	22,50

In Worten: Reichsmark Zweiundzwanzig 50/100

Albrecht
Stadtbaurinspektor.

Jüdinnen und Juden wurden gezwungen, ihr wertvolles Eigentum zu einem niedrigen Preis zu verkaufen. Hier zwei Verkaufsquittungen über eine goldene Armbanduhr und über Silberbesteck von Siegbert Cohn, Vater von Ursula Stern (im Besitz von Ursula Stern).

Gemeindeverwaltung der Hansestadt Hamburg
 Verwaltung für wirtschaftliche Unternehmen
 und für Verkehrsangelegenheiten

Öffentliche Ankaufsstelle

Hamburg, den 11. März 1939
 Bäckerbreitergang 73

Nr. ..127.....

Von Herrn
 Frau

Siegbert Armin Israel Cohn
 23.4.05 Hamburg,

.. Kaiser-Wilhelmstr. 35 I

ausgewiesen durch Meldeschain

sind heute zum Ankauf eingeliefert worden:

7 silb. Zug, 7 silb. Teelöffel,

7 silb. Forken 1111 g,

7 Messer m. silb. gef. Heften

////////////////////



Der Schätzungswert beträgt:.....	RM	40,.-
abzüglich Verwaltungsgebühr 10 %	RM	4,.-
ausgezahlt sind:.....	RM	36,.-

In Worten: Reichsmark

Sechsdreißig

Stadtoberinspektor.

Kleiderliste		bebildet mit	
1 Pullover		1 Damen Gehlitzjer	
1 Kinder Anzug		1 - Hemd	
1 Trainingshose		1 P. - Strümpfe	
1 Kleid		1 P. - Schuh	
1 Damen Pullover		1 Handtasche	
1 Rock		1 Koshum	
1 P. D. Strümpfe		1 Bluse	
1 Herren Anzug		1 Mantel Damen	
1 Kinder Mantel		1 Hut Herren	
1 Oberhemd		1 Sportuhr	
1 Damen - Hut		1 Herren Anzug	
1 Herren - Hut		1 Krawatte	
2 Taschenlampen		1 Anzug	
		1 Oberhemd	
		1 Hut Herren	
		1 P. Herren Schuhe	
		1 P. - Strümpfe	
		1 Mantel Herren	



Das war die vom Hamburger Zollamt verfaßte Liste der Kleidungsstücke, die Familie Cohn bei der Flucht am Leibe trug (im Besitz von Ursula Stern).



Hamburg-Südamerikanische
Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Gepäckschein Nr. 008634

(Für den Reisenden)

HAMBURG 8 · HOLZBRÜCKE 8

Klasse: M Kabine Nr.: _____ Anzahl der Passagen: 2 1/2

Name des Reisenden: ^{Herr} Liebert Cohn
^{Frau}
^{Fräulein}

Schiff: Antonio Salazar " Abfahrtstag: 12 12 1927

Bestimmungshafen: Rio de Janeiro

Marke	Anzahl	Art	kg	Angeliefert von:
<i>M 9 männliche Koffer</i>	14	Koffer		<u>Herrn. W. B. G.</u>
	7	Kisten		<u>10. 11. 27</u>
	4	Verpackung		Expresgut: _____
	1	Stuhl		Abgenommen: _____
	1	Bücher		_____
Insgesamt	<u>24</u>	Gepäckstücke	<u>144</u>	Gepäck-Nr. <u>20978-21004</u>

Anbordlieferung/Kaigeld	<u>RM</u>		Quittungsstempel: Bitte Rückseite beachten
Bahnlagergeld/Grenzgebühr	<u>RM</u>		
Bahnfracht	<u>RM</u>		
Nachnahme	<u>RM</u>		
Gesamtbetrag:	<u>RM</u>		

Mit diesem Gepäck stand Familie Cohn, ohne sonstigen Besitz, ohne Anlaufadresse und Sprachkenntnisse am Ankunftstag in Rio de Janeiro am Kai (im Besitz von Ursula Stern).

REGISTRO S. R. E. N.º 116.398

Esta carteira de identidade pertence a

Meta Sara Cohn

Natural de

Alemanha

Nascido a 26. Novembro. 1904

Nacionalidade alemã

Cór. branca olhos cast.

Ingressou no país nos termos do art. 25

letra A do decreto n.º 3.010, de 20

Agosto de 1938.

Residência Rua Raimundo Coria

28

REGISTRO N.º 116.398

Nome

Meta Sara Cohn

Mudança de residência (art. 5.º). (taxa pag.º)

Está autorizado a transferir residência para:

Avenida Vitoria Santo 572
Dist. E. do Dist. Federal

Em 26 de Fevereiro de 1945

Chefe do Serviço

Mudança de residência (art. 5.º).

Está autorizado a transferir residência para:

de de 194

Chefe do Serviço

REGISTRO N.º 116.398

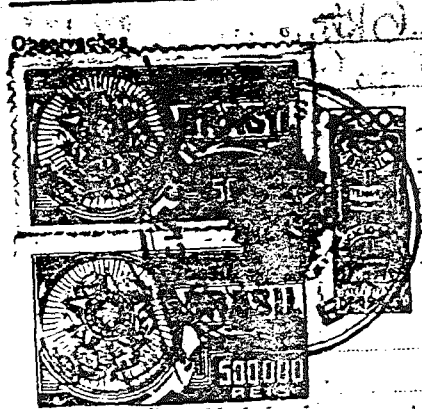
Nome Meta Sara Cohn

Observações Obteve despacho favorável da Comissão de Permanência de Estrangeiros, autorizando sua permanência no país, a título precário, de acordo com a port. 4941 de 24/7/41, conforme processo arquivado neste Serviço (q. CPE/340 de 6/11/41 - port. 3401/41) af

Antônio Culy
Chefe do Serviço

REGISTRO N.º 116.398

Nome Meta Sara Cohn

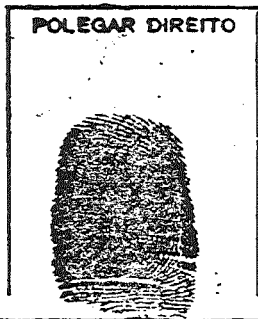


Taxa paga de acordo com aut. 3.º e 4.º da portaria 4941 de 24/7/41 af

Não é valioso o retrato, mas não tiver
o carimbo da Repartição.



POLEGAR DIREITO



Alfena
Yara
Elson

ASSINATURA DO PORTADOR

Admitido em território nacional em caráter

TEMPORÁRIO

com permanência até a título precário
nos termos da Lei. Port. 4941 de 24/7/41
do dec. n. 2082, de 28 de Fevereiro de 1941.

Data do desembarque 29 / 3 / 1939

Embarcação Antonio Delfino

Porto Rio de Janeiro

Passaporte n. 187 expedido em

Hamburgo 9 / 2 / 1939
(cidade) (data)

Visado pela autoridade consular brasileira em

Hamburgo

(cidade)
sob n. 406 no ano 1939

Rio de Janeiro, 20 de Novembro de 1941

Amal all city

Chefe do Serviço




„Carteira de identidade“, d. h. Personalausweis, von Meta Cohn, Mutter von Ursula Stern, in Brasilien. Auf der ersten Seite steht ihr Name, Herkunftsland, ihr Geburtsdatum, Nationalität, Haut- und Augenfarbe. Darunter steht, daß sie nach Artikel 25, Buchstaben B eingereist war, darunter ihre Adresse. Auf der zweiten Seite steht wieder die Personalausweisnummer und der Name. Darunter, daß sie am 26. Februar 1945 umgezogen ist (neue Adresse).

Auf der nächsten hier abgebildeten Seite (S. 17) steht unter der Ausweisnummer und dem Namen: „Erhielt den positiven Bescheid durch die Kommission zum Aufenthalt von Ausländern, die ihren Aufenthalt im Land vorläufig autorisiert, nach Verordnung 491 vom 24. 7. 41, entsprechen der Akte in diesem Archiv, mit der Nummer ...“, Unterschrift des diensthabenden Chefs. Auf Seite 18 steht, daß Frau Cohn die Gebühr bezahlt hat, dazu Stempel und Gebührenmarke.

Auf den folgenden zwei Seiten des Ausweises befinden sich ein Foto von Frau Cohn, ihr Fingerabdruck des rechten Daumens und ihre Unterschrift.

Auf der letzten Seite heißt es: „Zeitbegrenzt zugelassen auf dem nationalen Territorium mit vorläufiger Aufenthaltserlaubnis. Ankunftsdatum: 29. 3. 39, auf dem Schiff „Antonio Delfino“, im Hafen von Rio de Janeiro, Paß 1871, ausgestellt in Hamburg am 9. 2. 39, versehen mit einem Visum durch das brasilianische Konsulat im Hamburg unter der Ziffer 406 im Jahr 1939.“

Rio de Janeiro, 20. November 1941, Unterschrift des Dienstchefs (im Besitz von Ursula Stern).

<p style="text-align: center;">PÁTRACÍ SLUŽBA Repatriční odbor ministerstva ochrany práce a sociální péče</p> <p style="text-align: center;">Společnost Čs. Červeného kříže</p> <div style="text-align: center;">   </div> <div style="text-align: center; margin: 10px 0;">  </div> <p style="text-align: center;">Pražská II, Vladislavova 15 Telefon 244-81</p>	<p>Nezávislý dopisník, vrátil</p> <p>Monsieur</p> <p style="text-align: center;">COHN Emil, Avenida Vieira Santo, Rio de Janeiro.</p> <p style="text-align: center;">----- /Amérique du Sud/ 25/17512</p>
--	---



PÁTRACÍ SLUŽBA
 REPATRIČNÍ ODBOR MINISTERSTVA OCHRANY PRÁCE A SOCIÁLNÍ PĚČE
 SPOLEČNOST ČESKOSLOVENSKEHO ČERVENÉHO KŘÍŽE V PRAZE
 PRAHA II, VLADISLAVOVA 15

Monsieur
 Cohn Siegbert,
 Avenida Vieira Santo
 Rio de Janeiro

Koř.
 Praha, dne 28. Mai 1946.

Monsieur,

En réponse à votre demande qui nous a été transmise par l'intermédiaire de Cruz Vermelha Brasileira, Rio de Janeiro, concernant:

COHN Emil qui se trouvait au camp de concentration Terezin,

nous avons le triste devoir de vous informer que le nommé fut déporté à Osvětim le 28.10.1944 par le transport Ev; ces transports-ci ont été destinés pour les chambres à gaz où les pauvres victimes ont fini leur vie.

Nous vous exprimons, Monsieur, nos condoléances les plus profondes.

Pour:



Briefumschlag und Benachrichtigungsschein des Roten Kreuzes in Prag an Siegbert Cohn von Mai 1946. Das Rote Kreuz bedauert, auf die Nachfrage von Herrn Cohn an das brasilianische Rote Kreuz mitteilen zu müssen, daß Herr Emil Cohn, der sich im Konzentrationslager Theresienstadt befunden hat, am 28. 10. 44 nach Osvětím (Auschwitz) deportiert worden war. Diese Transporte hatten als Ziel die Gaskammern, wo „die Opfer ihr Leben beendeten“. Das Rote Kreuz drückt seine tiefste Anteilnahme aus (im Besitz von Ursula Stern).

Botschaft der
Bundesrepublik Deutschland
Embaixada da República
Federal da Alemanha

Az.:/91.04-0
Bitte bei Antwort ansetzen

Rio de Janeiro , den 16.1.1970.
Brasilien
Rua Pres. Carlos de Campos, 417
Caixa Postal 64-ZC-00
Fernsprecher: 25-7220
Fernschreiber: 351 1035 diplogerma rio
Telegramschrift: Diplogerma Rio de Janeiro

A T E S T A D O

A Embaixada da Alemanha no Rio de Janeiro atesta,
para os devidos fins, que o portador do
passaporte alemão nº O 2084798/626/69
expedido em 23 de dezembro de 1969 desta embaixada

Siegbert Armin C O H N

é a mesma pessoa como

Siegbert Armin Israel C O H N

portador da Carteira de Identidade para Estran-
geiro S.R.E. nº 116399
expedida aos 28 de agosto de 1946
pelo Serviço de Registro de Estrangeiros em Rio de Janeiro.

Tabelião

FIRMA T.A.O. RIBEIRO
ALFREDO RIBEIRO
Av. C. A. de F. 100, 542
EP. LO. C. A. 10-100
Besch.Reg. Nº 23
Geb.: DM 3.-
NG# 4/10



Chefe da Seção Consular:
Seitz
(Seitz)

Ajudado Consular Adjunto)

Noch im August 1946 stand auf dem in Rio de Janeiro ausgestellten Personal-
ausweis für Siegbert Cohn der von den Nazis aufgezwungene zweite Vorname
„Israel“. Erst 1969 ließ Herr Cohn diesen Vornamen in seinem deutschen Paß
streichen. Die Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro bekräftigte daraufhin in
diesem Dokument, daß Herr Cohn derselbe ist, der vormals den Namen
„Israel“ trug (im Besitz von Ursula Stern).

Der Vorsitzende
des
evangelischen Gemeindeverbandes
von Sta. Catharina und Paraná
Nr. 21/34

Blumenau den 20. 1. 34

Ihre gerühmte Ihre Liebhaft!

Für Ihren Brief vom 20. Januar, meinen
herzlichsten Dank. Ich habe fernerhin die anwen-
dungen und in dem vorliegenden Abdruck von 2
wiederholten Anschreiben u. s. w. bei meinem Behorb.
beantragt. Und auf ein Telegramm Herrn D. Mehlers
hin gäbe ich Ihnen über die Teil eines Antrages
nach dort suchen zu können. Ich hoffe, daß dies
nicht immer möglich sein wird. Die Vollmacht
für Landbesitzung gilt Ihnen und diese Karte
zu. Die von 20. Januar Verhandlungen über Rolândia
und die von 20. Januar sowohl als ebenfalls die
nächsten Tage. Ich bitte Sie einen Kolonialkollegen
zu schicken, die von 20. Januar in einem Gemeindef
hat. Sie hatten jedoch bei einer sehr einträchtigen
Zufalleneingedenksweise. Sie werden mich in den Partungen
von unserer Bewegungskämpfern und die Regierung
glauben haben. So wird Rolândia Kampf von einem
Kollegen. Entschuldig Sie meine Klagen. Ich
müß alle handschriftlich erhalten, da meine Be-
kehrung schwach ist. Empfehlen Sie mich bitte Ihre
nächsten Partungen und wünschen Sie selbst über den
evang. Kampf in Rolândia. W. Scheerer, Pf.

W. Scheerer

Dieser Brief ist von 1934 von Herrn Scheerer, dem Vorsitzenden des evangeli-
schen Gemeindeverbandes der beiden Brasilianischen Bundesstaaten Santa
Catarina und Paraná. Er zeigt, daß auch die deutsche Kirchenleitung in Bra-
silien den faschistischen Gruß benutzte (Dokument aus dem evangelischen
Pfarramt in Rolândia).

ERKLÄRUNG.

Herr Erich Koch-Weser, ansässig in der Kolonie Roland, welche von der Gesellschaft für Siedlung im Ausland, G.m.b.H., Berlin W.9, Leipziger Platz 17, betrieben wird, beabsichtigt, für die kommenden Monate eine Reise nach Deutschland zu unternehmen. Diese Reise geschieht ausschliesslich aus wirtschaftlichen Gründen, und zwar um ein bereits laufendes Kompensationsgeschäft Deutschland/Brasilien, Eisenbahnmaterial gegen Land, durchzuführen. Dieses Geschäft liegt im dringenden Interesse der Kolonie Roland. Herr Erich Koch-Weser, der im Dezember 1933 von Deutschland nach hier übersiedelte, hat sich hier in keiner Weise politisch betätigt, und auch alle Versuche von Pressevertretern, welche zum Ziel hatten, ihn in politische Gespräche zu verwickeln, strikte abgelehnt. Hingegen hat er nennenswert an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung in der Kolonie mitgearbeitet.

Ich gebe diese Erklärung sowohl als Leiter der Kolonie Roland, als auch als Parteigenosse der N.S.D.A.P. ab.



Kolonie Roland, den 31. Juli 1935

Gesellschaft für Siedlung im
Auslande & Berlin
KOLONIE ROLAND

Erklärung des „Kolonieleiters“ Oswald Nixdorf (er behauptet in seinen Memoiren, kein NSDAP-Mitglied gewesen zu sein), daß Erich Koch-Weser zur Abwicklung des Dreiecksgeschäfts (siehe Glossar) unbedenklich nach Deutschland einreisen kann (aus dem Nachlaß von Erich Koch-Weser, Bundesarchiv Koblenz).

Abschrift.

NATIONALSOZIALISTISCHE DEUTSCHE ARBEITERPARTEI
(Auslands-Organisation)

Landesgruppe Brasilien

Abteilung: Landesgruppenleitung.
Unser Zeichen: A-H-1.

Brief № 2703/C/H.

São Paulo, den 2. August 1935

An die
Auslands-Organisation
B E R L I N

Der Vorzeiger dieses Briefes, Herr Reichsminister a. D. Koch-Weser, wohnhaft in Kolonie Roland, Norte do Paraná, begibt sich vorübergehend nach Deutschland, um dort mit der G.S.A. verschiedene wirtschaftliche und siedlungstechnische Fragen zu besprechen.

Über die Wünsche des Herrn Koch-Weser ist der Gesandte Siep unterrichtet.

Ohne zu dem Zweck der Reise des Herrn Koch-Weser Stellung zu nehmen, bescheinige ich hiermit gerne, dass das Verhalten des Herrn Koch-Weser in jeder Beziehung einwandfrei gewesen ist und er sich in durchaus positiver Mitarbeit an allen Deutschtumsfragen beteiligt hat.

Erich Hitler

ges. von Cossel

Landesgruppenleiter.

(Stempel)
NATIONALSOZ.
DEUTSCHE ARBEI-
TERTPARTEI
Sekretariat
LANDESGRUPPE BRASILIEN.

Kopie: Mappo. C/8
Mappo. A-H-1.
A.O.
Konsul

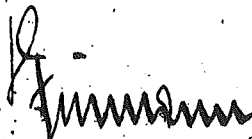
Der faschistische Landesgruppenleiter von Cossel stellte 1935 Erich Koch-Weser eine Unbedenklichkeitserklärung zur Reise nach Deutschland aus. (Dieses Dokument ist eine Abschrift. Herr Koch-Weser hat einige seiner Papiere, die in Deutschland geblieben waren, abschreiben lassen; aus dem Nachlaß von Erich Koch-Weser, Bundesarchiv Koblenz.)

Curityba, den 27. Juli 1935.

B E S C H E I N I G U N G

Unterszeichneter bescheinigt Herrn Erich Koch-Weser, ansässig in der Kolonie Roland im brasilianischen Staate Paraná, dass seine Reise nach Deutschland fuer Kolonie- und Reichsinteressen notwendig geworden ist. Herr Koch-Weser hat vor etwa Jahresfrist ein Eisenbahnmaterialekompensationsgeschaeft in Bearbeitung genommen, welches nunmehr soweit gediehen ist, dass die Fortfuehrung desselben seine persoenliche Anwesenheit in Deutschland erfordert. Dem Reich dient das Geschaeft als Arbeitsbeschaffung und Deviseneinfuhr.

Die Reichsstelle fuer Devisenbewirtschaftung, Berlin W8, hat durch Erlass N° 272/35, vom 6. Juni 1935, seine Zustimmung zu dem erwahnten Geschaeft gegeben.



Gesellschaft für Siedlung im
Auslande & Berlin
KOLONIE ROLAND

Diese Unbedenklichkeitsbescheinigung für die Reise von Erich Koch-Weser nach Deutschland belegt, daß das Dreiecksgeschäft (siehe Glossar) unter Beteiligung und mit Einverständnis des Naziregimes zustande kam (aus dem Nachlaß von Erich Koch-Weser, Bundesarchiv Koblenz).

12

Landesgruppe Brasilien der Auslandorganisation der NSDAP.

Telegramme: Nasobrs
Telefons: 4-5174, 4-4660

Der Landesgruppenleiter

Postanschrift: H. M. v. Cossel

Betr.: 4367 B-1

São Paulo, 27. Juni 1936.

VG/E.

Herrn Minister a. d. Dr. Erich Koch-Weser

Fazenda Janeta (Roland)
Norte do Paraná
via S. Paulo
caixa postal 2771

Sehr geehrter Herr Dr. Koch-Weser!

Ich danke Ihnen fuer Ihr frdl. Schreiben vom 16. Juni, welches mir heute durch Ihren Sohn ueberbracht wurde.

Nach einer neueren Verfuegung kann ich Bestaetigungen, wie von Ihnen gewünscht nicht mehr fuer ausserhalb der Partei stehende Personen ausfertigen. Sie muessen sich damit direkt an die Leitung der Auslandsorganisation wenden, die Abschrift meines Ihnen im vorigen Jahr an die Auslandsorganisation gegebenen Briefes in Haenden hat.

Ich nehme an, dass Sie bereits im vorigen Jahr meinen Brief an die Auslandsorganisation dort zur Beglaubigung und Kenntnisnahme vorgelegt haben.

Ich werde aber der Auslandsorganisation von Ihrer diesjaehrigen Reise auch vor mir aus Kenntnis geben.

Mit Deutschem Gruss



H. M. v. Cossel

Dieses Dokument von 1936 zeigt den Briefkopf der NSDAP-Auslandsorganisation in Brasilien. Darin bedauert Herr von Cossel, Herrn Koch-Weser keine Unbedenklichkeitserklärung mehr für eine Reise nach Deutschland zur Erledigung von Geschäften ausfertigen zu können (aus dem Nachlaß von Erich Koch-Weser, Bundesarchiv Koblenz).

Glossar

admissão-Kurs: port., Kurs mit Abschlußexamen zur Zulassung zu einer geeigneten Schulklasse, z. B. zum Quereinstieg oder nach einer Schulpause.

affidavit: engl., ein Dokument, auf dem sich ein oder zwei Personen verpflichten, für einen Flüchtling, der oder die daraufhin einreisen kann, zu bürgen.

alquere: port., ein Landmaß in Brasilien; eine alquere sind ca. 2,5 ha (genau: 2,42 ha).

Arisierung: Zwangsverkauf oder -abgabe von jüdischen Häusern, Geschäften, Praxen und Eigentum an sogenannte „arische“ Leute während des Nazifaschismus in Deutschland.

Bar-Mizwa: Zeremonie zum Eintritt eines dreizehnjährigen Jungen in die Welt der Erwachsenen, vor der er Hebräisch, jüdische Gebote und Gesänge etc. lernen muß.

caboclo(s): port., Name für die (verarmten) LandarbeiterInnen und Landbevölkerung in Brasilien, das sehr vorurteilsbeladen ist. Einige verstehen darunter den Ausdruck für Menschen mit Indígena-Vorfahren und afrobrasilianischen Vorfahren.

Care-Pakete: Nahrungsmittelpakete an Deutschland nach der Niederlage des Faschismus 1945, sie kamen nicht nur aus den USA, sondern u. a. auch aus Brasilien.

chácara: port., ein kleines Stück Land, das in Brasilien dem Anbau von Gemüse und Obst für den eigenen Bedarf und auch der Erholung dient. Es ist nicht immer bewohnt.

chamada: port., Ruf. Brief, der Personen, Verwandte oder Bekannte nach Brasilien ruft und für sie bürgt. Mitte der dreißiger Jahre in Brasilien noch eine Möglichkeit, JüdInnen eine Einreisegenehmigung zu verschaffen. Die *chamadas* der ICA waren effektiver als die von Privatleuten.

Chanukka-Leuchter: achtarmiger Leuchter, der zum jüdischen Chanukka-Fest (Lichterfest) angezündet wird.

charrete: port., von einem Pferd gezogener Einspanner auf zwei oder vier Rädern, heute noch übliches Personengefährt in Rolândia.

churrasco: port., über dem offenen Holzkohlefeuer am Spieß gebratenes Fleisch.

colonos: port., LandarbeiterInnen in Brasilien. Das colono-System bedeutet, daß LandarbeiterInnen ein Stück Land auf 4 bis 6 Jahre pachten, Kaffee pflanzen und die erste Kaffeeernte bekommen. Während dieser 4 bis 6 Jahre können sie neben Kaffee weitere Feldfrüchte anbauen.

Companhia de Terras Norte do Paraná: portugiesischer Name für die Tochtergesellschaft der Englischen Landgesellschaft (oder Paraná Plantation) in Brasilien, mehr siehe unter: *Englische Landgesellschaft*.

conto: port., Währung in Brasilien in den dreißiger und vierziger Jahren; ein conto sind 1 Million reis.

creche: port., Kinderkrippe; Tagesunterbringung für Kleinkinder mit Ernährung.

empreitada: port., Akkordarbeit; hier: Pachtvertrag

enemy alien: engl., feindlicher Ausländer, so wurden Flüchtlinge in England, Australien oder den USA genannt, die aus dem Land des Kriegsgegners kamen. Es gab auch differenzierendere Begriffe: Ein „friendly alien“ ist ein „freundlicher Feind“, zum Beispiel eine jüdische Deutsche in England zwischen 1939 und 1945. Sie wurde nicht als Feindin angesehen, weil sie selbst von den faschistischen Deutschen verfolgt worden war. Ein „friendly alien of enemy origin“ ist ein „freundlicher Feind vom Feindesland“, in etwa dasselbe, wie der Begriff „friendly alien“. Auch in Brasilien waren Deutsche ab 1942 feindliche Ausländer, aber sie wurden nicht interniert: Sie durften keine Radios besitzen, nicht öffentlich deutsch sprechen, ihr Landbesitz wurde formal beschlagnahmt, sie durften nicht an der Küste leben, durften sich von Rolândia nur mit einer schriftlichen polizeilichen Erlaubnis (*salvo conduto*) wegbewegen.

Englische Landgesellschaft: So nannten MitarbeiterInnen der „Gesellschaft für Wirtschaftliche Hilfe in Übersee“ und SiedlerInnen in Rolândia die Paraná Plantations (auf portugiesisch hieß sie *Companhia de Terras Norte do Paraná*). Sie war eine englische Kolonisationsgesellschaft (hatte als „Cotton Plantations Syndicate“ im Sudan große Ländereien besiedelt) und hat 1925 in Brasilien im Bundesland Paraná ein sehr großes Stück Land gekauft (halb so groß wie Belgien), um es

stückweise an SiedlerInnen weiterzuverkaufen. Sie hat in 25 Jahren 70 Städte und Dörfer gegründet und für mehr als 1 Million Menschen Land zur Verfügung gestellt. Die Siedlung Rolândia, die auf dem Boden der Englischen Landgesellschaft entstand, war etwa 30.000 ha groß, das sind ca. 10 auf 30 km. Die Englische Landgesellschaft ließ auch die Eisenbahn von São Paulo nach Rolândia (und weiter) bauen. Heute hat diese Eisenbahnlinie keine Bedeutung mehr; damals, als Paraná noch urwaldbedeckt war, war sie die einzige Verbindung in andere Städte und an die Küste.

fazenda: große Farm, großes Gut. Eine fazenda dient in Brasilien der Besitzerin oder dem Besitzer nicht der Subsistenz und der Lebenshaltung, sondern soll große Gewinne abwerfen, z. B. über Viehhaltung auf immensen Weidegebieten oder durch große Monokulturen mit Soja, Weizen, Mais, Kaffee, Kakao etc. Außerdem sind fazendas Prestige- und Anlageobjekte. Das Finanzministerium heißt in Brasilien „Ministério da Fazenda“.

Feindlicher Ausländer: siehe enemy alien.

Getúlio Vargas: diktatorischer Präsident Brasiliens, der 1930 durch einen Militärputsch an die Macht kam. 1937 rief er den „Estado Novo“ (Neuer Staat) aus, einen autoritären Staat. Vargas war Hitler- und Mussolinifreund; 1942 trat er aus eher taktischen Gründen auf Seiten der Alliierten gegen Hitler in den Krieg ein. Ende 1945 wurde er abgesetzt. Von 1951 bis 1954 nochmals brasilianischer Präsident, danach Selbstmord.

Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee (von vielen „Studiengesellschaft“ genannt): Diese sogenannte halbamtliche Gesellschaft wurde 1927 von einflußreichen Männern in Deutschland (Berlin) mit einem Kapital von 5 Millionen RM gegründet und hatte die Unterstützung der Reichsregierung. Sie sollte verarmte deutsche Auswanderungswillige beraten und unterstützen. Sehr viele jüdische Flüchtlinge konnten über diese Gesellschaft Land in Paraná/Brasilien erwerben. Innerhalb der „Studiengesellschaft“ wurde das „Eisenbahndreiecksgeschäft“ ausgearbeitet. Dafür reiste der Mitarbeiter der Studiengesellschaft, Johannes Schauff, ein ehemaliger Zentrumsabgeordneter und später selbst vor den Nazis nach Rolândia geflohener Katholik zwischen 1934 und 1939 neun Mal nach Brasilien. Die Warburg-Bank in Hamburg soll nach Johannes Schauff die Landkäufe unterstützt haben. Nach 1935 durfte die Studiengesellschaft in Folge

der Nazipolitik nicht mehr arbeiten und die GSA übernahm deren Aufgaben.

GSA: „Gesellschaft für Siedlung im Auslande“, eine profaschistische Gesellschaft, die schon 1931 entstand. Sie gründete nur eine Siedlung in Brasilien, Terra Nova in Südparaná, die unbedeutend war. Die GSA übernahm die Aufgaben der „Studiengesellschaft“, bezahlte z. B. den sogenannten Kolonie-Verwalter in Rolândia, Oswald Nixdorf.

ICA: (auch JCA) heißt: „Jewish Colonisation Association“; 1891 gegründet, wollte sie Siedlungen für Jüdinnen und Juden weltweit erschließen. Eine große jüdische Siedlung entstand über die ICA z. B. in Argentinien.

Jiddisch: Sprache der osteuropäischen Jüdinnen und Juden. Sie wird in hebräischer Schrift geschrieben und enthält Ausdrücke, die dem Deutschen ähneln, da sie aus dem Mittelhochdeutschen kommt.

Jom Kippur: Versöhnungstag, höchster jüdischer Feiertag, meist im September.

Kaddisch: das jüdische Totengebet, wird üblicherweise von einem Mann gehalten.

(Reichs-)Kristallnacht (heute eher: Reichspogromnacht oder Novemberpogrom): Ausdruck für die Nacht vom 8. auf den 9. November 1938, der verschleiert, daß in dieser Nacht nichtjüdische Deutsche das grausamste Judenpogrom seit Jahrhunderten in Deutschland durchführten. Sehr viele JüdInnen wurden ermordet oder verletzt. Hunderte von Synagogen wurden verbrannt, jüdische Geschäfte, Wohnungen und Friedhöfe zerstört oder geplündert.

laranja rosa: port., eine brasilianische Orangensorte mit rosa Fruchtfleisch, die es heute kaum noch gibt.

mandioca: port., eine stärkehaltige Wurzel mit einer ledrigen braunen Schale und weißem, gekocht sehr nahrhaftem, mehligem Inneren, das vom Geschmack an Kartoffeln erinnert. Mandioca kann zerrieben, fermentiert und getrocknet werden und ist dann als grobes Mehl (farinha de mandioca) gut haltbar. In Brasilien sehr verbreitet.

Mazzen (-Brot oder -Klöße): dünnes ungesäuertes Brot, das „Brot des Elends“, wird am Seder-Abend zu Beginn des Pessachfestes gegessen.

milreis: port., Tausend reis sind ein milreis. Ein milreis war 1900 etwa eine Mark. Eine Schiffsüberfahrt nach Brasilien kostete 1900 etwa 100 Mark. 25 ha (oder 100 Morgen) Land kosteten zu der Zeit zwischen 700 und 1.100 milreis. 1919 entsprachen 100 reis einer Mark, d. h. ein milreis entsprach 10 Mark. Zwischen 1936 und 1939 kostete eine alqueire (2,4 ha) Land der Englischen Landgesellschaft 500 milreis, das entsprach damals 100 RM (d. h. der milreis war im Vergleich zur Mark mal mehr, mal weniger wert). Jetzt dazu der Vergleich in Dollar: Für einen US-Dollar gab es 1939 2,4 RM. 100 RM waren also 42 US-Dollar, 10 RM war also etwa 4,2 US-Dollar wert.

palmito: port., Zwergpalme; das Holz kann zum Bau von einfachen Häusern verwendet werden. Das Palmenmark ist eine Delikatesse.

patrão: port., Chef, Dienstherr

permit: engl. Erlaubnis, Einreiseerlaubnis

Pessach: wichtiges jüdisches einwöchiges Fest, währenddessen der Auszug der in Ägypten versklavten Juden aus Ägypten gefeiert wird, es beginnt mit dem Seder-Abend, an dem mazzen gegessen wird.

quinta coluna: port., „Fünfte Kolonne“, Ausdruck für illegale operierende ausländische Gruppe des Kriegsgegners im eigenen Land; in Brasilien waren es von 1942 – 1945 deutsche, italienische und japanische Bevölkerungsteile, die unter dem Verdacht standen, im Land, also innerhalb Brasiliens, verdeckt gegen die Regierung zu arbeiten.

Rabbiner: der höchste Geistliche einer Jüdischen Gemeinde, der zu religiösen und weltlichen Fragen Rat gibt.

real: heutige Währung in Brasilien, die 1995 mit dem „plano real“ eingeführt wurde. Ein real ist in etwa soviel Wert wie der amerikanische Dollar. Die Dollarisierung in Brasilien hat die Preise in die Höhe getrieben, die Lebenshaltungskosten ähneln denen in westlichen Industrieländern. Der Mindestlohn beträgt heute 134 reais, in den Jahren vor 1995 betrug er immer um die 80 US-Dollar, wobei die Lebenshaltungskosten erheblich niedriger waren als heute (1975 lag der Mindestlohn z. B. bei 165 DM).

salvo conduto: JüdInnen und andere „feindliche Ausländer“ durften sich von Rolândia nur mit einer schriftlichen polizeilichen Erlaubnis entfernen, d. h. vor jeder Reise mußte das salvo conduto besorgt werden.

Schawuot: das „Wochenfest“, das sieben Wochen nach Pessach stattfindet.

Schmone esre: jüdisches Gebet, das aus achtzehn Bitten besteht.

Schutzhaft: Ausdruck der deutschen Nazis für die Inhaftierung von Jüdinnen und Juden oder anderen, politisch nicht genehmen Menschen, der überhaupt nichts mit Schutz zu tun hat.

Seder: jüdisches Fest; der Seder-Abend ist der Beginn des einwöchigen Pessach-Festes, das den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten feiert.

sítio: port., kleinere Farm, Bauernhof, auf dem oft Nahrungsmittel für den eigenen Gebrauch angebaut werden, genauso wie die Tierhaltung auch dem eigenen Gebrauch dient. Angebaut wird aber auch für den (Welt-) Markt.

Sukkot: Laubhüttenfest, das an die 40 Jahre dauernde Sinai-Wüstenwanderung erinnert, als die aus Ägypten flüchtenden JüdInnen in Laubhütten wohnten. Zeichen des Festes sind eine Zitrusfrucht und ein Feststrauß.

„**Stürmer**“: extrem rassistische und antisemitische Zeitung der Nazis.

Zionisten: Jüdinnen und Juden, die einen neuen jüdischen Staat im Land der Vorfahren aufbauen wollten. Es gab sozialistische und nationalistische Strömungen. Während der NS-Diktatur planten ZionistInnen die Flucht nach Palästina, das damals noch unter britischem Mandat stand.

Literatur

Veronika Bendt: Das Jüdische Museum Berlin. Berliner Forum 5/1986.

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 (1980). Band 1., München, New York, London, Paris.

Maria Luiza Tuzzi Carneiro: O anti-semitismo na era Vargas: Fantasmas de uma geração 1930 – 1945. Verlag Brasiliense, São Paulo 1988.

Maria Luiza Tucci Carneiro: Trilogia dos Estigmas. in: Dieter Strauss (Hg.): Não olhe nos olhos do inimigo. Olga Benario e Anne Frank. Verlag Paz e Terra, São Paulo 1995.

Boris Fausto: História do Brasil. edusp, São Paulo 1995.

Exil in Brasilien: die deutschsprachige Emigration 1933 – 1945. Sonderveröffentlichung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M. 1994.

Goethe-Institut in São Paulo und Dieter Strauß u.a. (Hg.): Não olhe nos olhos do inimigo (übers.: Schau nicht in die Augen des Feindes) (enthält u. a. einen Artikel von Anita Leocádia Prestes). Verlag Paz e Terra, São Paulo 1995.

Goethe-Institut (Hg.): Brasil, um refúgio nos trópicos. A trajetória dos refugiados do Nazi-Fascismo, (enthält einen weiteren Artikel von Maria Luiza Tucci Carneiro). Ausstellungskatalog, zweisprachig, São Paulo 1996.

Rebekka Göpfert (Hg.): Ich kam allein. Die Rettung von zehntausend jüdischen Kindern. München 1994, Auszug aus: Bertha Leverton und Shmuel Lowensohn (Hg.): I came alone. The Stories of the Kindertransports. Lewes, England, 1990.

Heranças e Lembranças. Imigrantes Judeus no Rio de Janeiro. Rio de Janeiro 1991.

Raul Hilberg: Die Vernichtung der europäischen Juden (Band 1 – 3). Frankfurt a. M. 1990.

Alice Irene Hirschberg: Desafio e Resposta. A história da Congregação Israelita Paulista. Congregação Israelita Paulista, São Paulo 1976.

Diethelm Knauf, Dirk Hoerder (Hg.): Aufbruch in die Fremde: Europäische Auswanderung nach Übersee. Bremen 1992.

Erich Koch-Weser: Bericht über eine Reise nach Brasilien im Auftrag der Gesellschaft für wirtschaftliche Studien in Übersee. Berlin 1933.

Geert Koch-Weser, Staden Jahrbuch Band 34/35, Buchhandlung Boysen, Hamburg 1986/87.

Ethel Volfzon Kosminsky: Rolândia, a terra prometida. Judeus refugiados do Nazismo no Norte do Paraná. Judaica Brasil 4, FFLCH/USP, Centro de Estudos Judaicos, São Paulo 1985.

Lateinamerika-Nachrichten, Heft 251, Flucht und Migration I. Berlin, Mai 1995.

Jeffrey Lesser: O Brasil e a Questão Judaica. Imigração, diplomacia e preconceito. Verlag Imago, Rio de Janeiro 1995.

Marie Claire, Heft 63, (brasilianische Ausgabe), Juni 1996, S. 27 – 34.

Max Hermann Maier: Ein Frankfurter Rechtsanwalt wird Kaffeepflanzer im Urwald Brasiliens. Bericht eines Emigranten 1938 – 1975. Knecht, Frankfurt a. M. 1975.

Silke Mertins: Zwischentöne. Jüdische Frauenstimmen aus Israel. Berlin 1992.

Fernando Morais: Olga. Verlag Alfa Omega, São Paulo 1985.

Katherine Morris: Odyssey of Exile; Jewish Women Flee the Nazis for Brazil. Wayne State University Press, Detroit 1996.

ders.: Olga. Reinbek 1992.

Oswald Nixdorf: Pionier im brasilianischen Urwald. Die abenteuerreiche Geschichte der deutschen Siedlung Roland. Erdmann Verlag, Tübingen und Basel 1979.

Anita Leocádia Prestes: A Coluna Prestes. Verlag Brasiliense, São Paulo 1989.

Friedrich Prüser: Roland und Rolândia. Bremen 1957.

Karin Schauff: Ein Sack voll Ananas. Neske, Pfullingen 1974.

Johannes Schauff (Hg.): 25 Jahre Rolândia. Studien zur Besiedlung des Nordens von Paraná. Landschriften-Verlag, Bonn 1957.

Karin Schulz (Hg.): Hoffnung Amerika. NWD Verlag, Bremerhaven 1994.

VVN Westberlin – Verband der Antifaschisten: Olga Benario. Das Leben einer Neuköllner Antifaschistin. Berlin o. J.

Ruth Werner: Olga Benario – Die Geschichte eines tapferen Lebens. Verlag „das europäische Buch“, Berlin 1985, vergriffen.

Nachwort

Die Erinnerungen der aus Nazi-Deutschland vertriebenen jüdischen Frauen in Brasilien sind Bestandteile des großen, weltweit zu bewahrenden Anklagematerials gegen den Nazifaschismus. Hier haben sie ihren Platz und spiegeln zugleich einige Teilaspekte der Realität Brasiliens der vergangenen Jahrzehnte wider.

Der Herausgeberin der in diesem Buch zusammengestellten Gespräche mit den aus Nazi-Deutschland vertriebenen jüdischen Frauen ist bewußt, daß die Erinnerung von Anita Prestes einen anderen Charakter haben. Der Verlag schlug zunächst vor, auf den Abdruck des Gesprächs mit Anita Prestes in diesem Buch zu verzichten, da diese Erinnerungen eintauchen in die Geschichte der 1922 gegründeten KP Brasiliens und der 1961 neu als Brasilianische KP von ihrem Vater Luís Carlos Prestes vorgestellten und geleiteten Organisation.

Die Biographie Anita Prestes' hat nur wenig gemein mit den Biographien der aus Deutschland vertriebenen jüdischen Frauen in Brasilien. Es ist im Grunde doch ein anders gelagertes Thema.

Die Motivation der Herausgeberin, die Anklage gegen den Nazifaschismus zu verbinden mit einem Blick auf die reaktionäre Entwicklung des brasilianischen Staates, hat uns zwar nicht ganz überzeugt, aber wir akzeptieren die Entscheidung der Herausgeberin, das Gespräch mit Anita Prestes doch in dieses Buch aufzunehmen. In Absprache mit der Herausgeberin möchten wir jedoch einige Bemerkungen aus unserer Kenntnis der Geschichte der revolutionären und kommunistischen Kräfte in Brasilien formulieren.

Zunächst ist ein nicht unerhebliches Problem, daß der Name Prestes seit Beginn der sechziger Jahre mit dem modernen Revisionismus verbunden ist – und zwar spätestens seit der kapitulantenhaften Neugründung einer Brasilianischen „Kommunistischen Partei“ in der Folge des 20. Parteitag der KPdSU. 1961 wurde mit einem extra neu zugeschnittenen, den Kommunismus in Kernfragen ablehnenden Statut auf legalistischer, sozialdemokratischer Grundlage, im Einklang mit der revisionistischen These von der angeblichen Möglichkeit eines „friedlichen Wegs“ zum Sozialismus, die Brasilianische KP gegründet. Dies geschah mit dem Ziel, von der herrschenden Klasse Brasiliens doch bitte akzeptiert und hofiert zu werden. Somit wurde in gewisser Weise

hochoffiziell die Tradition der KP Brasiliens als Mitglied der Kommunistischen Internationale verraten.

Drei Jahre später, im Jahre 1964, geschah in Brasilien das, was die revolutionären, wirklich kommunistischen Kräfte warnend vorhergesagt hatten und was sich knapp 10 Jahre später in Chile wiederholte: Ein Militärputsch strafte alle jene Lügen, die vom „friedlichen Weg“ faselten, die Wachsamkeit einschläferten und die Bewaffnung und die Illegalität nicht als Grundprinzip beim Aufbau der Kommunistischen Partei ansahen. Mord und Terror dezimierte in grausamster Weise die Reihen der Aktivisten der Arbeiter- und Bauernbewegung und demokratischer Initiativen in ganz Brasilien.

Im Gegensatz zu Prestes' Brasilianischer KP faßte 1962 die KP Brasiliens revolutionäre Kräfte zusammen und verstand sich ideologisch, politisch und auch personell als Fortsetzung der 1922 gegründeten KP Brasiliens. Sie bekämpfte seit 1962 die Theorie vom „friedlichen Weg“, betonte den Weg des bewaffneten Kampfes auf dem Land und der revolutionären Potenz der armen Landbevölkerung, und stellte heraus, daß der bewaffnete Kampf auf dem Land mit Kämpfen und bewaffneten Aktionen in den Städten unter Führung der Arbeiterklasse koordiniert und entwickelt werden müsse.

Die vielfältigen Dokumente der KP Brasiliens, insbesondere auch die Kritik an Che Guevaras Thesen (der als großer Revolutionär eingeschätzt wurde), stehen im Gegensatz zu den fragmentarischen Erinnerungen von Anita Prestes, die eher nebulöse, nicht an programmatischen Fragen orientierte Erinnerungen an ihren Vater und die Fragen der Kommunistischen Partei hat.

Wir können mit Sicherheit feststellen, daß Anita Prestes nicht verantwortlich ist, für das, was ihr Vater an ideologischem, politischem und organisatorischem Schaden nach seiner Abwendung von den Traditionen des Kommunismus angerichtet hat.

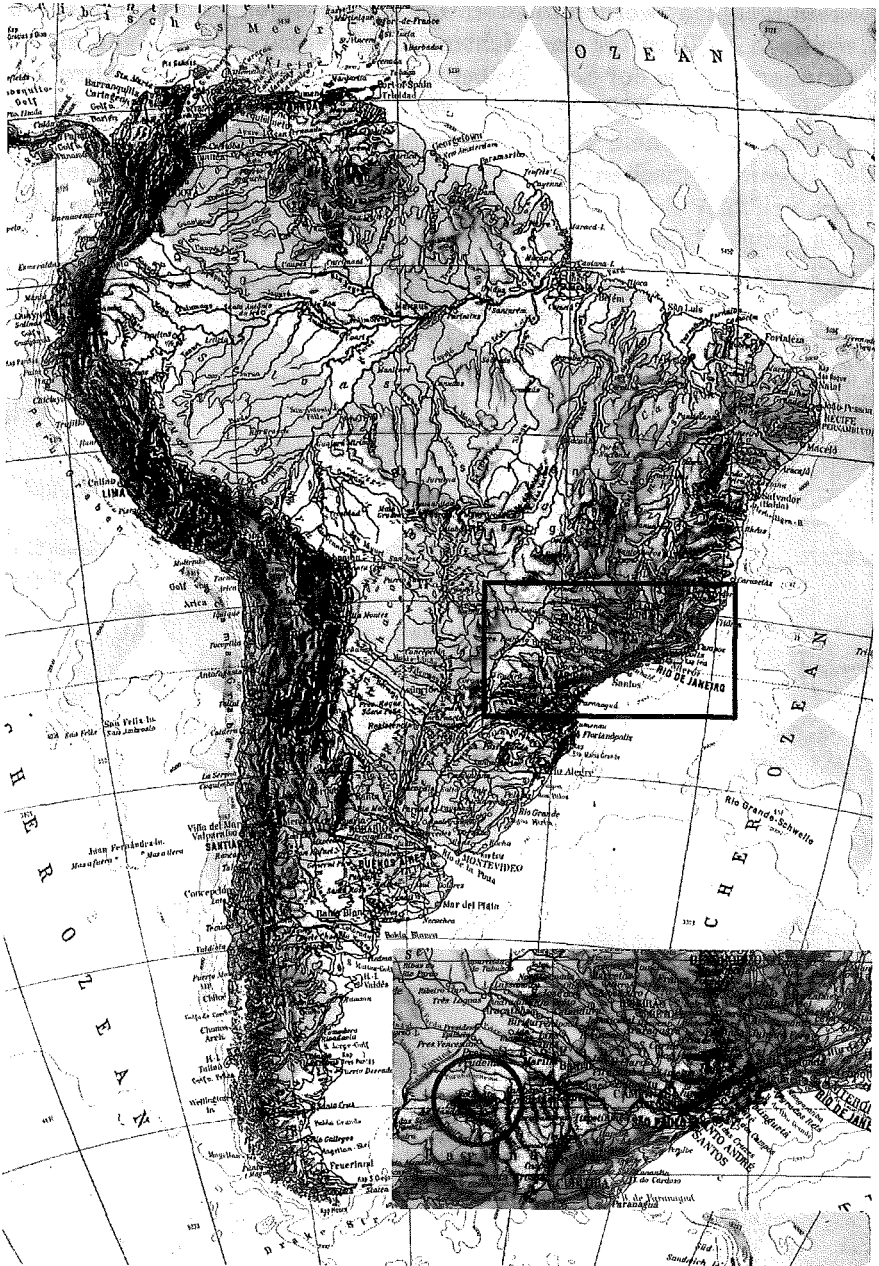
Wir können und wollen auch Anita Prestes, die in mancher Hinsicht gewiß die Tätigkeit ihres Vaters nicht kritisch analysiert, sondern eher unkritisch kommentiert, nicht in den Mittelpunkt der Kritik stellen. Wir wissen wenig, welche Rolle sie real bei den Bemühungen um eine revolutionäre Neuorientierung der breiten Massen in Brasilien spielt.

Vielmehr ist uns bewußt geworden, daß die vielfältigen, hochinteressanten Dokumente der KP Brasiliens in Deutschland unbedingt breiter

bekanntgemacht werden müssen. Die KP Brasiliens hat sich, insbesondere nach 1980, in für uns nicht nachvollziehbarer Weise von eigenen Dokumenten, wie der Schrift über den Volkskrieg aus dem Jahre 1969, in keinesfalls analytischer Weise verabschiedet und ist im Zusammenhang mit staatlichem Terror einerseits und der gesamten Entwicklung der Kommunistischen Weltbewegung andererseits (insbesondere der fürchterlichen Entwicklung in der Partei der Arbeit Albaniens Ende der siebziger Jahre) unseres Wissens aufgegeben worden.

Der Verlag wird sich bemühen, in seiner Reihe „Materialien“ die wichtigsten Dokumente der KP Brasiliens zusammenzustellen und zu veröffentlichen.

Der Verlag



Inhalt:

Vorwort	7
1. Kapitel	11
Interviews mit jüdischen Frauen in Rolândia und Rio de Janeiro – Unterschiede und Gemeinsamkeiten	11
Gesprächstechniken	11
Einige Worte zu den Interviewinhalten	12
Susanne Behrend	15
Hertha Levy	29
Brigitte Wendel	37
Anonym	49
Inge Rosenthal	53
Käte Kaphan	67
Leni Hinrichsen	75
Ruth Kaphan	87
Ursula Stern	99
Ruth Bucki	105
Anita Leocádia Prestes	123
2. Kapitel	149
Hintergründe zur jüdischen Flucht und Emigration von Deutschland nach Brasilien	149
Einwanderungsland Brasilien	150
Deutsche Emigration nach Brasilien – Gründung von deutschen Städten	150
Auswanderungsland Deutschland	152
Jüdische (deutsche) Emigration und Flucht nach Brasilien	153
Antisemitismus in Brasilien	158
Jüdische Organisationen und Medien in Brasilien	160
Faschistische Bewegung in Brasilien	161
Nazis in Rolândia	162
Die „Englische Landgesellschaft“ (Paraná Plantations) und die „Gesellschaft für Wirtschaftliche Studien in Übersee“	165
3. Anhang	169
Fotos	171
Dokumente	177
Glossar	207
Literatur	213
Nachwort	215

Verlag Olga Benario und Herbert Baum

Der **Verlag Olga Benario und Herbert Baum** wurde gegründet, um eine Lücke zu schließen, die in den letzten Jahren immer deutlicher wurde.

Es geht darum, einen Verlag zu schaffen, der parteiisch ist, sich bewußt **auf die Seite der Verdammten dieser Erde stellt** und deshalb sein Verlagsprogramm **internationalistisch** gestaltet, als einen ersten Schritt für die solidarische Auswertung und die Propagierung der Erfahrungen der internationalen revolutionären Kämpfe.

Es geht darum, durch die Gestaltung des Verlagsprogramms ganz bewußt und **solidarisch an die wirklichen kommunistischen Traditionen anzuknüpfen**, an die wirklich revolutionäre internationale kommunistische Bewegung zur Zeit von Marx und Engels, Lenin und Stalin, an die positiven Erfahrungen der antirevisionistischen Kämpfe gegen den Chruschtschow- und Breschnew-Revisionismus.

Es geht darum, gegen die bürgerliche Wissenschaft **die Tradition des wissenschaftlichen Kommunismus zu propagieren**. Deshalb ist der Nachdruck der grundlegenden Schriften des wissenschaftlichen Kommunismus in verschiedenen Sprachen ein Schwerpunkt des Verlages.

Mit der Gründung und der Arbeit des Verlags Olga Benario und Herbert Baum soll ein Beitrag geleistet werden, um im Kampf gegen den Imperialismus überhaupt und den deutschen Imperialismus insbesondere der Verwirklichung des Mottos von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht näher zu kommen: „**Nichts vergessen, alles lernen!**“



Olga Benario, geboren am 12.2.1908, kämpfte als Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD), der Jugendorganisation der KPD, in der Weimarer Republik gegen den aufkommenden Nazismus und gegen die regierende reaktionäre Sozialdemokratie, gegen den deutschen Imperialismus. Im April 1928 war sie führend an einer erfolgreichen bewaffneten Aktion zur Befreiung eines bis zu seiner Verhaftung illegal lebenden KPD-Genossen aus dem Berliner Polizeipräsidium beteiligt.

Olga Benario flüchtete vor dem deutschen Polizeiapparat in die Sowjetunion, wo sie zu einer wichtigen Mitarbeiterin der Kommunistischen Internationale wurde. In deren Auftrag ging sie 1935 nach Brasilien, um den Aufbau der KP Brasiliens zu unterstützen.

1936 wurde Olga Benario in Brasilien verhaftet, an die Nazis ausgeliefert und ins KZ Ravensbrück verschleppt, wo sie den „gelben Stern“ tragen mußte. Trotz Folter und Kerkerhaft hat sie keinerlei Aussagen gemacht – weder bei der

Polizei des reaktionären brasilianischen Regimes noch bei der Gestapo. Olga Benario kämpfte als „Blockälteste“ im KZ Ravensbrück für die Verbesserung der Überlebenschancen der Häftlinge und gegen die Demoralisierung. Im April 1942 wurde Olga Benario in der Gaskammer von Bernburg von den Nazis ermordet.

Der Name Olga Benario steht

- ★ für den militanten und bewaffneten Kampf der kommunistischen Kräfte, für den Kampf um die proletarische Revolution;
- ★ für den praktizierten proletarischen Internationalismus;
- ★ für den konsequenten antinazistischen Kampf, der auch unter den schlimmsten Bedingungen, selbst in einem Nazi-KZ möglich ist.

Herbert Baum, geboren am 10.2.1912, war Mitglied des KJVD und gründete 1936 mit anderen Antinazisten eine Widerstandsgruppe, die später als Herbert-Baum-Gruppe bekannt geworden ist. Die Herbert-Baum-Gruppe nahm mit jüdischen Widerstandsgruppen und Gruppen von Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern aus anderen Ländern Kontakt auf und führte mit ihnen gemeinsam einen illegalen Kampf gegen die Nazis.

Die Herbert-Baum-Gruppe organisierte Maßnahmen, um jüdische Menschen vor der Deportation und Ermordung in Nazi-Vernichtungslagern zu retten.

Die militante Aktion der Herbert-Baum-Gruppe gegen die antikommunistische Nazi-Ausstellung „Das Sowjetparadies“ am 13. Mai 1942 in Berlin, bei der ein Teil der Ausstellung durch Brandsätze zerstört wurde, fand weltweit Beachtung.

Einige Wochen später wurde Herbert Baum und fast alle anderen Mitglieder der Widerstandsgruppe aufgrund Verrats verhaftet. Herbert Baum wurde am 11. Juni 1942 von den Nazis durch bestialische Folter ermordet, ohne etwas an die Gestapo preisgegeben zu haben.

Der Name Herbert Baum steht

- ★ für die Organisierung einer internationalistischen antinazistischen Front in Deutschland;
- ★ für den Kampf gegen den nazistischen Antisemitismus und gegen den industriellen Völkermord der Nazis an 6 Millionen Juden und Jüdinnen;
- ★ für den Kampf gegen den Antikommunismus und für die Solidarität mit der sozialistischen Sowjetunion zur Zeit Stalins.

Die Namen Olga Benario und Herbert Baum stehen für die Tradition des antifaschistischen und revolutionären Kampfes der wirklich kommunistischen Kräfte.

Grundschriften des wissenschaftlichen Kommunismus

Karl Marx/Friedrich Engels

Manifest der Kommunistischen Partei (1848)

92 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-00-7

Karl Marx

Kritik des Gothaer Programms (1875)

96 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-01-5

W. I. Lenin

Staat und Revolution (1917)

159 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-02-3

J. W. Stalin

Über die Grundlagen des Leninismus (1924)

137 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-03-1

W. I. Lenin

Was tun? (1902)

276 Seiten, Offenbach 1997, 10 €, ISBN 3-932636-04-X

J. W. Stalin

Über dialektischen und historischen Materialismus (1938)

45 Seiten, Offenbach 1997, 2 €, ISBN 3-932636-05-8

W. I. Lenin

Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus (1916)

Der Imperialismus und die Spaltung des Sozialismus (1916)

185 Seiten, Offenbach 1999, 8 €, ISBN 3-932636-36-8

W. I. Lenin

Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück (1904)

242 Seiten, Offenbach 2006, 10 €, ISBN 978-3-86589-042-9

W. I. Lenin

Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution (1905)

192 Seiten, Offenbach 2006, 8 €, ISBN 978-3-86589-043-6

W. I. Lenin

Materialismus und Empiriokritizismus (1908)

410 Seiten, Offenbach 2006, 15 €, ISBN 978-3-86589-050-4

Karl Marx/Friedrich Engels: **Ausgewählte Werke in zwei Bänden**

Band I: 1848 – 1874

650 Seiten, 25 €, Offenbach 2004, ISBN 3-86589-001-6

Band II: 1875 – 1894

504 Seiten, 25 €, Offenbach 2004, ISBN 3-86589-002-4

W. I. Lenin: **Ausgewählte Werke in zwei Bänden**

Band I: 1884 – 1917

916 Seiten, 30 €, Offenbach 2004, ISBN 3-932636-93-7

Band II: 1917 – 1923

1037 Seiten, 30 €, Offenbach 2004, ISBN 3-932636-94-5

**Grundschriften des wissenschaftlichen Kommunismus
in anderen Sprachen**

Karl Marx/Friedrich Engels

Manifest der Kommunistischen Partei (1848)

Türkisch:

Karl Marx/Friedrich Engels

Komünist Partisi Manifestosu

82 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-06-6

Englisch:

Karl Marx/Frederick Engels

Manifesto of the Communist Party

83 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-07-4

Französisch:

Karl Marx/Friedrich Engels

Manifeste du Parti Communiste

82 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-08-2

Spanisch:

Carlos Marx/Federico Engels

Manifiesto del Partido Comunista

87 Seiten, Offenbach 1997, 4 €, ISBN 3-932636-09-0

Farsi:

کارل مارکس فریدریش انگلس

مانیفست حزب کمونیست

97 Seiten, Offenbach 1999, 4 €, ISBN 3-932636-10-4

Russisch:

К. Маркс и Ф. Энгельс
Манифест Коммунистической Партии

80 Seiten, Offenbach 2004, 4 €, ISBN 3-932636-91-0

Russisch / Deutsch:

150 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-95-3

Serbokroatisch:

Karl Marx/Friedrich Engels

Manifest Komunisticke Partije

168 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-86589-000-8

Schriften und Texte des wissenschaftlichen Kommunismus

Marx, Engels, Lenin, Stalin

Über den Partisanenkampf

188 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-11-2

Programm der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki) – 1919

Programm der Kommunistischen Internationale – 1928

241 Seiten, Offenbach 2002, 10 €, ISBN 3-932636-19-8

Marx, Engels, Lenin, Stalin, Kl, Zetkin

Die kommunistische Revolution und die Befreiung der Frauen

164 Seiten, Offenbach 1997, 8 €, ISBN 3-932636-18-X

Autorenkollektiv: **Lehrbuch der politischen Ökonomie** (1954)

J. W. Stalin: **Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR** (1952)

515 Seiten, Offenbach 1997, 20 €, ISBN 3-932636-21-X

Autorenkollektiv

W. I. Lenin – Ein kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens (1947)

415 Seiten, Offenbach 1999, 15 €, ISBN 3-932636-35-X

W. I. Lenin/J. W. Stalin

Hauptmerkmale der Partei neuen Typs

143 Seiten, Offenbach 2000, 5 €, ISBN 3-932636-22-8

W. I. Lenin/J. W. Stalin

Über die Arbeiteraristokratie

115 Seiten, Offenbach 2001, 5 €, ISBN 3-932636-23-6

Marx, Engels, Lenin, Stalin

Grundlegende Merkmale der kommunistischen Gesellschaft

96 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-67-8

Autorenkollektiv

J. W. Stalin – Ein kurzer Abriss seines Lebens und Wirkens

409 Seiten, Offenbach 2003, 15 €, ISBN 3-932636-65-1

Stalin Werke Band 1 bis 13

sowie die vorhandenen Schriften 1934–1952, inklusive der “Geschichte der KPdSU(B) – Kurzer Lehrgang”

CD-ROM, Offenbach 2003, 10 €, ISBN 3-932636-72-4

Stalin-Biographie inklusive Werke-CD: 22 €, ISBN 3-932636-73-2

M. Glasser/A. Primakowski/B. Jakowlew

Studieren – Propagieren – Organisieren (1948 / 1951)

Drei Texte zu den Arbeitsmethoden von Marx, Engels, Lenin und Stalin

170 Seiten, Offenbach 2001, 8 €, ISBN 3-932636-20-1

Béla Fogarasi

Dialektische Logik – mit einer Darstellung erkenntnistheoretischer Grundbegriffe (1953)

430 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-12-0

Texte internationaler revolutionärer Erfahrungen

Unter der Redaktion von Gorki, Kirow, Molotow, Shdanow, Stalin, Woroschilow

Geschichte des Bürgerkrieges in Rußland (1937 / 1949)

Band 1: Die Vorbereitung der proletarischen Revolution

(Vom Beginn des Krieges 1914 bis Anfang Oktober 1917)

540 Seiten, Offenbach 1999, 20 €, ISBN 3-932636-15-5

Band 2: Die Durchführung der proletarischen Revolution

(Oktober 1917 bis November 1917)

750 Seiten, Offenbach 1999, 25 €, ISBN 3-932636-16-3

Autorenkollektiv

Mao Tse-tung – seine Verdienste, seine Fehler

Band 1: 1926 – 1949

400 Seiten, Offenbach 1997, 18 €, ISBN 3-932636-14-7

Band 2: 1950 – 1976

240 Seiten, Offenbach 2005, 13 €, ISBN 3-86589-036-9

Autorenkollektiv

Zur „Polemik“ – Die revisionistische Linie des XX. Parteitags der KPdSU (1956) und die grundlegenden Fehler der berechtigten Kritik der KP Chinas (1963)

630 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-70-8

Die Selbstkritik der KP Indonesiens im Kampf gegen

den „friedlichen Weg“ der modernen Revisionisten

Fünf wichtige Dokumente des Politbüros des ZK der KP Indonesiens (PKI) von 1966/67
148 Seiten, Offenbach 2005, 8 €, ISBN 3-86589-037-7

Autorenkollektiv

Kritik des Buches von Enver Hoxha „Imperialismus und Revolution“

264 Seiten, Offenbach 2005, 15 €, ISBN 3-86589-012-1

Texte internationaler revolutionärer Erfahrungen in anderen Sprachen

Autorenkollektiv

Der XX. Parteitag der KPdSU 1956 – ein revisionistisches und konterrevolutionäres Programm (Materialien und Diskussionsbeiträge) und „Programmatische Erklärung der Revolutionären Kommunisten der Sowetunion (Bolschewiki)“ von 1966 (Auszug)

in russischer Sprache: 106 Seiten, Offenbach 2002, 6 €, ISBN 3-932636-47-3

in türkischer Sprache: 120 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-75-9

in französischer Sprache: 176 Seiten, Offenbach 2005, 8 €, ISBN 3-86589-005-9

in italienischer Sprache: 108 Seiten, Offenbach 2006, 8 €, ISBN 978-3-86589-004-7

Dokumente und Analysen

Zur Geschichte Afghanistans – Ein Land im Würgegriff des Imperialismus

Über die Kriegspolitik des deutschen Imperialismus in Afghanistan

289 Seiten, Offenbach 2002, 15 €, ISBN 3-932636-48-1

Der UN-Teilungsplan für Palästina und die Gründung des Staates Israel (1947/48)

Anhang: PLO-Charta von 1968 mit kritischen Anmerkungen

120 Seiten, Offenbach 2002, 8 €, ISBN 3-932636-52-X

Texte zu Deutschland und dem deutschen Imperialismus

Die Rote Fahne – Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands
(Sektion der Kommunistischen Internationale)

Begründet von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

Reprint 1929 – Februar 1933, Hardcover-Bände im Format DIN A3

Januar – März 1929, 1080 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-018-0

April – Juni 1929, 534 Seiten, Offenbach 2005, 70 €, ISBN 3-86589-019-9

Juli – September 1929, 1054 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-020-2

Oktober – Dezember 1929, 1054 Seiten, Offenbach 2005, 95 €, ISBN 3-86589-021-0

Januar – Februar 1933, 452 Seiten, Offenbach 2005, 70 €, ISBN 3-86589-034-2

Autorenkollektiv

Die Verbrechen des deutschen Imperialismus im Ersten Weltkrieg

150 Seiten, Offenbach 2004, 8 €, ISBN 3-932636-92-9

Autorenkollektiv

**Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und
das revolutionäre Programm der KPD (1918)**

200 Seiten, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-932636-74-0

Georgi Dimitroff

Gegen den Nazifaschismus

371 Seiten, Offenbach 2002, 20 €, ISBN 3-932636-25-2

Autorenkollektiv

1418 Tage – Der Krieg des deutschen Nazifaschismus gegen die
Diktatur des Proletariats in der Sowjetunion (22. Juni 1941 – 8. Mai 1945)

220 Seiten, Offenbach 2005, 13 €, ISBN 3-86589-035-0

Autorenkollektiv: **Marx und Engels über das reaktionäre Preußentum** (1943)

Alfred Klahr: **Gegen den deutschen Chauvinismus** (1944)

130 Seiten, Offenbach 1997, 5 €, ISBN 3-932636-13-9

Autorenkollektiv

Über den Widerstand in den KZs und Vernichtungslagern des Nazifaschismus

204 Seiten, Offenbach 1998, 13 €, ISBN 3-932636-34-1

Gudrun Fischer

„Unser Land spie uns aus“

Jüdische Frauen auf der Flucht vor dem Naziterror nach Brasilien

220 Seiten, Offenbach 1998, 13 €, ISBN 3-932636-33-3

Freies Deutschland – Illustrierte Zeitschrift der antifaschistischen Emigration
erschienen in Mexiko von November 1941 bis Juni 1946

Band 1: Nov. 1941 – Okt. 1942, 440 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-96-1

Band 2: Nov. 1942 – Nov. 1943, 460 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-97-X

Band 3: Dez. 1943 – Nov. 1944, 480 Seiten, 30 €, ISBN 3-932636-98-8

Band 4: Dez. 1944 – Juni 1946, 660 Seiten, 35 €, ISBN 3-932636-99-6

Internationale Hefte der Widerstandsbewegung (1959 – 1963)

Analysen und Dokumente über den internationalen Widerstand gegen den Nazifaschismus

Band 1: Heft 1 – 4 (1959 – 60), 560 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-49-X

Band 2: Heft 5 – 10 (1961 – 63), 528 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-50-3

Bd. 1 & 2 in einem Band (Hardcover): 1084 Seiten, Offenbach 2002, 80 €, ISBN 3-932636-51-1

Das Potsdamer Abkommen (1945)

Anhang: Die Dokumente von Teheran und Jalta

83 Seiten, Offenbach 2001, 5 €, ISBN 3-932636-24-4

Bericht des internationalen Lagerkomitees des KZ Buchenwald (1949)

237 Seiten, 2. Auflage, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-932636-26-0

Autorenkollektiv

Die Gründung der SED und ihre Vorgeschichte (1945 – 1946)

702 Seiten, Offenbach 2000, 33 €, ISBN 3-932636-38-4

Autorenkollektiv

10 Jahre „Deutsche Einheit“: **Nazi-Terror von Hoyerswerda bis Düsseldorf**

Nazis, Staat und Medien – ein Braunbuch

222 Seiten, Offenbach 2000, 13 €, ISBN 3-932636-37-6

Romane zur Geschichte der Revolutionen und Befreiungskämpfe

A. Schapowalow

Auf dem Weg zum Marxismus

Erinnerungen eines Arbeiterrevolutionärs

337 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-29-5

S. Mstislawski

Die Krähe ist ein Frühlingsvogel

404 Seiten, Offenbach 1997, 15 €, ISBN 3-932636-17-1

I. Popow

Als die Nacht verging

593 Seiten, Offenbach 1997, 20 €, ISBN 3-932636-30-9

Materialien

(Spiralbindung, DIN A4)

Leninismus – Lesehefte für Schulungen und Selbstunterricht

500 Seiten, Offenbach 2004, 30 €, ISBN 3-932636-90-2

Die Kommunistische Internationale in Resolutionen und Beschlüssen

Band 1: 1919 – 1924

416 Seiten, Offenbach 1998, 30 €, ISBN 3-932636-27-9

Hardcover: Offenbach 1998, 55 €, ISBN 3-932636-60-0

Band 2: 1925 – 1943

452 Seiten, Offenbach 1998, 35 €, ISBN 3-932636-28-7

Hardcover: Offenbach 1998, 60 €, ISBN 3-932636-61-9

Die Kommunistische Partei der Sowjetunion in Resolutionen und Beschlüssen der Parteitage, Konferenzen und Plenen des ZK

Teil 1: 1898 – 1917

282 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-76-7
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-77-5

Teil 2: 1917 – 1924

290 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-82-1
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-83-X

Teil 3: 1924 – 1927

300 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-84-8
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-85-6

Teil 4: 1927 – 1932

300 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-86-4
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-87-2

Teil 5: 1932 – 1953

340 Seiten, Offenbach 2004, 22 €, ISBN 3-932636-88-0
Hardcover: Offenbach 2004, 47 €, ISBN 3-932636-89-9

Zur internationalen Lage 1919 – 1952

359 Seiten, Offenbach 2003, 25 €, ISBN 3-932636-71-6
Hardcover: Offenbach 2003, 50 €, ISBN 3-932636-78-3

Dokumente der Internationalen Roten Hilfe und der Roten Hilfe Deutschlands

593 Seiten, Offenbach 2003, 35 €, ISBN 3-932636-66-X
Hardcover: Offenbach 2003, 60 €, ISBN 3-932636-81-3

Dokumente zum Studium der Palästina-Frage (1922 – 1948)

180 Seiten, Offenbach 1997, 10 €, ISBN 3-932636-32-5
Hardcover: Offenbach 1997, 35 €, ISBN 3-932636-59-7

Dokumente zum Studium des Spanischen Bürgerkriegs (1936 – 1939)

680 Seiten, Offenbach 1997, 30 €, ISBN 3-932636-31-7
Hardcover: Offenbach 1997, 55 €, ISBN 3-932636-58-9

Indien und die Revolution in Indien

262 Seiten, Offenbach 2005, 20 €, ISBN 3-86589-039-3
Hardcover: Offenbach 2005, 45 €, ISBN 3-86589-040-7

Dokumente des Kampfes der Kommunistischen Partei Chinas gegen den modernen Revisionismus 1956 – 1966

Teil I: 1956 – 1963

346 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-44-9
Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-62-7

Teil II: Die Polemik über die Generallinie der internationalen kommunistischen Bewegung (1963)

330 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-45-7
Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-63-5

Teil III: 1963 – 1966

320 Seiten, Offenbach 2002, 25 €, ISBN 3-932636-46-5

Hardcover: Offenbach 2002, 50 €, ISBN 3-932636-64-3

Dokumente des Kampfes der Partei der Arbeit Albanien gegen den modernen Revisionismus 1955 – 1966

Teil I: 1955 – 1962

418 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-68-6

Hardcover: Offenbach 2003, 55 €, ISBN 3-932636-79-1

Teil II: 1963 – 1966

422 Seiten, Offenbach 2003, 30 €, ISBN 3-932636-69-4

Hardcover: Offenbach 2003, 55 €, ISBN 3-932636-80-1

Dokumente des ZK der KPD 1933 – 1945

505 Seiten, Offenbach 2001, 35 €, ISBN 3-932636-41-4

Hardcover: Offenbach 2001, 50 €, ISBN 3-932636-57-0

Materialien zur Gründung der SED (1945/46)

Band 1: Berichte und Protokolle

Die Parteitage der KPD, SPD und SED im April 1946

319 Seiten, Offenbach 2001, 25 €, ISBN 3-932636-40-6

Hardcover: Offenbach 2001, 50 €, ISBN 3-932636-53-8

Band 2: Vortragsdispositionen (1945 – 1946)

Materialien für politische Schulungstage, herausgegeben vom ZK der KPD

250 Seiten, Offenbach 2001, 20 €, ISBN 3-932636-39-2

Hardcover: Offenbach 2001, 45 €, ISBN 3-932636-54-6

Band 3: Einheit (1946)

Einheit – Monatsschrift zur Vorbereitung der sozialistischen Einheitspartei,

Einheit – Theoretische Monatsschrift für Sozialismus

380 Seiten, Offenbach 2002, 28 €, ISBN 3-932636-42-2

Hardcover: Offenbach 2002, 53 €, ISBN 3-932636-55-4

Band 4:

Alexander Abusch: **Der Irrweg einer Nation** (1946)

Georg Rehberg: **Hitler und die NSDAP in Wort und Tat** (1946)

Walter Ulbricht: **Die Legende vom „deutschen Sozialismus“** (1945)

Paul Merker: **Das dritte Reich und sein Ende** (1945)

540 Seiten, Offenbach 2002, 35 €, ISBN 3-932636-43-0

Hardcover: Offenbach 2002, 60 €, ISBN 3-932636-56-2

Band 5: Parteikonferenz der KPD am 2. und 3. März 1946

160 Seiten, Offenbach 2004, 10 €, ISBN 3-86589-003-2

Hardcover: Offenbach 2004, 35 €, ISBN 3-86589-008-3

Verlag Olga Benario und Herbert Baum
Postfach 10 20 51, D-63020 Offenbach
www.verlag-benario-baum.de

